

Flurina Graf

Migration in den Alpen

Handlungsspielräume und Perspektiven



[transcript] Kultur und soziale Praxis

Flurina Graf
Migration in den Alpen

Kultur und soziale Praxis

Eine Publikation des Instituts für Kulturforschung Graubünden

Flurina Graf (lic. phil.) ist Ethnologin und arbeitet als Senior Researcher am Institut für Kulturforschung Graubünden, Schweiz.

Flurina Graf

Migration in den Alpen

Handlungsspielräume und Perspektiven

[transcript]

Eine Publikation des Instituts für Kulturforschung Graubünden (www.kulturforschung.ch). Der Text entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts des Instituts für Kulturforschung Graubünden.

Für die finanzielle Unterstützung des Forschungsprojekts danken Autorin und Institut für Kulturforschung Graubünden dem Amt für Kultur / Kulturförderung Graubünden.

Die digitale Buchpublikation wurde ermöglicht durch Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung SNF.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Flurina Graf, Institut für Kulturforschung Graubünden

Umschlag- und Bildgestaltung: Bettina Gysin, Chur
Umschlagabbildung: Reiner Schilling, Casti-Wergenstein
Lektorat und Korrektorat: Joachim Jung, Sils im Engadin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-5564-3
PDF-ISBN 978-3-8394-5564-7
<https://doi.org/10.14361/9783839455647>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

1. Einleitung	7
1.1 Migration im ländlichen Raum als Forschungsthema	10
1.2 Eine Annäherung an die Untersuchungsregionen	18
2. Methoden und Begriffe	25
2.1 Migrationsbevölkerung als Untersuchungskategorie	25
2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage	27
2.3 Konzepte und Begriffe	35
3. Leben in der Tourismusregion Oberengadin	39
3.1 Segmentiertes Leben	42
3.2 Pseudo-urbanes Leben in der Tourismusregion	48
3.3 Inspirierende Aussichten	53
3.4 Mehrsprachigkeit als Chance und Herausforderung	57
4. Leben im ländlichen Avers und Schams	69
4.1 Wege ins Avers und Schams	70
4.2 Die Neuen im Dorf	76
4.3 Berufliche Gestaltungsmöglichkeiten in der ländlichen Region	79
4.4 Arbeitgeber als Schlüsselpersonen	83
5. Verbundenheiten und Zugehörigkeiten	91
5.1 Generalisierende Sichtweisen auf die Zugehörigkeit	93
5.2 Vom anfänglichen Befremden zu multiplen Zugehörigkeiten	95
5.3 Funktionale Orte und Sehnsuchtsorte	102
5.4 Praxen der Beheimatung	106
5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft	113
5.6 Kinder (des-)integrieren	125

5.7	Zukunftsaußichten	131
6.	Peripherie im Zentrum Europas	135
6.1	Peripherie kompensieren	137
6.2	Was dennoch fehlt	143
7.	Transnational multilokale Lebenswelten	147
7.1	Multilokales Leben	149
7.2	Transnationale Familiennetzwerke	153
8.	Migration als Potenzial für alpine Räume	159
8.1	Das erkannte Potenzial – flexible Arbeitskräfte mit hoher Leistungsbereitschaft	162
8.2	Das unerkannte Potenzial – berufliche Dequalifizierung	165
8.3	Abwanderung kompensieren – Leerräume besetzen	169
8.4	Erwünschte politische Partizipation	172
8.5	Von Migrantinnen und Migranten lernen	176
8.6	Potenzziale erkennen und fördern	184
9.	Migration in Graubünden – eine Erfolgsgeschichte?	189
9.1	Fremd bleiben	191
9.2	Kategorien brechen auf	195
10.	Bibliographie	197
11.	Anhang	211
11.1	Interviewpartnerinnen und Interviewpartner im Oberengadin	211
11.2	Interviewpartnerinnen und Interviewpartner im Avers und Schams	212
11.3	Gespräche/Korrespondenz mit thematischen Schlüsselpersonen	213
11.4	Personen-Kurzporträts Oberengadin	214
11.5	Personen-Kurzporträts Avers und Schams	220
11.6	Dank	224

1. Einleitung

Migration wird in erster Linie mit dem urbanen Raum assoziiert. Städte wachsen durch Migration und die städtische Lebensweise ist von der damit einhergehenden Vielfalt geprägt. Die Mehrheit der Migrantinnen und Migranten zieht es denn auch in die Städte. Diese bieten die Aussicht auf eine Arbeitsstelle, zentrale Infrastruktur und Ressourcen wie den Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und Freizeitmöglichkeiten. Arbeitsmarkt und Bildungsangebot sind – im Vergleich zum ländlichen Raum – ausdifferenziert und erleichtern eher eine den eigenen Qualifikationen und Fähigkeiten entsprechende berufliche Weiterentwicklung. In Städten mit grosser Migrationsbevölkerung ist es für neuzuziehende Migrantinnen und Migranten zudem einfacher, Menschen aus ihrem Herkunftsland zu treffen und so erste Kontakte vor Ort zu knüpfen und erste soziale Netzwerke aufzubauen (Geisen 2017: 35f.). Dabei unterscheiden sich auch Städte stark voneinander – eine Heterogenität, der laut Glick Schiller und Çağlar (2011) in der Forschung noch zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Selbstverständlich ist und war Migration auch für ländliche Regionen von Bedeutung. Historisch wurde für Graubünden insbesondere der Wegzug von Bündnerinnen und Bündnern umfassend aufgearbeitet, beispielsweise die Geschichte der Bündner Zuckerbäcker oder die Auswanderung nach Übersee.¹ Gleichzeitig zogen Menschen – mehrheitlich aus den umliegenden Ländern – in den Kanton, insbesondere zur saisonalen Unterstützung in der Landwirtschaft, im Baugewerbe und im Tourismus. Grosses Bauvorhaben wie

¹ Vgl. für einen allgemeinen Überblick zur Auswanderung Bundi (o.J.) sowie Bolliger (2000); zur Schamser Auswanderung Michael-Caflisch (2008); zur Geschichte der Bündner Zuckerbäcker Kaiser (1985), zu den Bündner Zuckerbäckerfrauen Pfeifer (2008).

Tunnel-, Bahn- oder Kraftwerkbau konnten nur dank zahlreichen ausländischen Arbeitskräften realisiert werden.²

Noch wenig erforscht ist die aktuelle Situation der Migration im Kanton.³ In Graubünden liegt der Ausländeranteil an der ständigen Wohnbevölkerung bei 18.6 % und somit deutlich unter dem gesamtschweizerischen Durchschnitt von 25.1 %, aber auch unter dem des ebenfalls touristischen Alpenkantons Wallis mit einem Ausländeranteil von 22.7 %.⁴ Vertieftes Wissen über fast ein Fünftel der Bevölkerung – eingebürgerte Schweizerinnen und Schweizer mit Migrationshintergrund sowie Zugewanderte mit Kurzaufenthaltsbewilligungen nicht mitgezählt – scheint notwendig. Hier setzt die vorliegende qualitative kulturwissenschaftliche Forschung an. Mit einem akteurszentrierten Ansatz sollen Migrantinnen und Migranten zu Wort kommen. Es interessiert die persönliche Einschätzung ihres Handlungsspielraums sowie ihrer Gestaltungsmöglichkeiten und es werden Strategien nachgezeichnet, die sie in ihrem Migrationsprozess entwickelt und angewendet haben. Die subjektive Sichtweise der Betroffenen ist zentrales Element dieses explorativen Forschungsprojekts, das die Komplexität und die Vielschichtigkeit des Migrationsphänomens sichtbar machen und einen Einblick in die Wahrnehmung der Migrantinnen und Migranten gewähren soll. Dies mag für die ortskundige Leserin oder den ortskundigen Leser zuweilen überraschende Perspektiven auf vermeintlich Bekanntes eröffnen, aber vielleicht auch unerwartete Gemeinsamkeiten offenbaren.

Folgende Fragen leiten das Erkenntnisinteresse: Wie lebt es sich als Migrantin oder Migrant ausserhalb des urbanen Raums, wo es kaum Menschen gleicher Herkunft gibt und wo das Angebot an und der Zugang zu Strukturen, welche die berufliche und soziale Integration erleichtern, fehlt oder sehr eingeschränkt ist? Wie schätzen diese Menschen ihren Handlungsspielraum ein? Wie gelingt es ihnen, in diesem Umfeld Fuß zu fassen und sich einzurichten? Wo und wem fühlen sie sich zugehörig und verbunden? Was erwarten

² Vgl. für einen allgemeinen Überblick zur Zuwanderung Collenberg (o.J.) sowie Bollier (2000); zur Zuwanderung im Zusammenhang mit dem Bau des Albula-tunnels Schegg (2013); zur Zuwanderung im Zusammenhang mit dem Bau der Berninabahn Tognina (2010); zur Zuwanderung im Zusammenhang mit der Hotellerie Kessler (1997).

³ Vgl. 1.1 Migration im ländlichen Raum als Forschungsthema.

⁴ Faktenblatt: Statistik Zuwanderung – Ausländerinnen und Ausländer im Kanton Graubünden 2018. AWT Graubünden (Quelle: Staatssekretariat für Migration, Ausländerstatistik) sowie die Bevölkerungsstatistik des Kanton Wallis per 31.12.2018 <https://www.vs.ch/de/web/acf/statpop> (23.7.2020).

und wünschen sie sich von der Zukunft? Und schliesslich, welches Potenzial⁵ bringen die Migrantinnen und Migranten mit und welche Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten bietet ihnen die Region? Diesen Fragen geht die vorliegende Forschung nach, indem sie das Gespräch mit Migrantinnen und Migranten sucht und diese ihre Sicht der Dinge darstellen lässt.

Die interviewten Menschen sind aus dem Ausland nach Graubünden gezogen. Der Begriff der Einwanderung wird hier jedoch bewusst vermieden, denn wer einwandert, ist zugleich anderswo ausgewandert. Die Begriffe »Einwanderung« und »Auswanderung« implizieren etwas Endgültiges, Abgeschlossenes. Dass dem nicht so ist, wird auf den folgenden Seiten deutlich. Die mobilen Menschen bleiben mit bisherigen Lebensstationen verbunden und unterhalten Verbindungen mit Menschen an den verschiedensten Orten. Dies zeigen auch historische Arbeiten zur Migration der Bündner Bevölkerung. Zugleich ist Migration etwas sehr Dynamisches. Die Lebenssituationen verändern sich ständig und die Zukunftspläne werden laufend angepasst. Die Menschen leben nicht hier oder dort, sondern hier, dort und dazwischen. Ihre Bezugspunkte verlagern sich, ihr Mobilitätsverhalten passt sich den aktuellen Lebensumständen an, sodass es schwierig wird, eine Person einer bestimmten Kategorie zuzuordnen. Dies wird im Kapitel »Verbundenheiten und Zugehörigkeiten« deutlich. Die im Rahmen dieser Forschung aufgezeichneten Interviews sind Momentaufnahmen. Politische Diskussionen im Vorfeld von Volksabstimmungen, aktuelle Ereignisse wie die sogenannte »Flüchtlingskrise« von 2015 oder wirtschaftliche Krisen und Aufschwünge hier, in den Herkunftsländern oder anderswo beeinflussen die Themensetzung und Gewichtung durch die Interviewten. Obwohl die Schwerpunkte dieser Forschung nicht direkt mit tagesaktuellen Geschehnissen im Zusammenhang stehen, sind letztere für die Wahrnehmung der Interviewten zur Zeit des Gesprächs von Bedeutung.⁶

Zum Kontext gehört auch die Tatsache, dass in Graubünden die Berücksichtigung spezifischer Bedürfnisse der ausländischen Bevölkerung von offi-

-
- 5 Potenzial von lat. »potentia«: Stärke, Macht; bezogen auf die Fragestellung heisst dies, welche (noch brach liegenden) Stärken bringen die Zugewanderten mit, aber auch welche Entwicklungsmöglichkeiten bietet ihnen die Zielregion?
 - 6 Die Interviews wurden zwischen August 2015 und November 2016 geführt. Am 9.2.2014 nahm die Schweizer Bevölkerung die Volksinitiative »Gegen Masseneinwanderung« an. In die Zeit der Interviews fielen die Diskussionen um die Umsetzung derselben. Am 28.2.2016 wurde die Initiative »Zur Durchsetzung der Ausschaffung krimineller Ausländer« vom Stimmvolk abgelehnt.

zieller Seite lange kein Thema war. Als letzter Kanton kam Graubünden 2008 der gesetzlichen Verpflichtung nach, eine Fachperson für Integrationsfragen zu ernennen.⁷ Erst damit setzte eine kantonal koordinierte Integrationsförderung ein, mit der die Thematik allmählich auch verstärkt ins öffentliche Bewusstsein trat. Fast alle Interviewten waren vor dieser Zeit in die Region gezogen. Ihre Schilderungen zum Ankommen und Sich-Einrichten beziehen sich auf eine Zeit, als dieser Prozess noch stärker als heute als Privatsache galt und bedeutende Angebote für die berufliche und soziale Integration wie z.B. Sprachkurse ausserhalb der Kantonsstadt kaum vorhanden waren.⁸ Es gab kein koordiniertes Angebot und die Information für Neuankommende hing von engagierten Gemeindekanzlistinnen oder weiteren Schlüsselpersonen im Dorf oder bei der Arbeit ab. Wo dies fehlte, stützten sich die Interviewten bei ihrer Ankunft auf bereits vor Ort ansässige Bekannte. Dieses persönliche Umfeld spielt bis heute für Entscheidungen wie z.B. die Wahl von Krankenversicherungen oder den Antrag auf eine Niederlassungsbewilligung eine wichtige Rolle, nicht zuletzt auch aufgrund eigener Uninformiertheit, wie sich in den Interviews zeigte. Für Patricia Ganter von der Fachstelle Integration Graubünden wäre umfassende Information jedoch eine zentrale Voraussetzung für eine erfolgreiche Integration. Dass Integration als Privatsache angeschaut wurde, zeigt sich auch daran, dass bis vor Kurzem von staatlicher Seite kaum gefördert, aber auch weniger gefordert wurde als heute, insbesondere in punkto Sprachkompetenz. Vor diesem Hintergrund sind viele der hier zitierten Aussagen zu lesen.

1.1 Migration im ländlichen Raum als Forschungsthema

Von Politik und Medien werden die Themen Migration und Integration intensiv diskutiert und auch instrumentalisiert. Dabei wird Migration mehrheitlich als städtisches Phänomen und als Problem gedacht. In den letzten Jahren ist jedoch ein wachsendes Interesse an der Thematik auch für den

7 AuG, Art. 57 Abs. 3 vom 16. Dezember 2005: »Die Kantone bezeichnen für das Bundesamt eine Ansprechstelle für Integrationsfragen.«

8 Der Leiterin der Fachstelle Integration Patricia Ganter zufolge wird Integration im Kanton Graubünden bis heute stärker als anderswo als Privatsache verstanden. Es mangle an einer »Willkommenskultur« (Interview vom 30.1.2014).

ländlichen Raum erkennbar, insbesondere in der Integrations- und Raumplanungspolitik. So unterstützt das Programm Periurban der Eidgenössischen Kommission für Migration (EKM) seit 2008 Gemeinden im ländlichen Raum bei der Integrationsförderung.⁹ Auch in den Nachbarländern Österreich und Deutschland wird Migrations- und Integrationspolitik vermehrt mit Regionalentwicklung verbunden und länderübergreifende Projekte wie PlurAlps greifen das Thema ebenfalls auf.¹⁰ Durch eine bessere Nutzung der Potenziale der Migrantinnen und Migranten sollen die Folgen des demographischen Wandels und der Abwanderung in die Städte aufgefangen und gleichzeitig die Attraktivität für Zugewanderte gesteigert werden. Ein allmäßlicher Perspektivwechsel in der Politik von einer Problem- und Defizitorientierung zu einer Ressourcen- und Potenzialorientierung ist erkennbar. Das Bewusstsein wächst, dass gerade kleinere Gemeinden zur Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit auf Zuwanderung angewiesen sind. Noch wenig wird jedoch über diese utilitaristische Sichtweise hinaus gefragt, ob und inwiefern die Interaktionen einer durch Zuwanderung veränderten Bevölkerung auf der individuellen, sozialen und kulturellen Ebene als Bereicherung erfahren werden oder werden können.

Auch die kultur- und sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem facettenreichen Phänomen der Zuwanderung konzentriert sich nach wie vor mehrheitlich auf das Geschehen im urbanen Raum. Obwohl Jentsch und Simard bereits 2009 Forschungsbedarf zur Situation in ländlichen Regionen konstatierten, sind seither erst wenige Studien dazu erschienen, sowohl in der Schweiz, als auch in den umliegenden Ländern. Die Autorinnen weisen zudem auf die Schwierigkeit der Vergleichbarkeit hin. Die nationalen und regionalen Rahmenbedingungen unterscheiden sich beträchtlich. So

⁹ <https://www.periurban.ch> (23.7.2020).

¹⁰ Vgl. für Deutschland Schader-Stiftung (2011) und für Österreich Machold et al. (2013), Machold und Dax (2017). Letztere stellen fest, wie umsetzungsorientierte Programme die Zuwanderung in den ländlichen Raum seit der Flüchtlingswelle von 2015/2016 vermehrt auch als Chance wahrnehmen (z.B. das Programm für ländliche Entwicklung LEADER https://www.bmvt.gv.at/land/laendl_entwicklung/leader.html (23.7.2020)). Das 2019 beendete Projekt PlurAlps zielte auf die Entwicklung einer Willkommenskultur in ländlichen Regionen ab, um dadurch die Attraktivität und den sozialen Zusammenhalt zu stärken. <https://www.alpine-space.eu/projects/pluralps/en/home> (23.7.2020).

können beispielsweise Gemüseproduzenten in Südeuropa¹¹ als Arbeitgeber nicht mit Kleinbauern im Alpenraum verglichen werden und innerhalb des Alpenraums treffen Migrantinnen und Migranten sehr unterschiedliche gesetzliche, wirtschaftliche und infrastrukturelle Rahmenbedingungen an (Jentsch und Simard 2009). Einen Überblick über die Forschung der vielgestaltigen Zuwanderung in ländliche Räume Europas und über die Auswirkungen dieser Zuwanderung bietet Kordel (2016). Er beschreibt für den ländlichen Raum Europas zentrale Wanderungsphänomene wie Counterurbanisierung, »Amenity und Lifestyle Migration«, »Rural Retirement Migration« sowie Arbeits- und Fluchtmigration unter Hervorhebung des oft temporären Charakters dieser Migrationsprozesse. Dabei bezieht er sich auf das »new mobility paradigm« (Sheller und Urry 2006). Kordel fasst positive Auswirkungen der Zuwanderung zusammen wie wachsende Steuereinnahmen sowie die Ankurbelung des lokalen Wirtschafts- und Soziallebens dank relativ wohlhabender, konsumorientierter und sich mit der Region identifizierender Lifestyle- oder Amenity-Migranten. Auf dem Immobilienmarkt treiben diese jedoch die Preise in die Höhe, während durch die Fluchtmigration die Nachfrage nach Gebäuden für Gruppenunterkünfte sowie günstigem Wohnraum steigt. Der Sammelband von Kordel, Weidinger und Jelen (2018) macht die Diversität von Zuwanderungsprozessen in ländliche Räume Europas und die damit verbundenen Folgen deutlich und gewährt einen Überblick über aktuelle Forschungsarbeiten zum Thema.

Milbourne und Kitchen (2014) nehmen das »new mobility paradigm« auf und wenden es im Sinne eines »rural mobilities«-Ansatzes ausschliesslich auf den ländlichen Raum an. Sie zeigen an Fallbeispielen aus England die Gleichzeitigkeit von Mobilität und Beständigkeit im ländlichen Raum auf. Die Narrative von Ländlichkeit wie Stabilität, Verwurzelung und Ortsgebundenheit stehen einer breiten Palette an Wanderungsprozessen wie Abwanderung, Rückkehr, Zuwanderung aus den Städten sowie saisonaler Zuwanderung von Touristen und Zweitwohnungsbesitzern gegenüber. Wer wegzieht, bleibt über digitale Technologien und Besuche mit dem Herkunftsland verbunden. Gleichzeitig ist das Alltagsleben der Bewohnerinnen und Bewohner von Mobilität geprägt. Arbeitsplätze, Einkaufsmöglichkeiten und weitere zentrale Dienstleistungen liegen oft weit entfernt und machen tägliche Fahrten nötig. Das Potenzial virtueller Mobilitäten, die das Arbeiten im Homeoffice

¹¹ Vgl. zur Arbeitsmigration in ländliche Regionen z.B. zu Süditalien Colloca und Corrado (2013).

über grössere Distanzen hinweg ermöglichen würden, ist den Autoren zufolge noch nicht ausgeschöpft. Breitband-Internetverbindungen sind zum Zeitpunkt der Studie in den Untersuchungsregionen noch wenig verbreitet.

Schneider und Redepenning (2011) versuchen den Zusammenhang von Mobilität und Ländlichkeit am Beispiel Ostdeutschlands in vier Grundfiguren zu erfassen, die sowohl gesellschaftliche Kommunikationsprozesse auf der Makroebene als auch individuelle Mobilitätspraktiken abbilden und von Individuen als legitimierende Basis für Mobilitätsentscheidungen genutzt werden: Das Ländliche als Abwanderungsraum, betroffen von »Brain Drain« aufgrund von wirtschaftlich getriebener Migration; das Ländliche als übersichtlichen und harmonischen Heimtraum, der zur Rückkehr animiert; das Ländliche als leeren Möglichkeitsraum, der die Möglichkeit zur Entfaltung des eigenen Selbst verspricht sowie die Figur des verlorenen und stillstehenden Ländlichen, verbunden mit der Praxis der Immobilität und des aktiven Dableibens. Drei Figuren beziehen sich auf im ländlichen Raum Geborene, die sich zum Weggehen, Zurückkehren oder Bleiben entscheiden. Einzig die Figur des Ländlichen als leerer Möglichkeitsraum bezieht sich auf Zugewanderte und zwar auf lebensstilorientierte »genügsame und anspruchslose [Raumpioniere]« (ebd. 16).

Eine frühe Fallstudie im deutschsprachigen Raum bieten Micksch und Schwier (2000). Ihnen zufolge ist ein gutes interkulturelles Zusammenleben im ländlichen Raum durchaus möglich, hängt jedoch von der ökonomischen Situation, den historischen Erfahrungen bei früheren Zuwanderungen und der Einstellung von Ortsautoritäten ab. Sie sehen das hohe Mass an sozialen Beziehungen, die Hilfsbereitschaft und die vielfältigen Möglichkeiten, Zuwandernde zu unterstützen, als fördernde Faktoren (2000: 34f.). Tilia (2000: 85) betont in ihrer ethnographischen Studie zur Integration bosnischer Flüchtlinge auf einer dänischen Insel ebenfalls die Wichtigkeit der Einstellung der lokalen Bevölkerung. Herrsche in der Gemeinde eine integrationsfeindliche Stimmung, seien »Zuwanderer verloren«. Dann könnten sie auf keine Unterstützung zurückgreifen (2000: 85).

Zinn-Thomas (2010) wählt in ihrer Studie zum deutschen Hunsrück die Perspektive der sogenannte Einheimischen und stellt fest, wie deren Perzeption der »Fremden« im historisch-politischen Kontext zu verstehen ist. Sie zeigt auf, wie die Wahrnehmung der in den 1990er Jahren zugewanderten »Russlanddeutschen« im Zusammenhang mit den zuvor stationierten Amerikanern steht. Während diese von den Einheimischen mehrheitlich als »Freunde« und Beschützer vor dem »Feind« aus dem Osten gesehen wurden,

assoziierte man die später zugezogenen »Russlanddeutschen« mit dem früheren Ostblock und damit verbunden mit Gefahr. Zinn-Thomas zeigt, wie »die Amerikaner Teil der Konstruktion des Eigenen geworden waren. Viele Einheimische hatten sich im Laufe der Zeit mit den Amerikanern identifiziert. Die Amerikaner hatten zu einer Veränderung ihres Selbstbildes beigetragen: vom Bild des durch die raue Landschaft geprägten ›Hunsrückers‹ hin zum offenen und toleranten Xenophilen« (Zinn-Thomas 2010: 239). Diese Offenheit übertrug sich aber nicht auf die Perzeption der neu zugewanderten »Russlanddeutschen«. »Aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen und Erwartungen der Einheimischen beiden Gruppen gegenüber wurde das, was als jeweils anders von den Einheimischen wahrgenommen wurde [...], unterschiedlich bewertet« (ebd. 241). Sogenannt kulturelle Differenzen wurden je nach Herkunft positiv oder negativ konnotiert. Insbesondere die negativ bewerteten Unterschiede führen Zinn-Thomas zufolge zur Ethnisierung der Fremden und einer damit verbundenen Exklusionsstrategie (ebd. 241f.).¹²

Verschiedene Studien rücken das ungenutzte Potenzial der Zuwanderung für den ländlichen Raum in den Fokus.¹³ Kirchhoff und Bolte (2015) von der deutschen Schader Stiftung fokussieren auf die Voraussetzungen und Potenziale für Integration und weisen diesbezüglich auf die grosse Bedeutung von Schlüsselpersonen und Vereinen hin. Sei deren Haltung durch Offenheit geprägt, schlage sich dies oft in einem positiven Klima in der Gemeinde nieder und vereinfache den Integrationsprozess von Zugezogenen, unabhängig von ihrer Herkunft. Vereinszugehörigkeit werde von den Alteingesessenen als Gradmesser für die Integration gesehen und bedeute für die Zugezogenen Zugang zu Informationen und Netzwerken. Die Nichtteilnahme hingegen könne die Ausgrenzung noch verstärken. Gleichzeitig führe der demografische Wandel zu einem veränderten Blick auf die Zuwanderung und Integration. Zur Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit der Gemeinden seien diese auf Zuwanderung angewiesen. Eine offene Haltung sei also von zentraler Bedeutung, weshalb auch vormals der Migration gegenüber eher kritisch eingestellte Gemeinden sich nun für eine erleichterte Zuwanderung einsetzen würden (Kirchhoff und Bolte 2015).

In dieselbe Richtung weist die Studie »Potenziale entfalten – Migration und Integration in ländlichen Regionen Österreichs« (Machold et al. 2013) der

¹² Ethnisierung: »Eine Einordnung und Festschreibung von Menschen und ihrem Handeln nach Kategorien einer kollektiven ›Herkunft‹« (Römhild 2007: 158).

¹³ Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

österreichischen Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Sie legt den Fokus auf die Untersuchung der Migrations- und Integrationsprozesse in ländlichen Regionen mit dem Ziel, die Potenziale von Migration und Integration für die Regionalentwicklung besser nutzen zu können. Die Autoren stellen fest, dass die von den Einheimischen geäusserte Meinung, Integration im ländlichen Raum sei einfacher, von den Migrantinnen und Migranten nicht geteilt werde. Die Vielfalt werde im ländlichen Raum meist als Problem gesehen und das Potenzial der Zugewanderten noch wenig erkannt und nicht genutzt. Die für den Spracherwerb wichtigen Kontakte mit Einheimischen gestalteten sich schwierig. Das Leben in den ländlichen Gemeinden sei eher ein Neben- als ein Miteinander. Die Lebenswelten der Zugewanderten würden sich kaum mit jenen der Einheimischen überschneiden. Migrantinnen und Migranten würden teilweise kaum wahrgenommen. Auch Reutlinger (2013) zweifelt an der Vorstellung der einfacheren Integration und dem harmonischen Zusammenleben im Dorf. Er fordert dazu auf, zuerst den Mythos des Dorfes als »heile Welt« mit einem »solidarischen ‚Wir‘« (ebd. 51) zu hinterfragen. Schon immer seien im Dorf soziale Grenzen gezogen worden. Da Beziehungen öffentlich seien, bleibe das »seelische Innenleben« (ebd. 51) verborgen und Freundschaften gebe es nicht, so Reutlinger. Und schliesslich sei auch das Dorf einem ständigen Wandel unterworfen. Das Dorf als abgeschlossene Einheit gebe es nicht. Es gelte, die unterschiedlichen Vorstellungen von Gemeinschaft, Solidarität und Integration zu untersuchen und nach deren Verhältnis »zu den alltäglich gemachten Erfahrungen« (ebd. 53) zu fragen.

In den Alpenregionen machen Bender und Borsdorf (2014: 15) eine Trendwende von der Abwanderung zur sogenannten »neuen Zuwanderung« aus. Einen ersten länderübergreifenden Überblick dazu geben Bender und Kanitscheider (2012), indem sie länderspezifische Studien zusammenfassen und eine danach vielfach zitierte Typologie verschiedener Mobilitätstypen in den Alpen präsentieren, basierend auf Perlak (2006). In Bezug auf die Schweizer Alpen betonen sie die zentrale Bedeutung der Expansion von Berufsbildungsinstitutionen in ländliche Regionen sowie das gut ausgebaute Verkehrsnetz für die Stabilisierung der Bevölkerungszahlen. Diese Infrastrukturen ermöglichen sowohl ein Verbleiben an Ort – junge Erwachsene müssen für ihre Ausbildung nicht mehr zwingend wegziehen – als auch multilokale Lebensformen. Als Reaktion auf die oben genannte Trendwende wurde das transnationale Netzwerk ForAlps (Foreign Immigration in the Alps)¹⁴ gegründet. Es

14 <https://www.foralps.eu> (23.7.2020).

vereint Fachleute aus Wissenschaft und Praxis, die sich mit Fragen zur Zuwanderung in den Alpenraum und den damit verbundenen Herausforderungen, Chancen und Potenzialen beschäftigen. Ein erster Sammelband dieses Netzwerkes fokussiert auf den Einfluss ausländischer Zuwanderung auf die Entwicklung im Alpenraum (Perlik et al. 2019).

Bender und Borsdorf (2014) konstatieren vor allem in den romanischsprachigen Alpenländern intensive Forschung zur »neuen Zuwanderung«. In Norditalien befassen sich das private Zentrum für angewandte Forschung Eurac Research in Bozen¹⁵ sowie der multidisziplinäre Verein »dislivelli«¹⁶ mit diesen »nuovi montanari«. Beide Institutionen fördern den internationalen Wissenstransfer. Der multidisziplinäre Verein »dislivelli« fasst italienische Wissenschaftler und Fachjournalisten zusammen, die sich mit Fragen der Ab- und Zuwanderung in alpinen Regionen beschäftigen. Ziel sind neben wissenschaftlichen Analysen über die »alten und neuen Bergbewohner« auch die Verbreitung und Umsetzung innovativer Visionen für die Bergregion. Dies geschieht über den Aufbau von Netzwerken zwischen Forschern, lokalen Behörden und Experten. Der Fokus der wissenschaftlichen Forschung liegt auf dem Potenzial der Zuwanderung in den Alpenraum.¹⁷ So untersuchten die zwei mit dem Verein verbundenen Soziologen Membretti und Lucchini (2018) beispielsweise den Zusammenhang zwischen der wachsenden Zuwanderung und dem Wohnungsangebot. Ihnen zufolge stellt der erschwingliche Wohnraum einen wichtigen Pull-Faktor für die Zuwanderung von Ausländern in die italienischen Alpen dar. Leerräume – auch in Bezug auf Infrastruktur und Arbeitsmarkt – bieten Zugwandernden die Möglichkeit, Neues zu schaffen. Die Autoren stellen aber gleichzeitig eine geringe soziale Integration der »neuen Bergbewohner« fest, die sie unter anderem auf fehlende Begegnungsorte und die ablehnende Haltung der lokalen Bevölkerung zurückführen. Einen Überblick über aktuelle Aspekte ausländischer Migration in italienische Bergregionen vermittelt der Sammelband »Per forza o per scelta« herausgegeben von Membretti, Kofler und Viazza (2017). Die Autorinnen und Autoren beleuchten darin die verschiedenen Hauptmigrationsmotive der Zugewanderten, die Auswirkungen der Zuwanderung auf die lokale Bevölkerung, institutionelle und politische Aspekte sowie Anpassungsstrategien. Nach Jahrzehn-

¹⁵ Eurac Research: Institut für Minderheitenrecht und Institut für Regionalentwicklung; www.eurac.edu (23.7.2020).

¹⁶ www.dislivelli.eu (23.7.2020).

¹⁷ Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

ten der Entvölkerung erfuhren die italienischen Alpen in den letzten Jahrzehnten ein durch Zuwanderung bedingtes Bevölkerungswachstum. Anfänglich zogen vor allem sogenannte »montanari per scelta« (»amenity migrants« und junge Menschen auf der Suche nach alternativen Lebensformen) sowie »montanari per necessità« (Zugewanderte aus wirtschaftlichen Motiven wie Arbeitsplätze oder günstiger Wohnraum) in die Berggebiete. Seit 2015 ist aufgrund der Verteilungspolitik des italienischen Staates ein starker Zuwachs von »montanari per forza« (Asylsuchende) zu verzeichnen. Die Auswirkungen dieser neuesten Migrationsbewegung werden in diesem Sammelband erstmals aus verschiedenen Perspektiven vertieft betrachtet.

In der Schweiz untersuchten Cretton et al. (2012) den Prozess der Integration von Zugewanderten im Unterwallis. Für die Eingliederung in die ländlichen Gemeinden spielt die Arbeit eine zentrale Rolle, insbesondere, wenn diese sichtbar sei. Die Autoren stellen fest, dass die Sichtbarkeit und Partizipation der Zugewanderten innerhalb der Gemeinde zentral sei für die Anerkennung und Akzeptanz durch die Dorfbevölkerung. Es werde erwartet, dass sie den ersten Schritt machen und dass sie sich an ungeschriebene Regeln und Normen halten würden.

Für Graubünden bietet der Film »Si pensava di restare poco« von Cangemi und von Aarburg (2003) einen ersten Einblick in die Erfahrungswelt von italienischen Migrantinnen und Migranten, die hauptsächlich in den 1950er und 1960er Jahren in den Kanton gezogen sind und heute in verschiedenen Funktionen an den unterschiedlichsten Orten im Kanton leben.¹⁸ Die Ethnologin Ostertag (2008) geht der Frage nach, wie es sich als »fremde Frau« im Münstertal lebt. Dazu befragt sie Frauen, die zwischen 1926 und 2000 ins Tal gezogen waren, zu ihren Fremdheitserfahrungen. Sie zeigt, wie die Abwanderung der jungen Einheimischen die Zuwanderung ankurbelte, wie durch den Ausbau von Transport- und Kommunikationsmitteln sowie den Tourismus Frauen aus immer weiter entfernten Regionen zuwanderten und wie sich ausgebildete Frauen im Münstertal Nischen schaffen mussten, um beruflich in ihrem Fachgebiet tätig sein zu können. Wie Cretton et al. stellt auch Ostertag fest, dass Arbeit für die Integration zentral war. Sie zeigt auch, wie sich jüngere Zugewanderte dank der grösseren Mobilität freier und mehreren Kontexten verbunden fühlen. Brunold-Bigler und Conzett (2013) lassen in der Publikation »Frauen schaffen Heimat« 24 Migrantinnen zu Wort kommen, die

¹⁸ Der Film entstand im Zusammenhang mit der Wanderausstellung zur italienischen Migration in die Schweiz nach 1945 im Auftrag des Rätischen Museums in Chur.

ihren Weg in den Kanton schildern und wie es ihnen gelungen ist, hier Fuss zu fassen. Die Geographin Meili (2014) untersucht in ihrer Masterarbeit das Phänomen der unternehmerisch tätigen New Highlanders in Graubünden, also Personen, die mit dem Ziel, im Bündner Berggebiet ein Unternehmen zu gründen, hierhergezogen sind.

Neuere kultur- und sozialwissenschaftliche Studien zum ländlichen (alpinen) Raum orientieren sich zunehmend am »new mobility paradigm«, dem der temporäre Charakter der Migration und das Wechselspiel zwischen Beständigkeit und Mobilität zugrunde liegen. Gleichzeitig heben sie das Potenzial der Zugewanderten für die Region sowie die Wichtigkeit von offenen Schlüsselpersonen vor Ort hervor und werfen die Frage auf, inwiefern Integration an diesen Orten im Vergleich zum urbanen Raum einfacher oder schwieriger ist. Der Fokus liegt dabei mehrheitlich auf wirtschaftlich besser gestellten und gut ausgebildeten Zugewanderten. Zu den Chancen und Herausforderungen der Migration von wenig qualifizierten Menschen und Flüchtlingen in Berggebiete gibt es bislang noch wenige Studien. Der Sammelband »Alpine Refugees« (Perlik et al. 2019) bietet jedoch einen Einblick in die sich intensivierende Forschungstätigkeit dazu. Kultur- und sozialwissenschaftliche Studien mit Fokus auf die Zuwanderung in stark touristisch geprägte alpine Regionen fehlen.¹⁹

1.2 Eine Annäherung an die Untersuchungsregionen

Die vorliegende Forschung fokussiert auf zwei Gebiete Graubündens, die sich in Wirtschaftsstruktur, geografischer Lage und ausländischem Bevölkerungsanteil deutlich unterscheiden. Es interessiert, ob und welche Übereinstimmungen respektive Unterschiede hinsichtlich der eingangs genannten Forschungsfragen bestehen. Gestützt auf die Raumtypologien des Bundesamtes für Statistik²⁰ wurden zwei sich möglichst kontrastierende Untersuchungsregionen im Kanton gewählt: das stark touristisch geprägte Oberengadin,

¹⁹ Vgl. 3 Leben in der Tourismusregion Oberengadin, Fussnote 2.

²⁰ Raumtypologie basierend auf der Volkszählung von 2000 nach BFS (Raumgliederung der Schweiz: Gemeindetypologie und Stadt/Land-Typologie 2012. BFS Aktuell, Mai 2017); Raumtypen ARE (INFOPLAN-ARE, GEOSTAT-BFS, Verkehrsmodell UVEK, VZ 2000, swisstopo). https://www.atlas.bfs.admin.ch/maps/13/de/12359_12482_3191_227/20387.html (23.7.2020).

das als alpines Tourismuszentrum mit teils ländlichem – in St. Moritz bereits mit städtischem – Charakter eingestuft wird, sowie die beiden aneinander grenzenden Täler Avers und Schams, die dem ländlich-peripheren Raum zugeordnet werden. Gemeinsam ist den beiden Regionen eine lange Migrationsgeschichte von Aus-, Ein- und Rückwanderungen sowie von saisonalen Grenzgängern und Grenzgängerinnen. Beide Regionen liegen an der Landesgrenze zu Italien und unterhalten seit jeher enge Kontakte zur Nachbarregion. Die Regionen unterscheiden sich aber hinsichtlich ihrer Erreichbarkeit. Während das Schams – und indirekt auch das Avers – an der alpenquerenden Nord-Süd-Transitroute ganzjährig gut erreichbar sind, führt die Anfahrt ins Oberengadin über Alpenpässe. Damit verbunden sind ein grösserer Zeitaufwand sowie klimatisch bedingte Einschränkungen wie unerwartet schwere Schneefälle, die zu temporären Strassen- oder Bahnsperren führen.

Obwohl für die Auswahl der Interviewten ihre Herkunft nicht das einzige Selektionskriterium war, folgen hier statistische Angaben dazu. Regional gibt es in der Schweiz beträchtliche Unterschiede bezüglich der Bevölkerungszusammensetzung nach Nationalitäten.

Das touristische Oberengadin

Die touristischen Regionen im Kanton weisen einen überdurchschnittlichen Ausländeranteil an der ständigen Wohnbevölkerung auf. An der Spitze liegt die Region Maloja (Oberengadin und Bergell) mit 30 % (St. Moritz 41 %). Über ein Drittel der ständigen Wohnbevölkerung ohne Schweizer Pass stammt aus Portugal (36 %), gefolgt von Italien (26 %) und Deutschland (17 %).²¹

Die Bevölkerungsstatistik der ständigen Wohnbevölkerung beschreibt die Situation im Oberengadin jedoch nur unzureichend. Zu den 30 % Zugewanderten ohne Schweizer Pass kommen ca. 3000 Grenzgängerinnen und Grenzgänger hinzu sowie ca. 2700 Menschen mit einer Kurzaufenthaltsbewilligung von maximal zwölf Monaten. Die Hauptherkunftsänder sind auch für die nicht ständige Wohnbevölkerung dieselben wie für die ständige ausländische Bevölkerung.²² Für das Funktionieren der regionalen Wirtschaft sind sie un-

²¹ AWT Graubünden: Ständige Wohnbevölkerung nach detaillierter Nationalität, Gemeinden (Gemeindestand 2018: 108 Gemeinden).

²² Die saisonalen Schwankungen der Grenzgänger für die Region Maloja sind über die Jahre hinweg erstaunlich gering (AWT Graubünden: Grenzgänger nach Gemeinden und Regionen Graubündens, Entwicklung 1996-2020. https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/awt/statistik/Arbeit_und_Erwerb/Seiten/Grenzgaenger.aspx (23.7.2020)); AWT Graubünden STATPOP 2017 Gemeinden Anwesenheit; vgl. auch Putzi (2019).

Abb. 1: In- und ausländische ständige Wohnbevölkerung im Oberengadin 2018²³

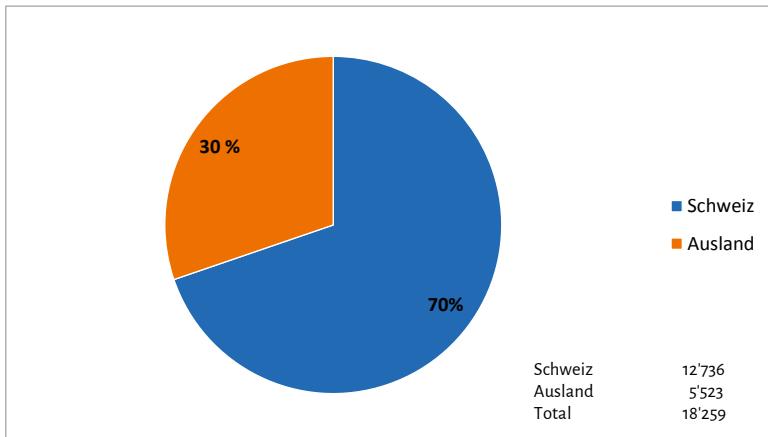
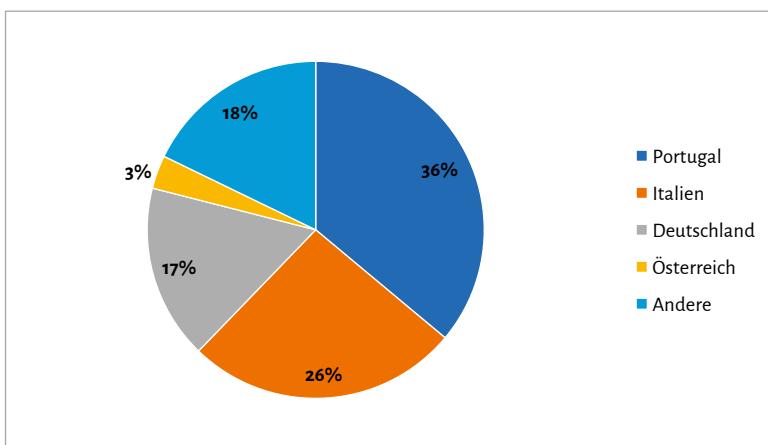


Abb. 2: Nationalität der ausländischen ständigen Wohnbevölkerung im Oberengadin 2018



23 Alle Angaben in den vier Grafiken stammen aus ebd.

verzichtbar. Sie dienen seit jeher als »Konjunkturpuffer« im Tourismusgewerbe und in der eng damit verbundenen Bauwirtschaft.²⁴ Diese prägen die Wirtschaft, aber auch das Migrationsgeschehen und damit die Bevölkerung im Oberengadin.²⁵ Es gibt also zahlreiche Menschen, die in bedeutendem Mass zum wirtschaftlichen Erfolg der Region beitragen, jedoch wenig wahrgenommen werden und auch keinen Anspruch auf staatliche Integrationsförderung haben. Diese richtet sich explizit an Migrantinnen und Migranten mit ständigem Wohnsitz im Kanton.²⁶ In der Hochsaison schwollt die Bevölkerung auf bis zu 100'000 Menschen an. St. Moritz und Umgebung werden temporär zur Stadt.²⁷

Die ländlich-peripheren Talschaften Avers und Schams

In der Untersuchungsregion Avers und Schams liegt der Ausländeranteil bei 12 %. Ein gutes Drittel der ausländischen Wohnbevölkerung stammt aus Portugal (35 %), gefolgt von Deutschland (23 %) und Italien (15 %).²⁸ Die Bevölkerungsstatistik verzeichnet in den letzten zwei Jahren zwischen 13 bis 17 Grenzgänger und 36 Kurzaufenthalter im Jahr 2017.²⁹ Das Schams liegt an der traditionell wichtigen Nord-Süd-Transitroute.

-
- 24 Vgl. zur Geschichte der Einwanderung ins Engadin Kessler (1997) und (2000) sowie Collenberg (o.J.).
- 25 Vgl. 3 Leben in der Tourismusregion Oberengadin.
- 26 AfM Graubünden: Kantonales Integrationsprogramm Graubünden 2018-2021 (KIP II). https://www.gr.ch/DE/themen/integration/Pdf/kip_II_gr.pdf (23.7.2020).
- 27 Vgl. Sauter und Seger (2014).
- 28 AWT Graubünden: Ständige Wohnbevölkerung per 31.12.2018: Eckwerte (Gemeindestand 2018: 108 Gemeinden). Aufgrund der sehr geringen Bevölkerungszahl im Avers und Schams können bereits geringe Veränderungen in der Bevölkerungszahl prozentual bedeutsame Schwankungen ergeben. Weitere Ausführungen zu den einzelnen Regionen: 3 Leben in der Tourismusregion Oberengadin und 4 Leben im ländlichen Avers und Schams.
- 29 AWT Graubünden: Grenzgänger nach Gemeinden und Regionen Graubündens, Entwicklung 1996-2020. https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/awt/statistik/Arbeit_und_Erwerb/Seiten/Grenzgaenger.aspx (23.7.2020); AWT Graubünden STATPOP 17 Gemeinden Anwesenheit.

Abb. 3: In- und ausländische ständige Wohnbevölkerung im Avers und Schams 2018

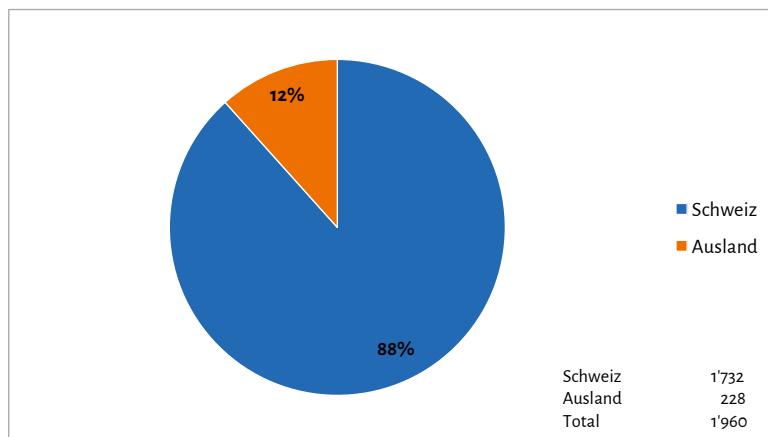
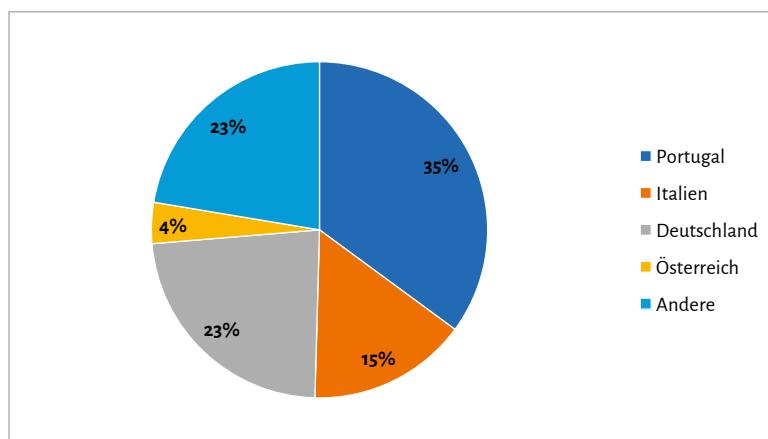
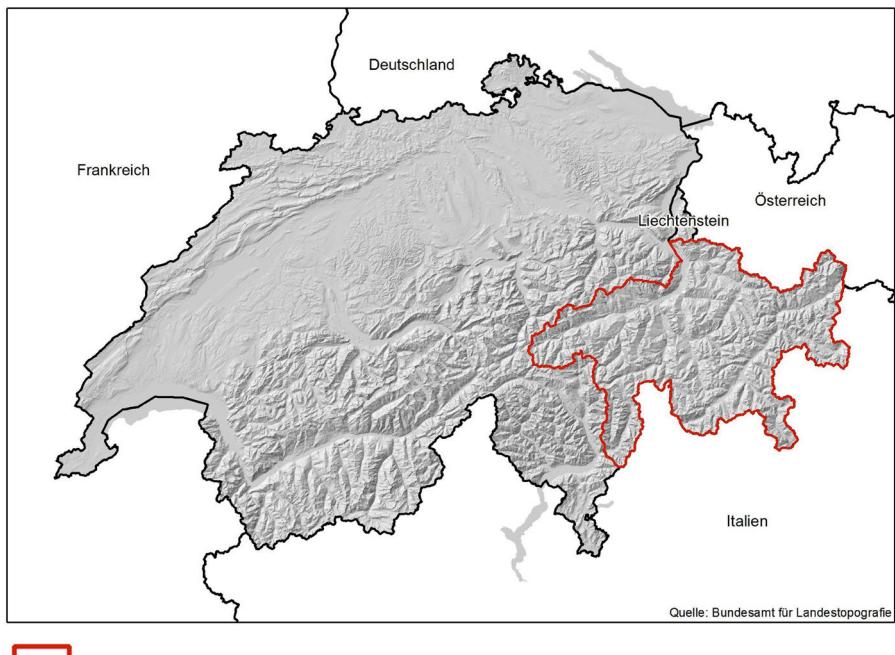


Abb. 4: Nationalität der ausländischen ständigen Wohnbevölkerung im Avers und Schams 2018



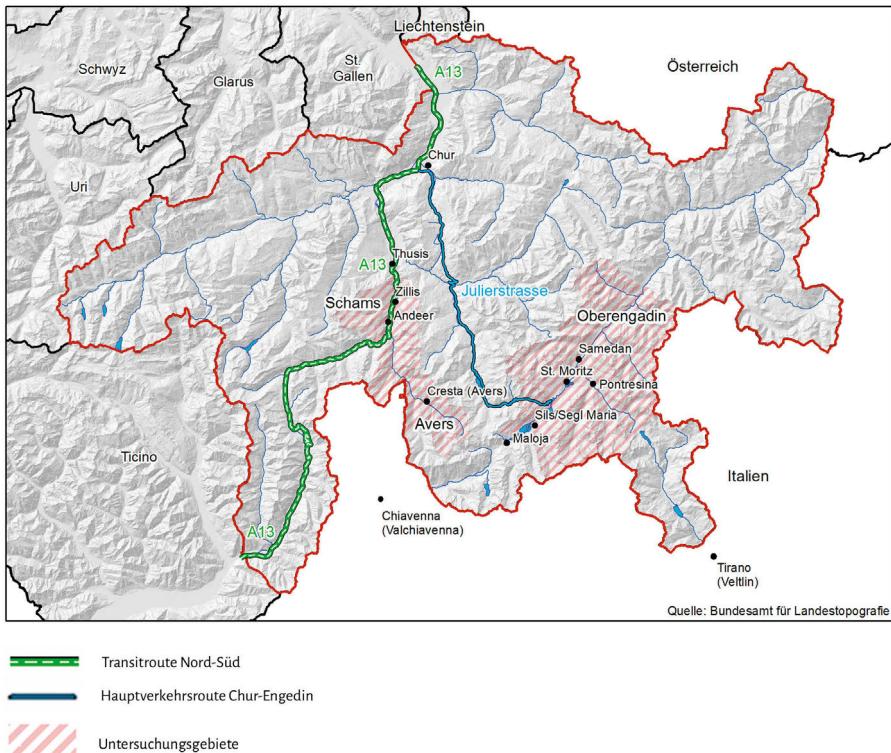
Karten

Kanton Graubünden



Kanton Graubünden

Die Untersuchungsregionen Avers/Schams und Oberengadin



2. Methoden und Begriffe

Im Folgenden gehe ich auf die Vorgehensweise dieser Studie ein, die einen qualitativen Ansatz verfolgt. Insbesondere die Kleinräumigkeit im Kanton weist Spezifika auf, die sich in den Methoden und in der Präsentation der Resultate niederschlagen.

2.1 Migrationsbevölkerung als Untersuchungskategorie

In den letzten Jahren wird die Wahl der Migrationsbevölkerung als Untersuchungskategorie zunehmend kritisiert, impliziert sie doch eine Kategorisierung in nationale Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, respektive die Vorstellung einer nationalen Mehrheitsbevölkerung und eingewanderter Minderheiten (Römhild 2011: 36). Die Fokussierung auf die Migrationsbevölkerung reproduziere ein nationalstaatlich begründetes »Migrationsdifferenzparadigma« und trage dieses mit, so Dahinden (2016). Zudem entsprechen Konzepte von »Sesshaften« und »Zugewanderten« nicht der gesellschaftlichen Realität. »Selbst die als sesshaft geltenden ›Einheimischen‹ sind beruflich und privat weit mobiler als vielfach angenommen, und auch in ihrem Alltag spielen transnationale Kontakte und Beziehungen eine zunehmend wichtige Rolle. Transnationale Mobilität und die Orientierung in grenzüberschreitenden sozialen, kulturellen Räumen sind also keine Sondererscheinungen, sondern gehören heute zum Leben vieler Menschen ganz selbstverständlich dazu« (Römhild 2011: 35). Diese Kritik ist durchaus ernst zu nehmen und die Analyse der Gespräche im Rahmen des vorliegenden Forschungsprojekts warf des Öfteren die Frage auf, inwiefern sich gewisse Erfahrungen auf Menschen mit Migrationshintergrund reduzieren lassen oder ob nicht viel eher die Umgebung und weitere Faktoren das Empfinden und Erleben, die Handlungsspielräume und Gestaltungsmöglichkeiten determinieren. Zudem ist gerade

im touristischen Oberengadin nicht klar, wer denn nun einheimisch und wer zugewandert ist, wer mobil und wer sesshaft. Die Grenzen verschieben sich, die Zürcherin ist unter Umständen fremder als die Veltlinerin, die seit Jahren im Tal lebt oder der Bosnier, der in der Gondelbahn alle kennt. Und für manche, die den grössten Teil ihres Lebens an diesem Ort verbracht und ihre Kinder hier grossgezogen haben, mutet es seltsam an, immer wieder als »anders« wahrgenommen zu werden. Es wäre als Folgeprojekt interessant, der Frage nachzugehen, wie es sich an ausgewählten Orten lebt, unabhängig von Nationalität und Herkunft. Und dennoch spielen Staatsbürgerschaft und Aufenthaltsstatus eine bedeutende Rolle, wenn es um Handlungsspielräume und Gestaltungsmöglichkeiten geht. Sie eröffnen oder versperren Zugänge, beispielsweise zum Arbeitsmarkt, und sie verleihen Rechte, wie das politische Mitspracherecht oder den Familiennachzug.¹

Meine langjährige Arbeit als Lehrerin für Deutsch als Zweitsprache zeigt mir auch, dass gewisse Erfahrungen und Einschätzungen durchaus mit der Migrationsbiographie im Zusammenhang stehen, und dass Migrantinnen und Migranten von der Öffentlichkeit im Kanton Graubünden nach wie vor – abhängig von ihrer Herkunft – relativ stereotyp wahrgenommen werden. Oftmals fehlt es an einem ebenbürtigen Umgang und selten kommen Zugewanderte selbst zu Wort, wenn es um sie und ihre Integration geht. Ihre Sicht der Dinge bleibt meist verborgen. Hier bestehen Wissens- und Wahrnehmungslücken. Aus diesen Gründen rückt die vorliegende Publikation Migrantinnen und Migranten mit ihren subjektiven Sinnkonstruktionen und Erfahrungen ins Zentrum. Das Ziel war es nicht – und kann es auch nicht sein – allgemeingültige Aussagen über »die« Migrationsbevölkerung im Oberengadin oder im Avers und Schams zu machen. Die Menschen sind vielfältig und dementsprechend vielfältig sind auch ihre Auffassungen, Verhaltensweisen und Einstellungen. Dennoch zeigen sich gewisse Muster und Felder innerhalb einer Region oder auch regionenübergreifend. Daraus könnten Impulse für die Regionalentwicklung und Integrationspolitik abgeleitet werden.

¹ Vgl. 2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage – Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.

2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage

Für diese explorative Studie zu einem bisher kaum untersuchten Gegenstand bietet sich ein flexibles Forschungsdesign an, das sich an den Prämissen der Grounded Theory orientiert (Corbin und Strauss 2015).² Die qualitativen leitfadengestützten Interviews stellen die empirische Datengrundlage dar. Sie wurden mittels Tonaufnahme aufgezeichnet, auf Deutsch transkribiert, kodiert und ausgewertet. Aussagen wurden mittels Triangulation überprüft und kontextualisiert.³ Dies geschah durch Experteninterviews,⁴ eigene Beobachtungen und Erfahrungen aus der praktischen Arbeit im Migrationsbereich,⁵ Zeitungs- und Literaturrecherchen und Nachfragen bei Ämtern⁶ sowie weiteren Fachleuten.⁷ Bei auftretenden Fragen zu relevanten Aspekten wurde bei den Interviewten telefonisch, über WhatsApp, SMS oder E-Mail nachgefragt. Speziell das informelle Nachfragen über Textnachrichten funktionierte gut.

Der Fokus dieses akteurszentrierten Ansatzes liegt auf der Darstellung der subjektiven Wahrnehmungen und Einschätzungen der Interviewten. Sie sollen die Möglichkeit erhalten, ihre Sicht der Dinge darzulegen. In leitfadengestützten Interviews erzählen die Interviewten möglichst frei aus ihrem Leben und beantworten erst in einem zweiten Teil einzelne konkrete Fragen zu den Forschungsschwerpunkten. Reihenfolge und Ausführlichkeit variieren je nach Gesprächsverlauf und Erfahrungshintergrund der interviewten Person. Ziel ist es, als Interviewerin in dieser explorativen Studie so wenig wie möglich zu interferieren, damit sich eventuell vorgefertigte Konzepte der Ethnologin nicht auf die interviewte Person übertragen. Die Erfahrung zeigt:

-
- 2 Die Theorie wird aus dem empirischen Material entwickelt. Empirische Daten werden gesammelt, codiert und theoretische Memos werden erstellt. Während dieses Prozesses werden neue Codes und Hypothesen gebildet und anhand weiterer Interviews überprüft. Diese werden ihrerseits wieder codiert und analysiert. Es handelt sich also um einen zirkulären Prozess. Vgl. auch Charmaz (2014).
 - 3 Unter Triangulation wird in den Sozialwissenschaften die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes von mehreren Seiten verstanden, die Untersuchung mittels verschiedener Methoden oder unter Einbezug verschiedenartiger Daten zum selben Phänomen. Vgl. ausführlich zur Triangulation Flick (2009).
 - 4 Vgl. 11.3 Gespräche/Korrespondenz mit thematischen Schlüsselpersonen.
 - 5 Lehrerin für Deutsch als Zweitsprache für Erwachsene und Sprachberaterin bei der Fachstelle Integration Graubünden.
 - 6 Kantonales Amt für Volksschule AVS, Kantonales Amt für Wirtschaft und Tourismus AWT, Kantonale Fachstelle Integration, Staatssekretariat für Migration SEM.
 - 7 Schulleitungen, regionale Berufsberater und Jugendarbeiter.

Je weniger die Interviewerin fragt, desto aufschlussreicher sind die Interviews. Diese Methode ermöglicht auch das Erfassen von nicht Vorgesehenem und gibt Hinweise auf die aus Sicht der Interviewten prioritären Aspekte. Die Erzählungen sind nicht nur subjektiv, sondern auch selektiv. Die Interviewten bestimmen mehr oder weniger bewusst, in welcher Form sie der Interviewerin welche Inhalte vermitteln möchten, wie sie sich selbst darstellen und ihr Verhalten deuten möchten. Sie reagieren auf die Interviewerin und den Eindruck, den diese ihnen vermittelt. Sie verfolgen unterschiedliche Motivationen. Die einen freuen sich, endlich nach ihrer Meinung gefragt zu werden und einen Beitrag zur Sichtbarmachung ihrer Lebensumstände leisten zu können. Andere sehen ihre Mitwirkung als Beitrag zum Gelingen einer wissenschaftlichen Forschung, als Freundschaftsdienst oder gar als quasi therapeutisches Gespräch mit einer Aussenstehenden.⁸ Alle konstruieren im Kontext der Interviewsituation eine Version der Wirklichkeit. Sie bestimmen, wie kritisch sie sich gegenüber der meist fremden Interviewerin äußern möchten.⁹ Manche haben ihre Migrationserfahrungen schon mehrfach – unter Umständen auch öffentlich – dargelegt. Dies manifestiert sich teils in einem abgeschliffenen Diskurs, den es als Ethnologin als solchen zu erkennen und zu lesen gilt. Alle Erzählungen sind eine Version der Wirklichkeit, wie die Erzählenden sich erinnern, wie sie aus dem Erlebten Sinn konstruieren und wie sie dies wiedergeben möchten. Diese Subjektivität und Selektivität sollen auch den Leserinnen und Lesern bei der Lektüre und Rezeption bewusst sein. Sie erhalten einen Einblick in die Lebenswelt der Interviewten, die deren Handeln und Denken prägt. Und genau dieser emischen Perspektive – also der Innensicht der Interviewten – gilt das Interesse der Ethnologie. Die Aussagen haben keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, sondern zeigen die Vielfalt an Erfahrungen, Handlungsweisen und Interpretationen zum untersuchten Sachverhalt, die über quantitative Erhebungsmethoden nicht greifbar wären, die uns aber ermöglichen, unser Gegenüber besser zu verstehen, Überraschendes zu entdecken und gegebenenfalls einen sich allmählich abzeichnenden gesellschaftlichen Wandel zu erkennen.

8 Vgl. Rosenthal (2009).

9 Die meisten Interviewten boten der meist zuvor nicht bekannten Interviewerin spontan das Du an.

Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner

Die Studie soll einen Einblick in die grosse Varietät an Werdegängen, Einschätzungen, Strategien und Erfahrungen bieten und dabei eventuelle Gemeinsamkeiten aufdecken, aber auch die Vielschichtigkeit des Migrationsphänomens sichtbar machen. Deshalb wurde ein möglichst heterogenes, kontrastives Sample an Interviewpartnerinnen und -partnern zusammengestellt.¹⁰ Für die Einordnung der subjektiven Einschätzungen und Sinnkonstruktionen ist diese grosse Varietät von Bedeutung, bietet sie doch Einblicke in etablierte Diskurse, vermag aber auch mittels sogenannt »seltener Fälle«, diese infrage zu stellen und deren unreflektierte Reproduktion zu verhindern.¹¹ Ein zentrales Anliegen ist es, nicht dem »methodologischen Nationalismus« zu verfallen, das heißt Menschen gleicher Herkunft als homogene Gruppe zu verstehen. Mitunter sind sich Menschen unterschiedlicher geografischer Herkunft ähnlicher als solche aus demselben Herkunftsland.¹² Bei der Auswahl der Interviewten wurde das Verfahren des Theoretischen Samplings mit den im Folgenden beschriebenen Selektionskriterien angewendet (Merkens 2015)¹³: Migrationsstatus, Aufenthaltsdauer in der Region, Migrationsgründe, Werdegang, Alter, Geschlecht, Bildungshintergrund und Beruf sowie Herkunftsland.

Das Forschungsprojekt beschränkt sich auf Migrantinnen und Migranten der ersten Generation, die statistisch zur ständigen Wohnbevölkerung zählen und nicht als Asylsuchende in die Schweiz kamen. Die sogenannte Zwangsmigration sowie die Binnenmigration werden ausgeschlossen, da trotz einiger Ähnlichkeiten davon ausgegangen werden muss, dass sich zentrale Aspekte unterscheiden. Alle Befragten reisten mit gültigen Reisedokumenten in die Schweiz ein. Niemand war zu diesem Zeitpunkt im Besitz der Schweizer Staatsbürgerschaft und niemand hatte Anspruch auf intensivere staatliche Integrationsförderung, wie dies für Flüchtlinge der Fall ist. Gleichzeitig stand und steht aber allen Interviewten politisch gesehen die Möglichkeit offen, jederzeit in ihr Herkunftsland zurückzukehren.

-
- ¹⁰ Statistische Repräsentativität war nicht das Ziel dieser Untersuchung. Diese wäre im kleinräumigen Untersuchungsgebiet aufgrund der geringen Bevölkerungszahl ohnehin nicht möglich.
 - ¹¹ Vgl. Rosenthal (2009: 53).
 - ¹² Vgl. 2.3 Konzepte und Begriffe – Vom methodologischen Nationalismus zum methodologischen Kosmopolitismus.
 - ¹³ Das Sample wird im Forschungsverlauf erweitert und aufgrund sich neu stellender Fragen angepasst.

Die Befragten lebten zum Interviewzeitpunkt¹⁴ zwischen 5 und 40 Jahren in der Region. Personen mit kürzerer Aufenthaltsdauer wurden nicht befragt, da davon ausgegangen wurde, dass es zur Einschätzung des Handlungsspielraums und der individuellen Gestaltungsmöglichkeiten eines breiteren Erfahrungshintergrunds und Zeithorizonts bedarf. Die grössere Zeitspanne ermöglicht das Erfassen von strukturellen Veränderungen sowohl in den Herkunftsländern als auch in den Untersuchungsregionen. Gleichzeitig verblasen über die Jahre hinweg und aufgrund nachfolgender Erfahrungen Schwierigkeiten oder gar Krisen aus der Anfangszeit. Diese werden entweder nicht oder tendenziell geschönt dargestellt. Interviewte mit kürzerer Aufenthaltsdauer bieten mehrheitlich einen kritischeren Blick auf ihre Lebenssituation in der Region und äussern dezidierter Kritik an aus ihrer Sicht unbefriedigenden Bedingungen und abweisenden Verhaltensweisen.

Arbeit ist in beiden Untersuchungsregionen der Haupttreiber für die Migration gefolgt von familiären Gründen. Die in verschiedenen Forschungsarbeiten als Potenzial für die Alpenregion verstandene »amenity migration« – also die Wahl des Ortes aufgrund der Lebensqualität und der Umgebung – spielt unter den Interviewten nur eine marginale Rolle, obwohl auch nach solchen Beispielen aktiv gesucht wurde.¹⁵

Ein in der qualitativen Sozialforschung bekanntes Phänomen zeigte sich auch bei dieser Forschung: Generell sind Menschen, die ihren Werdegang und ihre aktuelle Lebenssituation positiv bewerten, gesprächsbereiter als solche, die mit ihrem Leben unzufrieden sind.¹⁶ Es war deshalb von Anfang an explizites Ziel, auch Personen zu interviewen, die ihren Werdegang kritisch oder negativ beurteilen und die mit ihrer Lebenssituation vor Ort unzufrieden sind oder waren. Solch kritische Stimmen einzufangen gestaltete sich schwierig. Generell tendieren die Interviewten dazu, Negatives wegzulassen oder in anekdotischer Form aus vergangener Zeit darzustellen. Positive Schilderungen mit Heraushebung der eigenen Leistungen herrschen vor. Kritik an der Region und der Bevölkerung wird meist nur zurückhaltend geäussert. Als Ergänzung suchte ich von Anfang an Personen, die nicht mehr in der Untersuchungsregion leben, da der interkantonale Wanderungssaldo der Migrationsbevölkerung in Graubünden negativ ist.¹⁷ Die Abwanderung von Migrantin-

¹⁴ Die Interviews wurden 2015 und 2016 geführt.

¹⁵ Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

¹⁶ Vgl. z.B. Machold et al. (2013).

¹⁷ Vgl. <https://www.gr.ch/DE/Medien/Mitteilungen/MMStaka/2018/Seiten/2018083102.aspx>, 23.7.2020.

nen und Migranten aus Graubünden in andere Kantone ist also höher als die Zuwanderung. Im Oberengadin ist es mit einigem Aufwand gelungen, zwei weggezogene Gesprächspartnerinnen zu finden. Im Avers und Schams zeigte sich trotz verschiedener Bemühungen niemand zu einem Gespräch bereit. Die Angefragten wollten nicht über ihre Erfahrungen sprechen, geschweige denn diese in einer Studie verarbeitet sehen. In einzelnen Fällen waren Angehörige gegen eine Teilnahme. Unter den Weggezogenen, die nicht zu einem Gespräch bereit waren, befanden sich Personen, die gemäss Schilderungen der vermittelnden Personen die Region aus folgenden Gründen verliessen: aufgrund mangelnder beruflicher Perspektiven oder Herausforderungen, familiärer Veränderungen (Trennung vom Partner), Unzufriedenheit am Arbeitsplatz oder generellem Unbehagen am Ort (»soziale Isolation«; mangelnde Akzeptanz; mangelnde Infrastruktur).

Befragt wurden Personen im erwerbsfähigen Alter zwischen 25 und 65 Jahren, da Arbeit beim Ausloten der Handlungsspielräume und der Gestaltungsmöglichkeiten eine zentrale Rolle einnimmt. Es wurde auf ein möglichst ausgeglichenes Verhältnis von Frauen und Männern geachtet. Wo es jedoch um die Beantwortung spezifischer Fragestellungen ging, wurde auf die Berücksichtigung dieses Kriteriums verzichtet. Insgesamt ist das Verhältnis dennoch ausgeglichen. Im Oberengadin wurden zehn Frauen und neun Männer interviewt, im Avers und Schams je fünf Frauen und fünf Männer.

Die Interviewten besuchten zwischen vier und zwölf Jahren eine Schule. Manche begannen bereits während oder gleich nach der Schule zu arbeiten, andere absolvierten eine Berufsausbildung oder ein Studium in ihrem Herkunftsland. Manche bilden sich ständig weiter oder erlernten im Verlauf ihrer Biographie weitere Berufe. Einige absolvieren oder absolvierten eine Berufsausbildung in der Schweiz. Im Engadin stellte es eine Herausforderung dar, auch Interviewpartnerinnen oder Interviewpartner zu finden, die nicht im Tourismussektor oder in tourismusnahen Bereichen tätig sind. Von 19 Interviewten sind 14 direkt oder indirekt beruflich mit dem wirtschaftlichen Haupttreiber verbunden, zwei weitere Interviewte leben nicht mehr in der Region. Dies zeigt, wie dominant dieser Wirtschaftszweig für die Region ist. Die Arbeitsfelder der Interviewten im Avers und Schams sind deutlich heterogener.

Neben den genannten Kriterien zur Auswahl der Interviewten (Zugewanderte der ersten Generation im arbeitsfähigen Alter und mit anerkanntem Aufenthaltsstatus, Aufenthaltsdauer zwischen 5 und 40 Jahren, Beispiele von positiver und negativer Selbsteinschätzung des Werdegangs, ausgeglichenes

Geschlechterverhältnis, unterschiedliche Bildungshintergründe, unterschiedliche Berufsfelder) wurde unter Einbezug der Bevölkerungsstatistik auch die in den Untersuchungsregionen proportionale Verteilung der Nationalitäten berücksichtigt. So überwiegen Portugiesinnen und Portugiesen im Oberengadin. Im Schams und Avers sind die drei Haupt-Herkunftsländer Deutschland, Portugal und Italien gleichmässig vertreten. Herkunft und Repräsentativität der Nationalitäten sind aber nicht Hauptkriterien, sondern wurden bei der Auswahl mit anderen Faktoren kombiniert (Merkens 2015). Zudem wurden in beiden Regionen Einzelpersonen aus statistisch gering vertretenen aussereuropäischen Ländern interviewt.

Im Oberengadin sind portugiesische Interviewte im Verhältnis zu ihrem Anteil an der ständigen Wohnbevölkerung überrepräsentiert, gerade weil ihre Nationalität nicht im Zentrum des Interesses stand. Da sie zurzeit die grösste ausländische Bevölkerungsgruppe darstellen – 36 % der ausländischen Bevölkerung im Oberengadin stammen aus Portugal – finden sich innerhalb dieser Gruppe auch Vertreter für viele der oben genannten Selektionskriterien. So stiess ich beispielsweise im Laufe der Studie auf ein Familiennetzwerk, dessen Mitglieder trotz gleicher Herkunft sehr unterschiedliche Ansichten, Erfahrungen und Werdegänge vertraten und somit das stereotypisierte Bild »der Portugiesen« widerlegten. In je einem Fall im Oberengadin und im Schams ergab sich spontan ein Paar-Interview, indem sich die Lebenspartnerin des Interviewten zum Gespräch gesellte, in einem weiteren Gespräch setzte sich die Ehefrau kurze Zeit dazu und brachte ihre Meinung ein. In allen Fällen waren die Partnerinnen gleicher Nationalität, sodass sich die Verteilung nach Herkunftsland weiter zugunsten der jeweiligen Nationalitäten verschob.

Durchführung der Interviews

Zu den interviewten Personen gelangte ich über Freunde und Bekannte, über mein eigenes Netzwerk in den Regionen sowie über eine Liste von Schlüsselpersonen der Fachstelle Integration Graubünden. Diese Schlüsselpersonen waren meist selbst migriert und sind heute als freiwillige Brückenbauer und Türöffner für Zugewanderte tätig. Ich fragte jeweils auch die Interviewten nach weiteren möglichen Gesprächspartnerinnen oder -partnern, im Wissen darum, dabei wahrscheinlich auf ähnliche Fälle zu treffen, weil die empfohlenen Personen meist aus dem Bekanntenkreis stammen.¹⁸ Die Chance dieses

18 Vgl. Merkens (2015: 293).

Vorgehens besteht aber darin, dass die Interviewten bereits eine Vorstellung vom Thema haben und die Interviewerin gezielt nach Personen mit bestimmten Eigenschaften fragen kann. Oft klärten die Interviewten für mich die Bereitschaft zu einem Gespräch ab und übernahmen damit eine Vermittlungsfunktion und fungierten als Türöffner. Die meisten angefragten Personen erklärten sich zu einem Gespräch bereit. Die Suche nach Interviewten, die ihren Werdegang als weniger erfolgreich einschätzen, erwies sich – wie bereits erwähnt – als schwierig, ebenso die Kontaktaufnahme ohne Empfehlung von Bekannten. Ohne persönliche Referenz zeigten sich die meisten Angefragten zurückhaltend und nicht gewillt, ein Gespräch zu führen.

Insgesamt wurden 30 Interviews durchgeführt, zwei davon mit Experten.¹⁹ Mit einer Gewährsperson wurden zwei Interviews realisiert. Zwei Paar-Interviews ergaben sich, wie beschrieben, spontan. Es wurden ausführliche Interviews mit 31 Personen geführt, davon 29 Migrantinnen und Migranten (19 im Oberengadin und 10 im Avers/Schams). Die Gesprächsdauer variierte zwischen 40 Minuten und zweieinhalb Stunden. Die durchschnittliche Gesprächsdauer lag bei 90 Minuten.

Die Interviewtermine wurden telefonisch vereinbart. Meist wurde bereits bei diesem Erstkontakt die Interviewsprache festgelegt, wobei der Entscheid bei den Interviewten lag. Die Wahl der Sprache war nie Gegenstand von Diskussionen, stellte auch nie ein Problem dar, da es sich immer um Sprachen handelte, die ich als Interviewerin beherrsche. Manche wünschten explizit, das Interview auf Deutsch zu führen. Bei der Analyse zeigte sich in einzelnen Fällen, dass das Gespräch in der Muttersprache vermutlich differenzierter und aussagekräftiger gewesen wäre. Es wurde aber in jedem Fall dem Wunsch der Interviewten entsprochen, da es auch darum ging, dass diese sich so darstellen konnten, wie sie das wünschten.

In Schweizerdeutsch geführte Interviews wurden bei der Transkription ins Hochdeutsche übertragen. Es wurde versucht, möglichst nah am gesprochenen Wort zu bleiben, den Text jedoch lesbar zu gestalten. Interviews, die mit Fremdsprachigen in Hochdeutsch geführt wurden, wurden bei der Transkription – wenn nötig – grammatisch korrigiert, ohne den Inhalt zu verändern, da es in diesen Gesprächen nicht um das Erfassen der Sprachkompetenz geht, sondern um die Erfahrungen der Interviewten. Interviews, die

19 Patricia Ganter, Leiterin Fachstelle Integration Graubünden, 30.1.2014; Jörg Guyan, Kantonales Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, 5.1.2016.

in einer anderen Sprache geführt wurden (Englisch, Französisch oder Portugiesisch), wurden bei der Transkription direkt ins Deutsche übersetzt. Dabei wurde darauf geachtet, den Inhalt möglichst sinngerecht wiederzugeben. Der Einheitlichkeit halber wurden dialektale Färbungen aus Zitaten deutschsprachiger Interviewter entfernt und ihre Aussagen in Standarddeutsch wiedergegeben. Gesprächspausen und Unterbrechungen wurden in der Transkription erfasst, werden aber im Text zugunsten der besseren Lesbarkeit nur wiedergegeben, wenn sie inhaltlich relevant sind.

Gemäß den Gepflogenheiten geisteswissenschaftlicher qualitativer Studien wurden die Gespräche wenn möglich im Umfeld der Interviewten geführt. Zehn Gespräche fanden am Arbeitsplatz statt, elf bei den Interviewten zuhause, fünf in einem Restaurant vor Ort und zwei am Arbeitsplatz der Interviewerin in der Kantonshauptstadt. Die Wahl des Ortes wurde den Interviewten überlassen. Meist ergab sich der Ort durch ihren dicht gedrängten Terminplan (Gespräche an ihrem oder meinem Arbeitsplatz). Trotz oft hoher Arbeitsbelastung zeigten die Interviewten grosse Bereitschaft zur Teilnahme und schafften sich ein Zeitfenster für das Gespräch. Die Gespräche fanden meist tagsüber statt, in einzelnen Fällen auch am frühen Abend nach Arbeitsende oder am Wochenende.

Die Gespräche wurden mit Genehmigung der Interviewten aufgenommen. Gleichzeitig erstellte ich Notizen. Die Transkription der Interviews erfolgte wenn möglich kurz nach den Gesprächen. Allfällige erste Unklarheiten konnten so gleich geklärt werden. Die Interviewten wurden vor Beginn des Gesprächs aufgeklärt, dass ihre Aussagen in eine Publikation einfließen können, dass ihnen die betreffenden Textstellen jedoch vor der Publikation vorgelegt werden. Alle Zitate wurden vor der Publikation von den Interviewten autorisiert.

Alle Namen der Interviewten wurden durch ein Pseudonym ersetzt und die Aussagen so anonymisiert. Namen von Ortschaften, Unternehmen usw. wurden ebenfalls anonymisiert, falls sie Aufschluss über die Identität der Interviewten geben könnten. Im kleinräumigen Kontext ist die Identifikation einzelner Interviewer für mit der Region Vertraute aber dennoch möglich. Eine vollständige Anonymisierung unter Beibehaltung wichtiger Informationen ist in diesem Kontext nicht möglich.

Datenverarbeitung und Präsentation

Im Laufe des Gesprächs und im darauf folgenden Verarbeitungsprozess entwickelt sich allmählich eine Beziehung zwischen der Ethnologin und den Interviewten. Diese geben sehr Persönliches von sich preis und schenken mir ihr Vertrauen. Diesem Vertrauen fühle ich mich verpflichtet. Es gilt abzuwegen, was einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht werden kann und was zum Schutz der interviewten Person oder ihres Umfelds weggelassen werden soll. In Regionen mit geringer Bevölkerungsdichte zu forschen, wo sich die Leute kennen, stellt deshalb eine ständige Gratwanderung zwischen Persönlichkeitsschutz und wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse dar.

Analyse und Interpretation erfolgen in einem zirkulären Prozess und halten sich eng ans Interviewmaterial als Arbeitsgrundlage. Während des Kodierens der Interviews werden Schwerpunkte und Hypothesen sichtbar und verlangen nach weiterem Material zur Stützung. Vermutungen bestätigen sich oder werden widerlegt, neue Wege müssen gesucht werden oder tun sich unerwartet auf. Beim Verfassen des Textes dienen die Zitate als Aussagebeleg, werden jedoch teilweise aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes auch nur inhaltlich paraphrasiert wiedergegeben.

Bilder

Alle Bilder in dieser Publikation stammen aus dem Privatarchiv von Interviewten. Sie wählten diese passend zu den besprochenen Themen aus und stellten sie – im Wissen darum, dass die Autorenschaft nicht explizit genannt wird – für diese Publikation zur Verfügung. Teilweise sind auf den Bildern Personen erkenn- und identifizierbar. Der Einheitlichkeit zuliebe werden Personen auf den Bildern aber nicht mit Namen genannt.

2.3 Konzepte und Begriffe

Zentrale Begriffe werden mehrheitlich in den entsprechenden Kapiteln definiert oder es wird auf weiterführende Literatur verwiesen. Im Folgenden werden zwei Begriffe herausgegriffen, die für alle Kapitel relevant und als Wissensgrundlage zu verstehen sind.

Der Raum als sozial konstruierte Lebenswelt

Der vorliegenden Studie liegen die geografischen Räume Oberengadin, Avers und Schams als Untersuchungsregion zugrunde. Zurzeit leben fast alle In-

terviewten in diesen territorial definierten Räumen. Diese beeinflussen ihr Leben und Handeln. In welcher Form dies geschieht, ist Gegenstand dieses Forschungsprojekts. Der geografische Raum entspricht jedoch nicht dem sozialen Raum im Sinne eines alltäglichen Lebensraums. »Soziale, als Lebenswelt verstehbare Räume sind nicht deckungsgleich mit physisch-geographischen Räumen, auch wenn diese den konkreten Boden unter den Füßen bilden und damit unerlässliche Voraussetzung der sozialen Raumbildung sind. Der soziale Raum umfasst zwei grundlegende Dimensionen: zum einen den individuell gelebten Raum als aus der Perspektive des Menschen gedacht, interpretiert und handelnd erschlossen – ein Raum, der im Alltag produziert wird und hier seine kulturelle Wirksamkeit entfaltet; zum anderen umfasst er einen stets spezifischen gesellschaftlichen Raum, dem der subjektive Prozess der Raumeignung untersteht« (Rolshoven 2003: 197).²⁰ Die Interviewten organisieren ihr Leben – als Teil der Gesamtbevölkerung – über die geografischen Regionsgrenzen hinweg. Dies ist kein neues Phänomen. Aber mit wachsender Mobilität und neuen Kommunikationstechnologien verlieren administrative Grenzen für den Aktionsradius der einzelnen Personen zunehmend an Bedeutung, vorausgesetzt sie verfügen über die nötigen Reisedokumente. Wohnort oder Gemeindegrenzen bestimmen immer weniger unseren Lebensraum. Die Beziehungsnetze und Aktionsradien reichen darüber hinaus und damit auch die individuell empfundenen Zugehörigkeiten und Verbundenheiten. Wenn Menschen migrieren, wechseln sie zwar physisch von einem geografischen Raum in einen anderen. Ihre bisherigen sozialen Wirklichkeiten und Verflechtungen lassen sie damit aber nicht hinter sich. Diese verändern und erweitern sich um neue Verbindungen. Der soziale Raum spannt sich somit über mehrere geografische Flächenräume auf (Pries 2003: 27; Scheibelhofer 2011: 11).²¹ Und so, wie sich die sozialen Beziehungen ständig

20 Die Kulturanthropologin Rolshoven grenzt ihr Verständnis vom sozialen Raum von dem *espace social* des Soziologen Bourdieu (1983) ab: Im Gegensatz zur Soziologie, »die den Menschen als vergesellschaftetes Individuum begreift« (Rolshoven 2003: 200), fokussieren Ethnologie und Volkskunde auf einen »primär und spezifisch alltagsweltlichen, aus der Perspektive des Individiums gedachten und aus seiner Erfahrung heraus empirisch entwickelten und theoretisch nutzbaren Raumbegriff« (ebd.).

21 Für einen Überblick über verschiedene Raumtheorien vgl. Rolshoven (2003). In Bezug auf die Migrationsforschung kritisiert u.a. auch der Soziologe Pries (2003) das absolute Raumkonzept, das dieser bis in die 1980er Jahre meist als Grundlage diente. Das absolute Raumkonzept geht von der Annahme aus, dass »in einem Flächenraum (als nationalstaatlichem Territorium) nur ein und genau ein Sozialraum (als mehr oder weniger

verändern, ist auch der Raum als soziales Konstrukt im ständigen Wandel. Raum ist demzufolge nicht statisch, sondern dynamisch. Gleichzeitig wird derselbe Raum von jeder Person anders erlebt, genutzt und angeeignet. Die Raumerfahrung ist subjektiv (Massey 1991: 24).

Vom »methodologischen Nationalismus« zum »methodologischen Kosmopolitismus«

In engem Zusammenhang mit einem relationalen Raumbegriff steht die Kritik am methodologischen Nationalismus. Transnationale Beziehungen sind nichts Neues. Sie waren immer Bestandteil der Migration, die moderne Welt war immer transnational. Lange wurden diese über nationale Grenzen hinweg bestehenden Beziehungen in der Forschung aber kaum wahrgenommen. Wimmer und Glick Schiller (2002) machen dafür den »methodologischen Nationalismus« verantwortlich. Dieser geht vom Prinzip der Nationalstaatlichkeit als oberster, quasi natürlicher Gegebenheit aus, die als unhinterfragte Leitvorstellung auch der empirischen Forschung als Untersuchungseinheit zugrunde gelegt wird. »Die Begriffe ›Gesellschaft‹ und ›Kultur‹ bezogen sich unreflektiert auf das, was man als abgegrenzte, unabhängige und relativ homogene Einheiten wahrnahm, die sich durch nationale Grenzen, Institutionen und Gesetze konstituierten. Dementsprechend ging das theoretische Nachdenken von der Annahme aus, dass sich Nation, Territorium, Gesellschaft und Kultur nahtlos ineinander fügen« (Beck, Grande 2010: 189). Migrantinnen und Migranten aus einem bestimmten Staat oder einer bestimmten Region werden unter diesen Bedingungen als ethnische Gruppe verstanden, der Staat oder die Nationalität sozusagen als naturgegebener Rahmen.

homogen verfasste Gesellschaft mit gemeinsamer Kultur, Sozialstruktur etc.) existieren kann und dass umgekehrt jeder dauerhafte Sozialraum genau einen kohärenten Flächenraum benötigt. [...] Für das Verständnis internationaler Migration ergab sich aus einer solchen absoluten Raumkonzeption die Vorstellung von grenzüberschreitenden Wanderungsprozessen als einer Art von ›Container-Wechsel‹. MigrantInnen wechseln den ›Container-Raum‹ einer Gesellschaft, um sich für längere Zeit oder für immer im ›Container-Raum‹ einer anderen Gesellschaft zu assimilieren bzw. zu integrieren« (Pries 2003: 26). Diesem Verständnis setzt Pries ein relationales Raumverständnis entgegen, das »von einem pluri-lokalen transnationalen Sozialraum [ausgeht], der sich auf mehrere (geographisch-physische) Flächenräume in unterschiedlichen ›Container-Gesellschaften‹ verteilt.« (ebd. 27). Dieses Denken basiert auf dem sogenannten »spatial turn« der 1990er Jahre. Seither gewinnt eine raumsensible Migrationsforschung, die den Raum als relationales und somit soziales Konstrukt versteht, das über Staatsgrenzen hinaus wirkt, an Bedeutung (vgl. Scheibelhofer 2011).

Diese »ethnische Linse« priorisiert eine Identifikationsform – die Nationalität – vor allen anderen (Glick Schiller und Çağlar 2011). Der in den letzten Jahrzehnten zunehmende Trend zur Untersuchung transnationaler Praktiken hat Wimmer und Glick Schiller (2002) zufolge nicht mit dem Aufkommen neuer Phänomene zu tun, sondern mit einer veränderten Sichtweise, einer Abwendung vom methodologischen Nationalismus und seiner ungeprüften Prämissen einer homogenen nationalen Kultur. Zuweilen sind sich Menschen verschiedener Nationalitäten in ihren Auffassungen, Verhaltensweisen und Einstellungen ähnlicher als solche derselben Nationalität. Dem methodologischen Nationalismus setzen Beck und Sznaider (2006) den methodologischen Kosmopolitismus entgegen. Die vom methodologischen Nationalismus hervorgebrachte dichotomisch-orientierte Denkweise, die zwischen sozialräumlichen Dimensionen wie »global« vs. »lokal« oder »national« vs. transnational trennt, soll durch eine »Sowohl-als-auch«-Logik ersetzt werden, bei der sich lokal und global, national und transnational nicht ausschliessen. Mit einer solchen Sichtweise können multiple Zugehörigkeiten über nationalstaatliche Grenzen hinweg wahrgenommen werden.

Der vorliegenden Forschung liegen zwar territorial klar definierte Untersuchungsgebiete zugrunde. Die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner erfolgte aber bewusst nicht allein aufgrund ihrer Nationalität. Alter, Bildungshintergrund, Migrationsmotiv, Werdegang und Befindlichkeit am neuen Wohnort, Geschlecht und Aufenthaltsdauer waren ebenfalls wichtig. Deshalb finden sich in der Auswahl im Oberengadin überproportional viele Interviewte portugiesischer Herkunft. Gerade an diesem Beispiel kann aufgezeigt werden, wie unterschiedlich zuweilen Einstellungen, Motivationen, Aspirationen und Zukunftspläne sind, trotz gleicher Herkunft.

3. Leben in der Tourismusregion Oberengadin

Wer über einen der Alpenpässe ins Oberengadin reist, erkennt an grossen Hotelkomplexen, Bergbahnen, Golfplätzen und Zweitwohnungsquartieren sofort, worauf die wirtschaftliche Basis dieser Region beruht. Tourismus prägt die Region und damit das Leben der dort wohnenden Menschen unverkennbar. Seit dem Aufschwung des Wintertourismus in den 1860er Jahren steht St. Moritz für exklusiven Tourismus. Über die Festtage im Dezember und Januar bevölkert eine internationale Klientel Strassen, Pisten und Loipen und lässt die Bevölkerung sprunghaft anwachsen, so dass von einer Alpenstadt gesprochen werden kann.¹ Was heisst es jetzt aber, in einer solchen Umgebung zu leben? Dieser Frage wurde wissenschaftlich noch wenig nachgegangen. Somit findet sich auch kaum etwas zur Sicht der dort lebenden Migrationsbevölkerung.²

-
- 1 Gemäss der statistischen Agglomerations- und Stadtdefinition (BFS 2014) gilt St. Moritz als »Raum mit städtischem Charakter«. Die Definitionskriterien für Räume mit städtischem Charakter sind Einwohnerzahl, Beschäftigte und Logiernächte. Mit dem Einbezug der Logiernächte berücksichtigt die Definition, »dass touristische Infrastruktur mancherorts einen wichtigen Teil der urbanen Realität darstellt« (BFS 2014: 8). Die Gemeinden um St. Moritz herum sind »ländliche Gemeinden ohne städtischen Charakter« (BFS 2014: 14).
 - 2 Lauterbach (2011) stellt ein Forschungsdefizit zu den »Bereisten« fest, verweist jedoch auf einzelne Autoren im Bereich der von ihm so genannten »Bereisenforschung«. Sein Fokus liegt auf dem Austausch zwischen Reisenden und Bereisten. Opaschowski (2002: 136ff.) fasst wirtschaftliche, ökologische und soziokulturelle Effekte zusammen und kommt zum Schluss, dass Tourismus der Entvölkerung in den Alpen entgegenwirke, materiellen Wohlstand bringe, aber nicht unbedingt mehr Wohlbefinden für die Bevölkerung (ebd. 142). Was es heisst, in einer Luxus-Destination zu leben, wird auch hier nicht diskutiert. Thiem (1994) untersucht zwar die Wirkungen auf die »bereisten Kulturen«, fokussiert dabei aber auf den kulturellen Wandel und die kulturelle Identität. Der Tourismusforscher Luger (2000) geht kurz auf die Wahrnehmung der Jugendlichen ein, die an einem touristischen Ort aufwachsen.

Tourismus und Bauwirtschaft sind die wichtigsten Wirtschaftszweige im Oberengadin. Knapp 60% der berufstätigen Bevölkerung sind in diesen beiden Bereichen beschäftigt.³ Dieser stark saisonal ausgerichtete Arbeitsmarkt absorbiert eine grosse Zahl an Arbeitskräften ohne formalen Berufsabschluss.⁴ Dies stellt für Zugewanderte zum einen eine Chance für den schnellen Einstieg in den Schweizer Arbeitsmarkt dar – alle Interviewten begannen sofort oder kurz nach ihrer Ankunft zu arbeiten, unabhängig von ihren Qualifikationen und Sprachkenntnissen. Zum anderen bietet dieser Arbeitsmarkt aber wenig Stabilität, insbesondere für ungelernte Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Die Saisonarbeitsstellen im Tourismus- und Baugewerbe sind stark den konjunkturellen Schwankungen ausgesetzt. Der Stellenabbau in Krisenzeiten geht insbesondere auf Kosten der Kurzzeit-aufenthalter, die als »Konjunkturpuffer« dienen.⁵ Für Erwerbstätige mit befristeten Arbeitsverträgen bedeutet dies eine ständige Unsicherheit. Für Frauen birgt die Unbeständigkeit der Saisonverträge ein weiteres Risiko. Im Fall einer Schwangerschaft werden die Verträge kaum erneuert. Aber auch Eltern mit familiären Unterhaltpflichten empfinden die mangelnde Planungssicherheit als belastend. Oft werden sie zwar Jahr für Jahr vom selben Arbeitgeber wieder eingestellt. Bis zur Unterzeichnung des neuen Saisonvertrags bleibt jedoch eine gewisse Unsicherheit bestehen.

-
- 3 Nach einem ständigen Rückgang der Übernachtungszahlen in den letzten Jahren ist seit 2017 wieder eine langsame Zunahme erkennbar. Die Bauwirtschaft erlitt zwar durch die Annahme der Zweitwohnungsinitiative insbesondere im Wohnungsbau einen Einbruch, was grössere Baufirmen bisher aber mehrheitlich mit Projekten im Tiefbau ausgleichen konnten (vgl. AWT Konjunkturmonitor Kanton Graubünden; Datenstand: 27.10.2017 und Datenstand 21.9.2018). Das Baubewegewerbe ist jedoch stark betroffen. Maurizio Pirola, Vertreter Region Südbünden des Graubündnerischen Bau-meisterverbands, beziffert die Abnahme mit 30-45 % in der Region Engadin und Süd-täler. In der Bauwirtschaft sind viele Grenzgänger und Kurzaufenthalter beschäftigt. Dementsprechend stark waren diese vom Stellenabbau betroffen. 2017 mussten aber auch Ganzjahresstellen abgebaut werden (schriftliche Auskunft, 7.12.2018).
 - 4 Zu Saisonarbeit und Kurzaufenthalten vgl. auch die umfassende Studie von Stutz et al. (2013).
 - 5 Vgl. Berger (SO 12.4.2016) zu einer Erhebung des Zürcher Immobilienberatungsbüros Wüest und Partner zu den Auswirkungen der Umsetzung der Zweitwohnungsinitia-tive. Zudem bevorzugen manche Arbeitgeber zur Optimierung der Lohnkosten und Lohnnebenkosten die Rekrutierung junger Leute im Ausland, statt auf die erfahrenen Arbeitskräfte im Tal zurückzugreifen (Interview mit Jörg Guyan, stellvertretender Leiter des kantonalen Amts für Industrie, Gewerbe und Arbeit KICA, 5.1.2016).

Gemäss Bevölkerungsstatistik reisten 2015 in den Bezirk Maloja (Oberengadin und Bergell) zwei Drittel zum Arbeiten und 15 % im Familiennachzug ein.⁶ Tatsächlich waren alle Interviewten sofort oder kurze Zeit nach ihrer Einreise berufstätig und gaben bis auf wenige Ausnahmen Arbeit auch als Hauptmotiv für ihre Einreise an. Eine genauere Analyse ihrer Aussagen zeigt aber, dass neben wirtschaftlichen Gründen auch ein Geflecht weiterer Motive für den Entscheid zur Migration eine Rolle spielte: So fällt im Oberengadin auf, dass die Interviewten fast ausnahmslos bereits jemanden in der Region kannten. Die Migrantennetzwerke der portugiesischen Bevölkerung sind dabei die ausdifferenziertesten. Viele stammen aus demselben Dorf oder derselben Region. Verzweigte Familienclans leben über das Oberengadin verteilt und in Gesprächen stellt die Interviewerin fest, dass sie gerade mit dem Nachbarn oder Jugendfreund eines zuvor Interviewten spricht. Die Verbindungen existieren aber nicht nur zwischen Nordportugal und dem Engadin. Verschiedene portugiesische Interviewte berichten von Verwandten in anderen europäischen Ländern, aber auch in Brasilien oder Angola. Dieses Phänomen beobachten auch die nordamerikanischen Soziologen Kandel und Massey (zitiert in Marques 2010: 34). Sie sprechen von einer besonders im Norden Portugals verbreiteten »culture of migration«. Auf die Interviewten trifft dies zu. Durchwegs ist ihre Familiengeschichte von Migration geprägt. Sie erinnern sich an abwesende Eltern, an den Abschied einer Tante oder die Rückkehr des Vaters. Und sie berichten von eigenen früheren Migrationserfahrungen zur Traubenernte in Frankreich, als Kellner auf den Kanalinseln oder als Kind in der damaligen portugiesischen Kolonie Angola.⁷ Migration als Mittel, den Engpässen im eigenen Land zu entgehen, ist in diesem Kontext übliche Praxis. Das daraus resultierende familiäre transnationale Netzwerk eröffnet in wirtschaftlich schwierigen Zeiten verschiedene Handlungsoptionen. Solche Verbindungen werden gemäss Marques (2010: 34) gerade im Zuge einer Wirtschaftskrise wieder reaktiviert.

Auch die Interviewten anderer Herkunft gelangten meist über Bekannte oder Verwandte in die Region. Dabei kann jedoch nicht von einem eigentlichen Netzwerk oder von einer schon fast institutionalisierten Kettenmigration gesprochen werden. Mehrheitlich sind es Einzelkontakte, die vielfach

6 SEM: Einwanderung nach Einwanderungsgrund Kanton GR für das Jahr 2015.

7 Vgl. Brettell (2003), die am Beispiel von Portugiesen und Portugiesen von Migration als Teil einer kollektiven Biographie spricht.

auch eine Arbeitsstelle vermittelten. Die Initiative geht dabei oft vom Arbeitgeber im Engadin aus, der Angestellte um die Vermittlung »guter« Arbeitskräfte bittet. Verschiedene Interviewte berichten, wie Verwandte und Bekannte mit einem Stellenangebot auf sie zukamen und so den Gedanken an die Auswanderung ins Rollen brachten. In diesem Moment waren die meisten jung und ungebunden und eine Arbeitsmöglichkeit in der Schweiz lockte nicht nur wegen des guten Lohnes, sondern versprach auch eine interessante Erfahrung zu werden.

Ich wollte etwas sehen, gehen! Oder!? Und auch selbstständig sein. Und dann, ich habe hier eine Cousine gehabt. Zwei Cousinen waren da und sie haben gesagt: »Ja, komm auch mal schauen, wie das ist!« (Silvia Stefanelli)

Die landschaftlichen Qualitäten des Oberengadins spielten – im Gegensatz zu Ergebnissen aus anderen Studien zur Migration im Alpenraum⁸ – bei den Interviewten keine oder nur eine marginale Rolle. Ebenfalls hatte niemand zum Zeitpunkt des Migrationsentscheids einen ausdifferenzierten langfristigen Plan. Die Planung war kurzfristig und erfolgte bei den im Tourismussektor Tätigen über Jahre hinweg im Saisonrhythmus. Jede Saison stellte sich erneut die Frage »Bleiben oder gehen«, bis zur Festanstellung oder zur Einschulung der Kinder, mit der eine längerfristige Einrichtung vor Ort einherging oder aber auch der Entscheid zur Rückkehr.

3.1 Segmentiertes Leben

Der touristische Saisonbetrieb bestimmt und strukturiert das Leben im Oberengadin. Das Verkehrsaufkommen in der Hochsaison ist hoch, die öffentlichen Verkehrsmittel nicht selten überfüllt und in den Ortschaften herrscht reges Treiben. Während der Zwischensaison hingegen – insbesondere während der Schulferien im Mai – steht das Leben im Oberengadin faktisch still. Die Gäste sind weg, die Einwohner verreisen, viele Geschäfte und fast die gesamte touristische Infrastruktur sind geschlossen, das Waren- und Freizeitangebot ist auf ein Minimum beschränkt. Die Region erscheint entvölkert. Dieser Dynamik der Hoch- und Zwischensaison kann sich niemand entziehen. Deshalb mögen viele der hier beschriebenen Erfahrungen und Strategien von Zugewanderten auch auf den Rest der Bevölkerung zutreffen. Dennoch zeigen die

⁸ Vgl. Cretton (2018); Camenisch und Debarbieux (2011).

Interviewaussagen in Bezug auf Handlungsmöglichkeiten und Gestaltungsspielräume deutliche Verbindungen zur individuellen Migrationsgeschichte.

Besonders stark von diesem segmentierten Jahreslauf sind zweifellos Personen betroffen, die im Tourismussektor arbeiten. Unabhängig von Ausbildung, Arbeitsverhältnis und Hierarchiestufe im Betrieb sind alle Berufstätigten im Tourismussektor und in nahestehenden Bereichen während der Hochsaison einer ausserordentlich hohen Arbeitsbelastung ausgesetzt.⁹ Es bleibt wenig Zeit für persönliche Belange, sei es, um Freundschaften zu pflegen oder sich weiterzubilden. Nach der Arbeit ziehen sich die meisten in ihre vier Wände zurück, erledigen Liegengeliebenes oder treiben Sport zum Ausgleich. Sobald die Hotels ihre Türen schliessen und die Bergbahnen den Betrieb einstellen, entvölkert sich die Region. Wer kann, verreist in der Zwischensaison und kompensiert anderswo, was er im Oberengadin vermisst: Wärme, Grossstadtflair, persönliche Kontakte mit Freunden und Familie, Kultur und Einkaufserlebnisse.

Die Segmentierung des Jahres in Monate der Arbeit im Oberengadin und dazwischen mehrere Wochen der Frei- und Familienzeit im Herkunftsland ist insbesondere in den Anfangsjahren der Migration ausgeprägt. Oft erfolgte der Einstieg in den Oberengadiner Arbeitsmarkt über Saisonverträge. Während der ersten Jahre arbeiteten die meisten Interviewten in solch befristeten Anstellungsverhältnissen. Die arbeitsfreie Zeit zwischen den Hochsaisons verbrachten sie mehrheitlich bei ihren Eltern und Verwandten im Herkunftsland. Mit zunehmender Aufenthaltsdauer im Engadin gelang es vielen, sich allmählich beruflich zu etablieren. Damit verbunden sind unbefristete Arbeitsverträge und eine etwas grössere finanzielle Stabilität. Die arbeitsfreie Zeit reduziert sich auf wenige Wochen Ferien im Jahr. Der Ort der Arbeit entwickelt sich im Idealfall allmählich zum Lebensort, also zu einem Ort, an dem man sich zuhause fühlt und den man aktiv gestaltet.¹⁰ Dennoch bleibt es schwierig, die berufliche Etablierung durch formalisierte Aus- oder Weiterbildungen voranzutreiben oder zu festigen. Lehrgänge richten sich in der Regel nicht nach Tourismussaisons und Betriebe sind nicht bereit oder nicht in der

9 14 der 19 Interviewten arbeiten im Tourismussektor oder in tourismusnahen Betrieben. Das hohe Gästeaufkommen hat aber auch auf andere Berufe Einfluss, wie z.B. Ärzte.

10 Rolshoven (2006: 187) nimmt den Begriff des Lebensorts vom deutschen Philosophen Waldenfels (1985: 199) auf, demzufolge es sich um einen Ort handelt, »wo ich zu Hause bin und mich zu Hause fühle, wo ich im vollen Sinne lebe als einer, der eingewöhnt ist und nicht nur eingeboren«, und führt ihn weiter aus. »Die Lebensorte sind nicht Grundfaktum, sondern Wahlheimaten, die wir aktiv gestalten und erwerben.«

Lage, ihren Angestellten während der Hochsaison den regelmässigen Besuch von Kursen zu ermöglichen. Diese Arbeitsbedingungen schränken den beruflichen Handlungsspielraum massgeblich ein. Dies zeigt sich in der geringen Zahl an Interviewten, die seit ihrer Ankunft im Oberengadin eine Ausbildung absolviert haben. Insbesondere diejenigen, die ohne Ausbildung ins Engadin gezogen waren, blieben auch ohne Ausbildung.¹¹ Wer bereits über zehn Jahre in der Region lebt, konnte sich zwar nach und nach beruflich etablieren. Fast immer geschah dies über jahrelangen Verbleib an derselben Arbeitsstelle und eine besondere, fast familiäre Beziehung zum Arbeitgeber. Andere wählten den Weg in die (Teil-)Selbstständigkeit. Sie suchten nach Marktlücken, die sie basierend auf ihrem persönlichen Potenzial mit situationsangepassten Angeboten füllten, wie Reinigungsfirma, Bar im Skigebiet oder Souvenirgeschäft.¹² Trotz erfolgreichen beruflichen Werdegängen bleibt das Fehlen einer formalen Ausbildung zentral.

Wenn ich Formulare ausfüllen muss, »Beruf«, und ich, was bin ich? Ich bin nichts, ich habe nichts gelernt. [Trauriges Lachen] (Teresa Bivetti)

Das sagt Teresa Bivetti, die seit ihrer Ankunft im Engadin vor über 30 Jahren immer gearbeitet hat, zuerst als Kellnerin und im Landwirtschaftsbetrieb ihres Mannes, heute führt sie zusammen mit einer anderen Frau aus dem Dorf ein Souvenir-Geschäft und ein kleines Catering-Unternehmen. Sie ist im Schulrat und Integrationsverantwortliche ihrer Gemeinde, übersetzte viele Jahre für Portugiesinnen und Portugiesen und ist als Schlüsselperson bei der kantonalen Fachstelle Integration erfasst. Ihr Engagement im Beruf und für die Gesellschaft wird von verschiedenen Seiten geschätzt – das Ausfüllen des Formulars führt ihr aber vor Augen, dass ihre Karriere ausserhalb der Norm erfolgte. Die normative Anerkennung ihrer Leistungen fehlt. In einer Gesellschaft, die sich stark über die Arbeit und Diplome definiert, fühlt sie sich in Momenten wie dem des Formularausfüllens stigmatisiert und ausgeschlossen – wie zur Bestätigung der Analyse Bourdieus (1983: 190): »Titel schaffen einen Unterschied zwischen dem kulturellen Kapital des Autodidakten [inkorporiertes Kulturkapital], das ständig unter Beweiszwang steht, und dem kulturellen Kapital, das durch Titel schulisch sanktioniert und rechtlich garantiert ist, die (formell) unabhängig von der Person ihres Trägers gelten [institutionalisiertes Kulturkapital]. Der schulische Titel ist ein Zeugnis für

¹¹ Vgl. 6.1 Peripherie kompensieren.

¹² Vgl. 8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen.

kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften garantierten konventionellen Wert überträgt.« Das inkorporierte kulturelle Kapital von Teresa Bivetti ist zwar vor Ort im bekannten Umfeld ausreichend, ausserhalb ihres gesellschaftlichen Netzwerkes wäre sie jedoch auf institutionalisiertes Kulturreditkapital in Form eines Diploms angewiesen.

Das für die Elterngeneration vieler Interviewten noch gängige Modell der saisonal in der Schweiz berufstätigen Eltern und den Kindern, die bei den Grosseltern im Herkunftsland aufwachsen, ist unter den Interviewten kaum vertreten, obwohl sie in einer stark von saisonaler Arbeit geprägten Umgebung leben. Bis auf eine Ausnahme gründeten alle ihre Familie erst in der Schweiz und waren zu diesem Zeitpunkt bereits im Besitz einer Aufenthaltsbewilligung, sodass die Familie zusammenleben konnte. Mehrere Interviewte wuchsen aber mit der Erfahrung saisonal abwesender Eltern auf. Diese Erfahrungen sind bis heute prägend und bestimmen die eigenen Lebensmodelle. Wenn Eltern ohne ihre Kinder migrieren, tun sie das in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft für ihre Kinder. Die Perspektive der Kinder ist eine andere. Sie leiden unter der Trennung. Finanzielle Stabilität und Karrierechancen interessieren sie in diesem Moment nicht und vermögen auch Jahre später das Migrationsprojekt der Eltern kaum zu legitimieren.

Als ich zwei Jahre alt war, migrierte meine Mutter nach Italien. Das heisst, ich wurde meinen Grosseltern ausgehändigt, ihren Eltern. Und ich blieb immer dort, bis ich 17 war. Und dann ging ich in die Stadt und studierte Wirtschaft. [...] Für mich war klar, ich wollte nicht migrieren. [...] (Cristina dos Santos)

Als Cristina dos Santos nach dem Wirtschaftsstudium die Perspektivlosigkeit auf dem portugiesischen Arbeitsmarkt erkannte, änderte sie ihre Meinung. Sie nutzte ihre bestehende Verbindung zum Engadin, wo ihre Mutter inzwischen mit dem Lebenspartner lebte.¹³ Sie konnte sofort im Geschäft des Stiefvaters arbeiten. Damit stellt sie jedoch den Erfolg des Migrationsprojekts ihrer Mutter in Frage. Deren Migrationsziel war es, ihrer damals noch kleinen Tochter eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Dafür nahm sie die jahrelange Trennung in Kauf. Für sie kommen der Umzug der Tochter ins Engadin und deren Arbeit im Büro des Partners, für die sie überqualifiziert ist, einer Kapi-tulation gleich. Die hohen emotionalen und finanziellen Investitionen scheinen aus Sicht der Mutter umsonst gewesen zu sein. Zur Zeit des Interviews ist Cristina dos Santos schwanger mit dem ersten Kind und sucht nach einer

13 Vgl. Marques (2010) und 7.2 Transnationale Familiennetzwerke.

Lösung, wie sie ihre Arbeit, die sie eigentlich gerne macht, mit der Familie vereinbaren kann. Es ist ihr sehr wichtig, dass sie genug Zeit für ihr Kind hat.

Denn ich lebte nie mit meinen Eltern ... Ich glaube, schlimmer als keine Eltern zu haben, ist es Eltern zu haben, aber sie fast nie zu sehen. (Cristina dos Santos)

Die Herausforderung besteht insbesondere in der Organisation der Kinderbetreuung. Während der Hochsaison arbeitet Cristina dos Santos täglich zehn bis zwölf Stunden, auch samstags und manchmal sonntags. Die Überstunden kann sie in der Zwischensaison mit Ferien kompensieren. Zugleich ist das Angebot an familienergänzender Kinderbetreuung im Oberengadin gering, gemessen an der Anzahl der Doppelverdiener-Ehepaare, und die Öffnungszeiten sind nicht mit den Arbeitszeiten von Cristina dos Santos und ihrem Mann kompatibel.¹⁴ Vor denselben Schwierigkeiten stehen oder standen verschiedene – insbesondere in der Hotellerie oder Gastronomie tätige – Interviewte. Die Kinderbetreuung durch Bekannte und Verwandte ist deshalb die verbreitetste Lösung. Dort gibt es keine geregelte Maximal-Aufenthaltsdauer und das Kind kann notfalls bereits frühmorgens gebracht oder spätabends abgeholt werden. Portugiesische Interviewte liessen und lassen sich oft von Verwandten helfen, die für ein paar Wochen oder Monate ins Engadin reisen und die Kinderbetreuung übernehmen. Das segmentierte Leben mit den extremen Arbeitsspitzen in der Hochsaison erfordert besonders von Familien grosse Flexibilität und ein gutes persönliches Netzwerk, das sie in diesen Zeiten unterstützt.

Entweder hast du eine Arbeit, bei der du es [die Kinderbetreuung] vereinbaren kannst oder du hast jemanden, der die Kinder holt und bringt. (Carla Pinheiro)

Die Kinderbetreuung bleibt auch mit dem Schuleintritt schwierig. Heute sind die Gemeinden zwar bei genügender Nachfrage dazu verpflichtet, kostenpflichtige Tagesstrukturen anzubieten. Ist diese nicht gegeben, müssen sich die Eltern selbst organisieren. Die meisten Interviewten zogen ihre Kinder jedoch vor der Einführung dieser Tagesstrukturen auf und waren somit auf

¹⁴ Kinderkrippen gibt es zum Zeitpunkt der Interviews (2015/2016) im Oberengadin in Zuoz, Samedan und St. Moritz. Sie sind von Montag bis Freitag von 7:15/7:30–18:30 Uhr geöffnet. Bis auf die Krippe in Zuoz besteht überall eine lange Warteliste. Vgl. 5.6 Kinder (des-)integrieren.

andere Betreuungsformen angewiesen. Carla Pinheiro gab ihre Arbeitsstelle auf, um ihre Kinder betreuen zu können. Zusätzlich hütete sie an sieben Tagen die Woche als Tagesmutter Kinder von Bekannten, um so zum Haushaltseinkommen beizutragen.

Trotz der bisher genannten wenig attraktiv klingenden Aspekte eines Lebens in der Tourismusdestination können viele Interviewte dem saisonalen Rhythmus durchaus auch Positives abgewinnen. Der Saisonbetrieb im Oberengadin verschafft vielen dort Berufstätigen ein- bis zweimal jährlich längere Ferien, die sie zur Erholung und Kompensation nutzen. Diese längeren Ferien ermöglichen auch Familienbesuche in entfernteren Destinationen und eine intensivere Eingebundenheit am Herkunftsland. Wer kann, geniesst die arbeitsfreien Monate in der Zwischensaison, um all das zu kompensieren, was ihm im Engadin fehlt. Die einen reisen in ihr Herkunftsland, pflegen dort Kontakte, Haus und Olivenhain und geniessen das Essen und den Ausgang mit Freunden. Dank dem längeren Aufenthalt fühlen sie sich nach wie vor stark mit ihrem Land verbunden. Andere zieht es in wärmere Gebiete oder in Grossstädte im In- und Ausland, wo sie sich vom kulturellen Angebot und Austausch mit Ihresgleichen für ihre Arbeit inspirieren lassen, Kontakte auffrischen und all das kompensieren, was ihnen im Oberengadin fehlt. Und dann gibt es solche, die einfach die Ruhe im Tal geniessen, wenn alle anderen verreist sind.

Früher habe ich gelitten, fand ich es zu krass, dass es dann in der Zwischensaison so leer war. Ich war dann zwar auch oft weg, aber wenn ich hier war, das war zu leer. Also diese Kontraste von »zu viel« und »zu wenig«. Inzwischen finde ich die Zwischensaison wunderbar, dass man dann die Landschaft für sich hat. Also ich liebe einfach diese Natur in jeder Jahreszeit. Und deshalb ist es auch schön. In der touristischen Saison ist es mir ein bisschen zu viel des Guten. [...] Der Verkehr und so, es ist ein bisschen zu viel in der Saison. Aber dass das Touristen sind, das stört mich eigentlich nicht. (Franca Bianchi)

Franca Bianchi hat sich im Laufe der Jahre mit der Situation arrangiert und diese umgedeutet. Was sie anfangs störte, empfindet sie heute als Qualität. Wie sie haben sich viele Interviewte allmählich diese segmentierte Welt angeeignet. Das segmentierte Leben erschwert zwar den Aufbau persönlicher Beziehungen vor Ort sowie die berufliche Weiterbildung und die damit einhergehende berufliche Etablierung oder Stabilisierung. Auf der anderen Seite ermöglichen die längeren Ferien die Kompensation dessen, was in der al-

pinen Tourismusdestination während der Hochsaison fehlt. Diese Möglichkeit nutzen die Interviewten zur Beziehungspflege und Freizeit, kaum jedoch zur Weiterbildung. Keine der interviewten Personen plante zur Zeit des Gesprächs eine längere Aus- oder Weiterbildung oder den Besuch eines Sprachkurses.

Die topographisch bedingte erschwere Erreichbarkeit von Bildungsinstitutionen nördlich der Alpen und das durch den Tourismus vorgegebene Zeitregime beeinflussen in wesentlichem Mass den Aktionsradius und den Handlungsspielraum der Migrationsbevölkerung im Oberengadin. Kaum jemand beklagt sich jedoch darüber. Wer nach vielen Jahren immer noch im Tal lebt, scheint sich mit den gegebenen Umständen arrangiert zu haben und weiss die vorhandenen Spielräume zu nutzen.

3.2 Pseudo-urbanes Leben in der Tourismusregion

Das Oberengadin hat im Vergleich zum ländlich geprägten Schams und Avers einen fast schon urbanen Charakter. Der Tourismus im oberen Preissegment bringt zumindest während der Hochsaison Elemente urbanen Lebens ins Hochtal und schafft neben zahlreichen Arbeitsstellen im Niedriglohnsektor auch direkt oder indirekt einige Arbeitsstellen für Hochqualifizierte. Das Waren- und Freizeitangebot richtet sich hauptsächlich an den Konsumwünschen der Gäste aus und entspricht deren hohen Qualitätsanforderungen. Einwohnerinnen und Einwohner mit einem höheren Lebensstandard mögen davon ebenfalls profitieren, viele Zugewanderte sind aber im Gast- und Bauwesen tätig, oft ohne passende Berufsausbildung. Dementsprechend tief sind auch ihre Löhne.¹⁵ Für sie ist dieses Angebot unerschwinglich und entspricht meist auch nicht ihren Bedürfnissen. Die Elemente urbanen Lebens wecken jedoch Erwartungen auf ein ausdifferenzierteres Angebot auch für weniger gut Verdienende, wie dies im städtischen Raum üblich ist. Manche Interviewte fühlen sich als Konsumenten nicht genügend wahrgenommen,

¹⁵ Die Branche, in der die Beschäftigten tätig sind, wird nur bei der Einwanderung erfasst. Aus der Unternehmensstatistik lässt sich die Herkunft der Beschäftigten deshalb nicht eruieren. Sie zeigt aber die Hauptwirtschaftszweige der Region auf: an erster Stelle Tourismus, gefolgt von der Bauwirtschaft (Wirtschaftsstruktur 2011-2016: Kanton Graubünden. Amt für Wirtschaft und Tourismus (AWT)). Der Mindestlohn für Ungelehrte im Gastrobereich liegt 2019 bei 3435 Franken brutto (www.gastrosuisse.ch), auf dem Bau bei 4557 Franken brutto (www.baumeister.ch).

obwohl gemessen an der ständigen Wohnbevölkerung das Warenangebot im tieferen Preissegment und die Infrastruktur an öffentlichen Einrichtungen wie Schulen oder Spitäler gut ausgebaut sind.

Die grosse Bremse im Engadin ist, dass alles sehr teuer ist. Die Wohnungen sind sehr teuer. Wenn wir einkaufen wollen, normale Kleider kaufen möchten, müssen wir weggehen. Wir müssen nach Italien gehen oder Chur oder Zürich. Auch wenn jemand von uns eine Wohnung kaufen möchte, es ist extrem teuer. Es ist nicht möglich. [...] Klar, wer hier Ferien macht, weiß, dass es etwas Spezielles ist. Aber ich glaube, das Engadin kann nicht nur von dieser Marke »The Top of the World« leben. Denn dieser super-exklusive Kunde wird mit der Zeit vielleicht etwas rar. [...] Die Touristen kommen während zwei Monaten im Jahr. Wir müssen hier das ganze Jahr leben. Mann und Frau müssen arbeiten, sonst geht es nicht. Aber das ist nicht nur mit den Portugiesen und anderen Ausländern so. Man merkt, dass auch bei Schweizer Familien die Mütter anfangen mussten zu arbeiten, weil es sonst nicht reicht. [...] Für alles, was wir brauchen, müssen wir weggehen. Es fehlt uns eine Migros, ein Shopping-Zentrum. Am Samstag ist das halbe Engadin in Chur, die andere Hälfte in Chiavenna. Die Portugiesen sind am Samstag alle in Chur. Wenn dieses Geld hierbliebe, würde es neue Arbeitsstellen schaffen und es wäre Geld, das in der Region bleiben würde. (Fátima da Silva)

Fátima da Silva fühlt sich trotz ihrer Kritik verbunden mit dem Ort, an dem sie seit 30 Jahren lebt. Sie wünscht sich einen wirtschaftlich diversifizierteren Ort, wo sich Menschen mit unterschiedlichen Einkommen einrichten können, wo der Erwerb von Wohneigentum nicht einer kleinen Minderheit vorbehalten bleibt, wo alle als Konsumenten wahr- und ernst genommen werden. Die hohen Preise schränken in der Lebensgestaltung ein. Sie bestimmen Familien- und Zukunftsmodelle. Gleichzeitig hinkt die Infrastruktur hinterher, wie die Engpässe bei der familienergänzenden Kinderbetreuung zeigen. Die Ambiance der temporären Stadt (Sauter und Seger 2014) verleitet zu Forderungen nach einem diversifizierteren Angebot, wie es im urbanen Raum zu erwarten wäre. Bevölkerungsmässig wird die Region zwar im Winter kurzzeitig zur Stadt und den Erwartungen der Gäste wird versucht mit dem entsprechenden Angebot an Infrastruktur und Dienstleistungen gerecht zu werden. Eine Stadt zeichnet sich jedoch nicht nur durch eine bestimmte Einwohnerzahl oder Infrastruktur wie gut ausgebauten öffentlichen Verkehrsnetze aus. Ein zentrales Element von Urbanität ist die Vielfalt, oder mit den Worten von Dierner et al. (2005: 116) in Anlehnung an Lefebvre »ein Geflecht von inneren Dif-

ferenzen. [...] Das Zusammenspiel von unterschiedlichen Kulturen, Gruppen und Produktionsformen [entfacht] eine unerwartete und vielschichtige urbane Dynamik.« Die einseitige Konzentration des Angebots auf die Ansprüche der Gäste bringt zwar aus deren Sicht ein Stück urbanes Leben in die Berge. Auf Bevölkerungsschichten mit tieferem Einkommen oder anderen Bedürfnissen und Interessen trifft dies aber nicht zu. Urbanes Angebot und Leben, wie sie es sich wünschen, findet sich im Oberengadin nicht.

Die Interviewaussagen zeigen eine ambivalente Wahrnehmung des Ortes. Der Wunsch nach einem diversifizierteren Angebot gründet auf der Wahrnehmung des Ortes als Stadt, wie er sich während der Saison präsentiert. Dazwischen wird der Ort aber zum Dorf (Sauter und Seger 2014: 40), was sich in den Schilderungen zur Lebensqualität im Dorf widerspiegelt – ein Leben umgeben von Natur, Ruhe und Sicherheit.¹⁶

Von hier weggehen, ... erstens würden wir aus einem Paradies weggehen, denn für mich ist das hier ein Paradies. Und dann würden wir an Orte gehen mit mehr Durcheinander und Stress. (Ricardo Ferreira)

Ich möchte grosse Städte nie. Porto ist für mich schon gross, ich möchte das nie. Deshalb, nach Zürich gehen, ich glaube... ich würde das nicht sehr mögen. (Cristina dos Santos)

Ich würde das Engadin gegen nichts Anderes tauschen. Denn obwohl es sehr geschlossen ist, man hat kein Shopping-Center, kein grosses Kino oder Theater. Mir gefällt die Ruhe sehr, die Sicherheit – wissen, dass meine Tochter zu Fuss geht und jeden Tag nach Hause kommt. (Fátima da Silva)

Der Unmut über die hohen Preise und das nicht den eigenen Möglichkeiten und Ansprüchen entsprechende Warenangebot ist Ausdruck der Extreme, die in den alpinen Tourismuszentren auf kleinem Raum aufeinanderprallen: Elemente von Urbanität eingebettet in die alpine Berglandschaft, Luxusresidenzen und gleichförmige Wohnsiedlungen sowie erholungssuchende Gäste und berufstätige Wohnbevölkerung mit jeweils unterschiedlichen Erwartungen und Ansprüchen an denselben Ort,¹⁷ aber auch umworbene ausländische

¹⁶ Vgl. Sauter und Seger (2014: 84), die dasselbe für die Engadiner Bevölkerung im Allgemeinen feststellen und die Auswirkungen dieser Wahrnehmung auf die Gestaltung der Umgebung beschreiben.

¹⁷ Die aus unterschiedlichen Erwartungen resultierende Ortswahrnehmung beschreibt Stedman (2006) in seiner Untersuchung zu Zweitwohnern in einer Tourismusregion in

Gäste und »unsichtbare« ausländische Arbeitskräfte im Tourismussektor, die sich nur in ihrer Funktion als Berufstätige, aber nicht als Mitbürgerinnen und Mitbürger wahrgenommen fühlen.¹⁸ Die Mehrheit von ihnen ist mit unregelmässigen Arbeitszeiten, extremen Spitzen in der Hochsaison, tiefen Löhnen und im Verhältnis dazu hohen Mietkosten konfrontiert.¹⁹ Manchmal sind es kleine, im Herkunftsland selbstverständliche Dinge, wie der tägliche Kaffee in der Bar, verbunden mit dem lockeren Kontakt zu anderen Leuten, deren Fehlen im Alltag das Wohlbefinden einschränkt. Die hohen Preise verhindern die Fortführung vertrauter Gewohnheiten im Bereich von Sozialkontakten und Gemeinschaftsleben.

Die Portugiesen sind gewöhnt, jeden Tag ins Café zu gehen zum Kaffee trinken. Hier können wir uns das nicht leisten. Das ist für viele Leute so eine radikale Veränderung, dass sie sagen, es gefalle ihnen hier nicht. Meine Frau und ich haben das aber nie wichtig gefunden. Uns fehlt das nicht. (Ricardo Ferreira)

Ricardo Ferreira und seine Frau Cristina dos Santos verkörpern eine neue Generation portugiesischer Migrantinnen und Migranten. Sie zeichnen sich durch höhere Bildung, weniger starke Rückkehrorientierung und stärkere Verankerung im »Hier und Jetzt« aus.²⁰ Im Gegensatz zu den meisten Saisonniers, die in den 1980er und 1990er Jahren ins Tal gezogen sind, haben sie in Portugal studiert. Im Zuge der Wirtschaftskrise der letzten Jahre migrierten sie in die Schweiz.²¹ Sie sind enttäuscht vom portugiesischen

Wisconsin. Bei Einheimischen sind Gemeinschaftsgefühl und soziale Netzwerke bestimend für die Ortsverbundenheit, für Zweitwohner überwiegen landschaftliche Aspekte.

- 18 Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.
- 19 Vgl. die Diskussion von Sauter und Seger zur Stadt im Dorf (2014: 82-100) sowie Bätzing (2015: 197ff.) zu den Auswirkungen des Tourismus auf die Bereisten und Forschungslücken in diesem Bereich.
- 20 Vgl. Fibbi et al. (2010: 102ff.), die von einem »Rückkehrverhalten im Wandel« sprechen.
- 21 Mit der Wirtschaftskrise 2008/2009 sind in Portugal die Auswanderungen parallel zum Wachstum der Arbeitslosenzahlen sprunghaft angestiegen: Auswanderungen 2009: 16'899; Auswanderungen 2011: 43'998 (<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/462011/umfrage/migrationssaldo-nach-einwanderungen-und-auswanderungen-fuer-portugal/9.4.2019>). Seit 2014 sind die Auswanderungszahlen wieder leicht rückläufig, die portugiesische Wirtschaft erholt sich allmählich. Im Engadin wird eine verstärkte Rückwanderung seit ca. 2017 konstatiert (vgl. Telefongespräch Christoph Schlatter, 6.12.2018). 2019 schuf der portugiesische Staat ein Programm,

Staat, der ihnen zwar eine gute Ausbildung ermöglichte und somit Hoffnungen auf ein besseres Leben machte, ihnen später aber keine berufliche Zukunft eröffnete.²² Sie bauen kein Haus an ihrem Herkunftsland und denken nicht daran, in ein paar Jahren zurückzukehren. Sie haben zwar eine Wohnung in Portugal gekauft, aber als Anlageobjekt, das sie an Feriengäste vermieten. Ihre Zukunft sehen sie nicht in Portugal. Ihr Migrationsprojekt ist zwar offen, aber längerfristig. Dementsprechend stellen sie auch andere Ansprüche an ihr Leben im Engadin als rückkehrorientierte Migrantinnen und Migranten. Im Zuge der andersgearteten Zukunftsperspektive dieser jüngeren Generation entsteht im Oberengadin eine neue Klientel, die vor Ort konsumieren möchte, ihre Bedürfnisse aber nicht abgedeckt sieht.

Wir wollen hier den Alltag leben können, ohne immer nur daran denken zu müssen, Geld zu verdienen, nicht ausgehen, keine Pizza essen gehen, nichts machen, um Geld zu sparen und nach Portugal zu schicken, wie es viele machen (nachdenken). Wir wollen hier leben und das heißt auch, ausgehen, auswärts essen... Hier kann man nicht viel machen, aber wir wollen das machen können, was es hier gibt. Es gibt viele Leute, die nichts machen, weil es zu teuer ist. (Ricardo Ferreira)

Seine Frau Cristina dos Santos fügt an:

Ich bin da, ich möchte profitieren: Skifahren, Velofahren, Fussball spielen. Nur hier sein, um hier zu sein, lohnt sich nicht. Ich möchte es hier genießen. Nicht nur hier sein und auf alles verzichten. Es gibt Leute, die verzichten auf alles. Denn alles, was sie hier verdienen, muss für das Haus in Portugal sein. Ich möchte hier sein, wir brauchen die dritte Säule. Das fanden wir schon von Anfang an wichtig. Ich habe lieber eine dritte Säule als das neuste iPhone. (Cristina dos Santos)

Die meisten Interviewten haben Wege gefunden, wie sie ihre Freizeit auch in der hochpreisigen Region gestalten können. Es fällt auf, dass über zwei

das portugiesische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger aktiv bei ihrer Rückkehr nach Portugal unterstützt (www.programaregressar.gov.pt) (3.7.2020).

²² In Portugal wird deshalb von einer *fuga de cérebros* (Brain drain) und in der Schweiz und anderen mitteleuropäischen Ländern von einem Zuwachs an hochqualifizierten Arbeitskräften aus Südeuropa gesprochen (Machado Gomes 2015; Martins Correia 2015). Die meisten portugiesischen Migrantinnen und Migranten weisen aber nach wie vor eine eher geringe Schulbildung auf und üben im Ausland wenig qualifizierte Tätigkeiten aus, relativiert Machado Gomes (2015: 7).

Dritteln der Interviewten Sport treiben in der Natur als wichtige Freizeitbeschäftigung hervorheben. Die Jahreskarte für die Bergbahnen erhalten sie zum vergünstigten Einheimischentarif. Im Sommer fahren sie Rad, joggen oder wandern – alles Sportarten, die nach der Anschaffung der Grundausstattung kaum mehr Kosten verursachen. Den hohen Immobilienpreisen kann sich aber niemand entziehen. Die Suche nach einer bezahlbaren Mietwohnung gestaltet sich schwierig und der Erwerb einer Immobilie im Tal ist für die meisten unmöglich.²³ Dies wirkt sich auf die Zukunftsplanung aus, wie die Aussage der mit einem Portugiesen verheirateten Südtirolerin Rita Pichler zeigt.²⁴

Rita Pichler: Wenn wir einmal pensioniert sind, können wir es uns hier wahrscheinlich nicht mehr leisten. Weil, ich habe einfach das Gefühl, wenn man die Wohnung zahlen muss und hier leben für das bisschen AHV, wenn es überhaupt noch eine gibt, glaube ich, dass wir wahrscheinlich zurückmüssen.

Interviewerin: Und wohin wäre das?

Rita Pichler: Das weiss ich nicht, entweder nach Portugal oder Südtirol oder beides, dass man ein bisschen switcht. Aber das lassen wir auf uns zukommen.

3.3 Inspirierende Aussichten

Die Tourismusdestination Engadin St. Moritz wirbt mit blauem Himmel, verschneiten Bergen, kristallklaren Seen und sportlich aktiven Menschen. Das Wohnen in diesem Tal mag als Privileg erscheinen. Zumindest in der Anfangszeit empfanden das aber viele Interviewte anders.

Ich kam um drei Uhr morgens an, nach zweitägiger Reise im Auto. Als ich im Hotel ankam, sagte ich: »Hier bleibe ich nicht! Hier bleibe ich nicht!« Für mich war es das Ende der Welt. Ich stand am Morgen auf, machte das Fenster

²³ Die Immobilienpreise sind zwar seit den Interviews in den Jahren 2015 und 2016 gesunken, sind durchschnittlich aber nach wie vor deutlich höher als im kantonalen und nationalen Durchschnitt (vgl. Gemeindeinfos und Statistiken, <https://www.raiffeisen.ch/engiadina-val-muestair/de/privatkunden/hypotheken/hypopedia/gemeindeinfo.html>, 23.7.2020).

²⁴ Die Zukunftsplanung hängt jedoch auch noch von weiteren Faktoren ab. Vgl. 5.7 Zukunftsansichten.

auf und sah einen Berg vor mir, voll Schnee! Ich ging zu meiner Freundin und weinte. »Ich bleibe nicht hier, ich gehe wieder!« Die Welt endete hinter dem Hotel. (Teresa Bivetti)

Der Schock ist gross für die, die zum ersten Mal in ihrem Leben hohe Berge sehen, und dies direkt vor ihrem Fenster in einer tief verschneiten Landschaft. Um sich in dieser Umgebung und diesem Klima wohl zu fühlen, bedarf es einiger Kompensationsstrategien. Die Entdeckung der Daunenjacke war für Fernanda Jörg aus Brasilien ein Schlüsselerlebnis. Von da an konnte sie auch den eisigen Engadiner Winter geniessen. Neben der adäquaten Kleidung helfen insbesondere Fahrten ins nahegelegene Italien, den Kultur- und Klimaschock zu kompensieren. In Chiavenna oder am Comersee kann man Wärme und Italianità tanken. Im Vordergrund steht bei den Interviewten aber nicht Kompensation, sondern die Aneignung des Ortes. Die Landschaft wirkte vielleicht anfangs bedrohlich. Sehr schnell entdeckten aber alle Interviewten ihren Reiz. Kaum ein Gespräch, in dem nicht die Schönheit der Natur gepriesen wird. Viele inspiriert diese Umgebung zum Hinausgehen und Sport treiben.

Ich habe noch Bilder von meinem ersten Spaziergang im Kopf. Das war im Sommer. Vom Winter habe ich weniger Erinnerungen. Im Winter habe ich eher gelitten am Anfang. Aber im Sommer, diese Farben, dieser See! Das habe ich noch im Kopf. Das hat mich sehr beeindruckt. Ich habe hier auch mit Sport angefangen, was nicht meine Sache war in Italien. Ich war kein Sportmensch. Aber hier habe ich dann angefangen, [...] das hat hier auch Spass gemacht. Dieses Draussen-in-der-Natur-sein kannte ich nicht. (Franca Bianchi)

Die Interviewten erwähnen dieselben Qualitäten, mit denen auch die Tourismusdestination Engadin St. Moritz für das Tal wirbt. Dass es sich dabei nicht einfach um die Verinnerlichung eines gängigen Diskurses handelt, zeigen sie mit ihrem Freizeitverhalten. Sport in der Natur ist die meist genannte Freizeitbeschäftigung. Velofahren, Wandern, Laufen, Schwimmen und Kiten im Sommer, Skifahren, Snowboarden und Langlaufen im Winter: Die Palette der Sportarten in freier Natur ist gross. Einige haben wie Franca Bianchi erst im Engadin intensiver mit Sporttreiben angefangen, inspiriert durch die Umgebung. Sie kommunizieren dies auch, beispielsweise über ihre Profilbilder in den sozialen Medien. Damit zeigen sie, dass sie diese Freizeitaktivitäten nicht nur mangels anderer Angebote in der hochpreisigen Tourismusregion betreiben, sondern sich auch damit identifizieren. Dabei nehmen ortstypi-

sche Sportarten wie Skifahren, Snowboarden und Langlaufen einen besonderen Stellenwert ein. Sie stehen für das Angekommensein und die Aneignung der Region mit ihren Eigenheiten. Wer erst im Erwachsenenalter mit Wintersport angefangen hat, erzählt gerne und meist mit einer Prise Humor von den ersten Versuchen auf Schnee.

Ich begann die Sportarten von dort [dem Engadin] zu machen. Ich ging auf die Diavolezza und fuhr mit dem Snowboard runter. [...] Rutschend (Lachen). Am Anfang war es für mich eine Tortur. Ich mochte Snowboard nicht. Ich fand es komisch, beide Beine auf dem gleichen Brett fixiert. Aber alle machten das, sogar der Schwiegervater. (Fernanda Jörg)

Ich fahre Ski seit fast 30 Jahren, jeden Tag. Ich kenne so viele Deutsche, Italiener und Schweizer und ich bin immer in der ersten Kabine. Alle kennen mich. [...] Jeden Tag bin ich in der ersten Kabine. Ich fahre am Morgen und wenn ich frei habe auch am Nachmittag. Und im Sommer Velofahren. Ich fahre sehr viel Velo. In der Saison mache ich immer etwa zwischen 4000 und 5000 Kilometern. (Milan Ivanić)

Sport als Ausgleich. Ich bin sehr viel draussen in der Natur. Velo fahren und Laufen im Sommer und im Winter Langlaufen. [...] Erstaunlicherweise bin ich bis zu meiner Ankunft im Engadin viel mehr Ski gefahren. [...] Aber irgendwann möchte man sich nicht mehr in diesen Trubel stürzen, wenn man die ganze Woche sowieso schon... [spricht nicht weiter, bezieht sich aber vermutlich auf die hohe Arbeitsintensität während der Saison] (Thomas Neumann).

Die Natur dient nicht nur als Bühne für sportliche Aktivitäten. Auffallend oft betonen die Interviewten die wohltuende Ausstrahlung und Ruhe der Oberengadiner Landschaft. Zwar klingt auch hier die Tourismuswerbung an, die Interviewten scheinen diese Qualitäten aber sichtlich aktiv zu nutzen und daraus Energie zu schöpfen.

Die Ruhe ist hauptsächlich im Sommer. Ich schaue im Hotel aus dem Fenster, schaue auf den See, das gibt mir viel Ruhe. Für mich ist es gut so. (Pedro da Cunha)

Wenn ich am Morgen walken gehe, eine Stunde, durch den Wald, das gibt einem so viel Kraft. [...] Was kann man Schöneres bieten als einen solchen Naturort. (Rita Pichler)

In den letzten Jahren positioniert sich die Destination verstärkt auch als Kulturregion mit einem Kulturangebot, das auf zahlungskrftiges Publikum ausgerichtet ist. Die Ticketpreise grösserer Anlässe liegen oft weit ausserhalb dessen, was sich Personen mit einem durchschnittlichen Einkommen leisten können. Auch inhaltlich vermag das Angebot nur einen kleinen Teil der Interviewten anzusprechen.

Ricardo Ferreira: Es fehlt viel hier. [...] Hier ist es ein wenig, wie die Portugiesen sagen, das Ende der Welt. Es gibt kein grosses Angebot. Es hat zwar das Jazz-Festival, aber es hat nicht das kulturelle Angebot, das es in Zürich gibt oder in anderen Stten. Aber wir können nicht alles haben (Lachen).

Interviewerin: Welche Kultur vermisst du?

Ricardo Ferreira: Vor allem die Musik: Konzerte, Bars mit Live-Musik.

Cristina dos Santos: Hier gibt es manchmal auch Konzerte, aber wir haben nicht oft die Möglichkeit, das heisst, ich habe nicht oft die Möglichkeit.

Ricardo Ferreira: Sie hat nicht die Möglichkeit, mich zu begleiten, weil ihre Arbeitszeiten sehr schwierig sind, wie du dir vorstellen kannst. Es ist nicht einfach. Und allein gehe ich auch nicht. Der Musikgeschmack – in der portugiesischen Gemeinschaft ist es schwierig, jemanden zu finden, der den gleichen Geschmack hat wie ich. Es gibt auch Konzerte in Milano und Zürich. Aber da ich keine Begleitung habe, gehe ich dann auch nicht.

Interviewerin: Welchen Musikstil magst du?

Ricardo Ferreira: Rock, alles, was mit Rock zu tun hat, härter oder weniger hart.

Ähnlich wie beim Warenangebot weckt das urban anmutende Umfeld zuweilen auch in Bezug auf das Kulturangebot Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Alternative Kulturszenen, wie sie in einer Grossstadt anzutreffen sind, existieren nicht und auf den ersten Blick scheint das Angebot wenig ausdifferenziert. Im Verhältnis zur ständigen Wohnbevölkerung ist es jedoch gross und wer gut informiert ist, findet auch kostenlose Anlässe, wie Vernissagen oder Live-Konzerte in Bars. Oft hindern aber auch die Arbeitszeiten wärend der Saison, wenn die meisten Anlässe stattfinden, am Besuch kultureller Veranstaltungen. So sehen viele Interviewte ausser Outdoor-Aktivitäten wenig Freizeitmöglichkeiten, die für sie erschwinglich und erreichbar sind. Sie haben sich deshalb die Qualitäten des Ortes zu eigen gemacht und führen heute ein sportlich aktives Leben. Juan Rodriguez empfiehlt den Leuten, die einen Umzug ins Engadin erwägen:

Komm vielleicht mal für einen Winter, dann kannst du schauen. Es ist wunderschön, das Gelände, die Umgebung. Aber das lebt sich nicht von allein. Für viele Leute ist es unmöglich, hier zu leben. Es ist zu ruhig, zu klein. Es sind nur Bäume, Berge, ein See, fertig. Und Schnee und kalt. Es gibt Leute, die das nicht können und wollen. Ich würde sagen, komm für eine Saison und dann kannst du schauen. Es hat Nachteile und Vorteile. Logischerweise muss man die Vorteile zuerst wirklich suchen. Ich könnte vielleicht auch nicht lange in einer Grossstadt leben. Ich fühle mich besser in einer solchen Umgebung: klein, wo ich die Leute auch besser kenne. Die Natur ist hier. (Juan Rodriguez)

Fast ausnahmslos betonen die Interviewten, dass sie das Leben im Engadin dem hektischen Stadtleben vorziehen. Alle, die sich generell im Oberengadin heimisch fühlen, halten sich viel im Freien auf und sind sportlich aktiv. Kulturelle Aktivitäten stehen weniger im Zentrum oder werden auf die Ferien ausserhalb der Region verschoben. Das Wohlbefinden wird durch aktive Aneignung erzeugt, »das lebt sich nicht von allein«.²⁵

3.4 Mehrsprachigkeit als Chance und Herausforderung

Das ursprünglich romanischsprachige Oberengadin gilt heute als zweisprachige romanisch-deutsche Region, wobei nur noch 17 % der ständigen Wohnbevölkerung Romanisch als Hauptsprache angeben.²⁶ Fast zwei Drittel nennen Deutsch als Hauptsprache und 27 % Italienisch. Die hohe Zahl portugiesischer Staatsangehöriger legt nahe, dass an vierter Stelle Portugiesisch als Hauptsprache steht, auch wenn diese Sprache nicht separat in der Statistik aufgeführt ist. Im Arbeitsalltag ist Italienisch als Brückensprache stark präsent. Es wird vom grössten Teil der Bevölkerung gesprochen. Diese »Lingua franca« bedeutet speziell für Zugewanderte aus Portugal und Italien eine grosse Erleichterung beim Einstieg in den Arbeitsmarkt, aber auch im Alltag.

25 Das Wohlbefinden hängt aber nicht einzig von aktiver Aneignung ab, sondern in starkem Massen auch von der von aussen erfahrenen Akzeptanz. Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

26 Resultate aus der aktuellsten Strukturerhebung der ständigen Wohnbevölkerung nach Bezirken und Hauptsprachen, 2014-2016. Die Befragten konnten bis zu drei Hauptsprachen nennen. Deutsch 62 % (Anzahl 11'084); Italienisch 27 % (Anzahl 4789); Romanisch 17 % (Anzahl 3059). Quelle: BFS (Strukturerhebung).

Für den beruflichen Aufstieg hingegen sind gute Deutschkenntnisse notwendig. Wem sie fehlen, kann sich beruflich kaum weiterentwickeln, verharrt in Positionen, die keine spezifischen Qualifikationen und kaum Kundenkontakt erfordern. Die betreffenden Interviewten fühlen sich denn auch am stärksten von konjunkturellen Schwankungen bedroht. Mit der zunehmenden Konkurrenz von osteuropäischen Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt und mit der Möglichkeit des Familiennachzugs seit der Einführung des Freizügigkeitsabkommens mit der Europäischen Union (FZA) im Jahr 2002 nehmen die Notwendigkeit von Deutschkenntnissen und das Bewusstsein dafür weiter zu.²⁷ Gerade portugiesische Interviewte ohne Ausbildung im Angestelltenverhältnis berichten vom steigenden Druck und der Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Gleichzeitig sehen sie sich nach wie vor kaum gezwungen, Deutsch zu sprechen. Die portugiesische Bevölkerung im Tal ist sehr gross und notfalls greifen sie auf die Hilfe einer Übersetzerin oder eines Übersetzers zurück.

Ich habe es [Deutsch] noch nicht gelernt. Weil hier spricht man überall Portugiesisch und Italienisch. Es ist schwierig. Wenn ich auf die Post gehe, ist die Frau Portugiesin. In den Bussen sind die Chauffeure Portugiesen. Und wenn sie nicht Portugiesisch sprechen, sprechen sie Italienisch. So ist es schwierig, eine Sprache zu lernen. Sehr schwierig für uns. Für uns Portugiesen ist Deutsch etwas ganz Anderes. Nicht wie Italienisch, wo viele Wörter ähnlich sind. Es ist schwierig. Wenn ich in Zürich wäre oder an einem Ort, wo man nur Deutsch spricht, bin ich ganz sicher, dass ich schon Deutsch sprechen würde. (Pedro da Cunha)

Die im Engadin angebotenen Deutschkurse ernten vor allem unter der portugiesischen Bevölkerung Kritik. Kritisiert werden Lerntempo, Kurszeiten und Kurszusammensetzung. Die Situation in Regionen mit einem kleinen Einzugsgebiet gestaltet sich jedoch für die Kursanbieter schwierig. Während in Grossstädten verschiedene spezialisierte Sprachschulen ein differenzierteres Kursprogramm anbieten können, ist dies im national gesehen peripher gelegenen Oberengadin nicht möglich. Die vergleichsweise wenigen Kursinteressierten unterscheiden sich in ihren Vorkenntnissen und ihrer Schulbildung. Ihre Arbeitszeiten sind unterschiedlich, oft auch unregelmässig und die Arbeitsbelastung während der Hochsaison so hoch, dass an Weiterbildung kaum zu denken ist. In diesem Umfeld ist es für die

27 Vgl. auch gesamtschweizerisch Stutz et al. (2013: 35).

Kursanbieter eine grosse Herausforderung, ein Angebot zu schaffen, das möglichst vielen dieser Anforderungen gerecht wird und eine genügend grosse Zielgruppe anspricht. Auch firmeninterne Kurse scheitern oft an der Heterogenität der Erwartungen und Vorkenntnisse bei unrealistisch geringer Lektionenzahl. Die Lösung für die komplexe Frage des passenden Sprachkursangebots in der Tourismusregion ist noch nicht gefunden. Der Handlungsspielraum ist eingeschränkt, was die Kurszeiten und Kursformate, aber auch die personellen Ressourcen betrifft. Der in der Region viel gehörte Diskurs über das prekäre Sprachkursangebot und die regionale Sprachensituation dient einzelnen Interviewten aber auch als Rechtfertigung für ihre eigene Passivität beim Spracherwerb. In den Gesprächen mit Interviewten, die noch geringe Deutschkenntnisse aufweisen, liessen sich keine Hinweise auf Kompensationsstrategien erkennen, wie zum Beispiel der Besuch eines nicht ganz den eigenen Vorstellungen entsprechenden Kurses in der Region, die Nutzung von längeren Ferien oder weniger arbeitsintensiven Zeiten für den Besuch eines Intensivkurses ausserhalb der Region oder auch Selbststudium mittels Internet, Fernsehen, Büchern usw. Mit der zunehmenden Stellenknappheit wächst jedoch das Bewusstsein für die Wichtigkeit von Deutschkenntnissen. Der allmähliche Wandel hin zu einer offeneren Haltung bezüglich Spracherwerb hat auch mit veränderten Migrationsprojekten zu tun. Die Rückkehrorientierung weicht zunehmend einer offeneren Zukunftsplanung, was nicht zuletzt auch mit der Möglichkeit des Familiennachzugs zu tun hat. Spätestens mit Eintritt der Kinder ins Schulsystem sind die Eltern aufgefordert und verspüren die Notwendigkeit, zu verstehen und verstanden zu werden.²⁸ Mit dem langfristigeren Zeithorizont wächst auch der Wunsch nach mehr Zugehörigkeit zum Ort.

Ich würde mich viel besser fühlen, wenn ich mit den Nachbarn Deutsch sprechen könnte oder wenn ich jemanden auf der Strasse kreuze, mit ihm in seiner Sprache sprechen könnte. Ich gehe aus dem Haus und habe immer Angst, jemand spreche mit mir, denn, entweder spricht er Englisch oder ich kann nicht mit ihm sprechen. (Ricardo Ferreira)

Unterschiedlich schätzen die Befragten die Bedeutung von Romanischkenntnissen ein. Dies mag auch mit der unterschiedlichen Verbreitung des Romanischen innerhalb der Region zusammenhängen. Während Thomas Neumann

28 Vgl. 5.6 Kinder (des-)integrieren.

glaubt, dass Romanisch im Oberengadin nicht mehr so zentral für die Akzeptanz ist wie andernorts in Graubünden, vermutet Franca Bianchi, dass sie einfacher Zugang zu der einheimischen Bevölkerung fände, wenn sie Romanisch könnte.

Wenn ich Puter²⁹ reden könnte, wäre das einfacher für die Leute. Dann würden sie denken: »Oh, sie bemüht sich.« Und dann wäre schon eine Art Brücke da. (Franca Bianchi)

Sehr direkt sind die Kinder mit der regionalen Mehrsprachigkeit konfrontiert. Charakteristisch für die Volksschule im Oberengadin ist die Vielfalt an Schulmodellen in Bezug auf die Unterrichtssprachen. Die Varianten reichen von einsprachigen Modellen mit Deutsch als Hauptunterrichtssprache über zweisprachige Schulen (Romanisch/Deutsch und in Maloja Italienisch/Deutsch) bis zu romanischsprachigen Schulen mit anfänglichem Unterricht in Romanisch und allmählichem Wechsel zu Deutsch als Hauptunterrichtssprache.³⁰ Die Kinder der romanischsprachigen Primarschulen in Sils und Silvaplana besuchen die Oberstufe an der deutschsprachigen Schule St. Moritz. Für Fremdsprachige kann diese Sprachenvielfalt und insbesondere die je nach Schulsystem relativ spät einsetzende Förderung in Deutsch eine hohe Hürde beim Eintritt ins Gymnasium, in die Sekundarschule oder in die Berufsausbildung bedeuten. Denn unabhängig von der Berufswahl sind gute Deutschkenntnisse unabdingbar. Ob und wie gut die zugezogenen fremdsprachigen Kinder Deutsch und Romanisch lernen, hängt somit nicht nur von ihrem Engagement und der Unterstützung durch ihr Umfeld ab, sondern wird auch durch das an ihrem Wohnort geltende System beeinflusst. Gerade portugiesischsprachige Kinder lernen gemäss Aussagen der Lehrpersonen und Schulleitungen schnell Romanisch, haben aber oft Schwierigkeiten mit Deutsch. In Schulen mit Romanisch als Hauptunterrichtssprache ist es für diese Kinder schwierig, ihre Deutschkenntnisse bis zum Übertritt in die Oberstufe auf den gleichen Stand wie ihre deutsch- und romanischsprachigen Kolleginnen und Kollegen zu bringen, die in

²⁹ Im Oberengadin gesprochenes romanisches Idiom.

³⁰ Art. 2 der Richtlinien zur zweisprachigen Führung von Schulen oder einzelnen Klassenzügen im Sinne einer partiellen Immersion, Amt für Volksschule und Sport: »Die herkömmliche so genannte ›romanischsprachige Schule‹ wird seit jeher im Sinne einer ›totalen Immersion‹ zweisprachig geführt. Auf eine vorwiegend romanischsprachig geführte Primarstufe (mit wenig Deutsch) folgt eine vorwiegend deutschsprachige Sekundarstufe I (mit wenig Romanisch).«

ihrem privaten Umfeld Kontakt mit der deutschen Sprache haben. In den Schulen stellen portugiesische Kinder die grösste ausländische Gruppe dar, in Pontresina sind es zurzeit 37 % der Schülerschaft, in St. Moritz 44 % und in Sils 45 %.³¹ Wenn in einer Klasse ein sehr hoher Anteil der Kinder portugiesischer Herkunft ist, bleiben diese mehrheitlich unter sich und sprechen untereinander Portugiesisch. Deutsch sprechen sie nur im Unterricht. Der Sprachtransfer in den Alltag bleibt unter diesen Bedingungen marginal, was sich negativ auf die Deutschkompetenz auswirkt. Kinder, die zu Hause nicht Deutsch sprechen, haben oft Schwierigkeiten, sich die Sprache so gut anzueignen, dass sie in höheren Schulstufen erfolgreich mithalten können. Sie unterscheiden sich in ihren Leistungen in Deutsch deutlich von Kindern, die in ihrem Umfeld mit Deutsch in Kontakt kommen.³² Wie zugewanderte Eltern die Mehrsprachigkeit empfinden, zeigen die folgenden Aussagen.

Es gibt kein portugiesisches Kind, das im Romanischen Mühe hat. Alle können es. Aber in Deutsch haben fast alle Stützunterricht. [...] Meine Tochter hat vier Sprachen. Eine muss zurückbleiben. In diesem Moment ist es Deutsch. (Fátima da Silva)

Die Tochter von Fátima da Silva spricht mit ihrer Mutter Portugiesisch und mit ihrem Vater Italienisch. Sie besucht eine zweisprachige Schule. Der Schulunterricht wird auf Deutsch und Romanisch gehalten. Später lernt sie als Fremdsprache Englisch. Thomas Neumanns Tochter wächst zuhause ebenfalls zweisprachig auf, Englisch und Deutsch.

Meine Frau und ich überlegten uns damals, ob wir unsere Tochter nach Pontresina zur Schule schicken sollen, wo sie Romanisch lernen muss, oder nach St. Moritz, wo das nicht der Fall ist. Ich glaube, das ist für jemanden, dessen Muttersprache nicht Romanisch ist, sicher eine Diskussion. Ich habe das Romanisch gern und es ist keine Frage, dass es auch weiterleben soll. Aber ich glaube, in der Schule, für Kinder, die das nicht zu Hause sprechen, ist das schwierig. Ich habe das Gefühl, die Region könnte davon profitieren, wenn man das nicht mehr obligatorisch machen würde. (Thomas Neumann)

Wir haben unseren Sohn ein Jahr länger im Kindergarten behalten, damit er besser Romanisch lernen kann. In der Schule haben sie Romanisch und

31 Schuljahr 2016/2017 (Die Zahlen wurden von den entsprechenden Schulen zur Verfügung gestellt).

32 Vgl. Resultate aus Gross et al. (2017) und Peyer et al. (2014).

Deutsch. [...] Wir sprechen zuhause kein Romanisch, das fehlt ihm dann in der Schule. Er arbeitet aber gut daran. Er bringt das schon hin. [...] Ich finde das cool und unterstütze das, so gut ich kann, damit er die Motivation behält.
(Neil Taylor)

Die Interviewten erwähnen verschiedene Strategien im Umgang mit der Mehrsprachigkeit. Bei allen wird aber die Sorge um die Überlastung der Kinder spürbar. Trotz Neil Taylors positiver Einstellung dem Romanischen gegenüber lässt sich die Belastung erkennen, die diese Sprache für seinen Sohn bedeutet. Längerfristig wiegen die Schwierigkeiten im Romanischen aber weniger schwer als jene der portugiesischen Kinder im Deutschen. Romanisch verliert im Laufe der Schulzeit in allen Schulmodellen an Bedeutung. Auf der Sekundarstufe ist Deutsch die Hauptsprache. Somit sind Kinder benachteiligt, für die Deutsch eine nur in der Schule angewendete Fremdsprache ist, gegenüber Kindern, die Deutsch als Zweitsprache sprechen. Befragte Schulleitungen relativieren jedoch, dass die Sprachsituation beim Übertritt in die Oberstufe berücksichtigt werde. Kinder würden nicht einzig aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse zurückgestuft, und es gebe durchaus auch Schülerinnen und Schüler portugiesischer Herkunft mit guten Deutschkenntnissen. An den mangelhaften Deutschkenntnissen habe zudem weniger das Romanische Schuld als die mangelnden Anwendungsmöglichkeiten im Alltag.³³ Damit bestätigen sie, dass für viele zugewanderte Kinder Deutsch während der Schulzeit eine Fremd- und nicht eine Zweitsprache bleibt. Den meisten zugezogenen Eltern leuchtet diese ausgeprägte Form von Föderalismus nicht ein. Sie hegen zwar durchwegs Sympathien für das Romanische, können aber nicht verstehen, dass die Förderung dieser Minoritätensprache auf Kosten ihrer Kinder geschieht. Für deren berufliches Fortkommen sehen sie keine Vorteile, oft aber Nachteile.³⁴

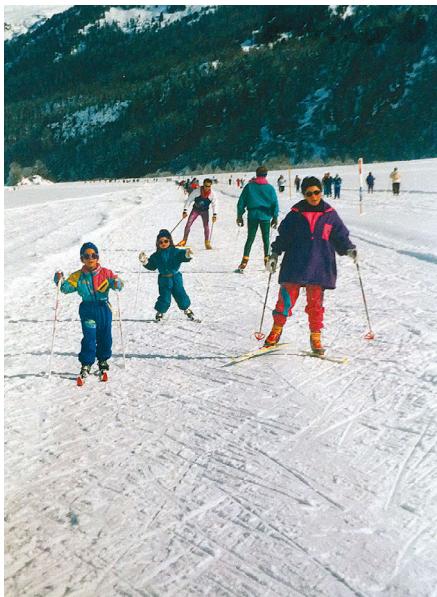
33 Telefongespräche mit den Schulleitungen von Sils i.E. (Laura Wallnöfer, 28.4.2017) und Pontresina (Domenic Camastral 25.4.2017).

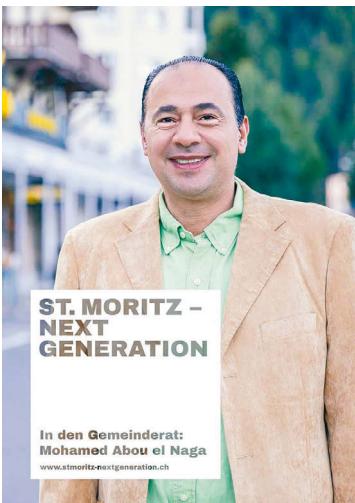
34 Das Thema scheint verschiedene Zugewanderte umzutreiben und in der Wahl ihres Wohnortes zu beeinflussen. In einer zufällig mitgehörten Unterhaltung im Restaurant berichtet ein Südtiroler, wie er und seine Frau sich für St. Moritz als Wohnsitz entschieden hatten, um den Kindern die Schwierigkeiten in einer romanischsprachigen Schule zu ersparen.



FOTOGRAFISCHE IMPRESSIONEN AUS DEM OBERENGADIN

Quelle: Fotos aus den Privatarchiven der Interviewten





FOTOGRAFISCHE IMPRESSIONEN AUS DEM OBERENGADIN

Quelle: Fotos aus den Privatarchiven der Interviewten



4. Leben im ländlichen Avers und Schams

Die aktuellste Gemeindetypologie des Bundesamtes für Statistik kategorisiert alle Gemeinden im Avers und Schams als ländlich peripher, je nachdem mit touristischem, agrarischem oder gemischem Akzent.¹ Dies die offizielle Version. Im Diskurs der Interviewten tritt das Attribut »peripher« nie auf. Ihren Schilderungen zufolge leben sie in einer ländlichen, reizvollen Umgebung, wo man sich kennt, beim Gang durchs Dorf zu einem kurzen Schwatz stehen bleibt, wo man schön wohnen kann, wo Kind und Hund unbeaufsichtigt durchs Dorf laufen können, wo keine Kleiderordnung herrscht und wo auch Besucher gerne verweilen, wo es sich also gut leben lässt, vorausgesetzt man verlässt zuweilen das Tal und legt sich nicht mit den Nachbarn an.

Die beiden Talschaften Avers und Schams sind landwirtschaftlich geprägt. Fast ein Viertel der Berufstätigen ist im land- und forstwirtschaftlichen Sektor beschäftigt. Für zugewanderte Arbeitssuchende ist die Landwirtschaft dennoch von geringer Bedeutung, da es sich um Kleinbetriebe handelt, die nur wenige Arbeitsplätze für Nicht-Familienmitglieder bieten. In Zillis und Andeer überwiegen Dienstleistungs- und Gewerbebetriebe. Wichtige Arbeitgeber in der Region sind das Gastgewerbe, inklusive Kurtourismus, Rehabilitationsklinik, Alters- und Pflegeheim, Baugewerbe, die Kraftwerke Hinterrhein sowie die Steinbrüche. Am Schamserberg bieten der Naturpark Beverin und die Fachstelle für Nachhaltigen Tourismus und Entwicklung der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) qualifizierte Arbeitsplätze.² Im Gegensatz zum Oberengadin gibt es aber keinen einzelnen stark dominierenden Wirtschaftszweig. Dementsprechend heterogener sind auch die Beweggründe, die ins Tal führen. Im Folgenden sollen sie deshalb näher dargestellt werden.

1 Bundesamt für Statistik, BFS 2017.

2 Vgl. Wirtschaftsstruktur 2011-2016: Kanton Graubünden, Amt für Wirtschaft und Tourismus (AWT).

4.1 Wege ins Avers und Schams

Während das Oberengadin international als Tourismusregion bekannt und somit auch den zugezogenen Migrantinnen und Migranten bereits vor ihrer Ankunft ein Begriff ist, kennen die wenigsten die beiden Talschaften Avers und Schams in Mittelbünden. Umso mehr mag es interessieren, auf welchen Wegen Migrantinnen und Migranten hierher gelangen. Gleich vorweg: Die allgemein bekannten Migrationsmotive sind durchaus auch im Avers und Schams von Bedeutung. Einzelne Interviewte gelangten der Liebe wegen in die Region. Nicht, weil sie sich in eine Avnerin oder einen Schamser verliebt hätten, sondern weil ihre Partner dort Arbeit gefunden hatten. Und natürlich behält auch hier das Motiv Arbeit seine Bedeutung beim Migrationsentscheid. Im Detail sind die Migrationsgeschichten aber doch vielfältiger, als diese beiden Hauptmotive vielleicht vermuten lassen, und lohnen deshalb eine genauere Darstellung.

Familiäre Verbindungen und Personalvermittlung

Im Gegensatz zum Oberengadin, wo fast alle Interviewten bereits vor ihrer Ankunft persönliche Kontakte zur Region unterhielten, kannte im Avers und Schams nur knapp die Hälfte bereits jemanden im Tal. Aufgrund der sehr geringen ausländischen Bevölkerung kann auch nicht von Migrationsnetzwerken gesprochen werden.³ Einzig die beiden portugiesischen Interviewpartnerinnen konnten sich bei ihrer Ankunft auf ein Netz an Verwandten und Bekannten abstützen.

Mein Bruder begann für viele Leute Arbeit zu organisieren. Das war in den Jahren um 1988. Es war ein Boom mit viel Arbeit und Migration. Mein Bruder arrangierte etwa für 20 Personen aus unserer Region eine Arbeit. Er arrangierte auch Arbeit für meinen Freund. [...] Ich hatte ein gutes Leben in Portugal. Ich hatte meine Arbeit, wir waren eine Familie der Mittelschicht. Wir hatten alle Arbeit, wir hatten ein eigenes Haus. Wir mussten nicht unbedingt migrieren. Aber da er [ihr damaliger Freund] ging, fragte ich meine Eltern, ob ich auch gehen könne. (Gloria Ferreira)

³ Der Ausländeranteil im Avers und Schams beträgt 12 % oder 228 Personen (AWT Graubünden: Ständige Wohnbevölkerung per 31.12.2018: Eckwerte (Gemeindestand 2018: 108 Gemeinden)).

Gloria Ferreira betont, dass sie nicht aus Not migriert ist. Als es ihrem Bruder gelang, auch für sie eine Arbeit zu finden, heiratete sie und zog zu ihrem Ehemann ins Avers. Damals lebten drei Brüder in der Region, eine Schwester war bereits wieder nach Portugal zurückgekehrt. Dass ihr Bruder in einer Region mit eingeschränkter Zahl an Arbeitsplätzen für so viele Bekannte eine Arbeitsstelle finden konnte, führt Gloria Ferreira auf die Art seiner eigenen Arbeit zurück. Er arbeitete bei einer Baufirma. Dadurch sei er viel unterwegs gewesen, habe die Region und ihre Bewohner kennengelernt und potenzielle Arbeitgeber angefragt, ob sie jemanden brauchen würden. Gloria Ferreira führt die Praxis ihres Bruders fort und vermittelt ihrerseits Arbeit an Bekannte. So fand auch meine zweite portugiesische Gesprächspartnerin in der Region – Maria da Silva – dank ihrer Vermittlung eine Stelle. Die beiden Frauen lernten sich über Maria da Silvas Schwiegermutter kennen, die ebenfalls seit fast 30 Jahren in der Gegend lebt.

Wie Gloria Ferreira und Maria da Silva zog Jules Dubois aus familiären Gründen ins Schams. Seine Schweizer Frau verspürte nach mehreren Jahren in Frankreich den Wunsch, in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Schliesslich fand sie im Tal Arbeit. Im Gegensatz zu den beiden oben genannten Frauen konnte Jules Dubois jedoch seine bisherigen, mehrheitlich ortsgebundenen Tätigkeiten am neuen Wohnort weiterführen und erhielt sich seine beruflichen Kontakte in Frankreich durch regelmässige Reisen an den früheren Arbeitsort.

Es hatte etwas Zufälliges an sich. Wir hätten nach Ennetbühl im Kanton St. Gallen kommen können oder nach Brig oder Martigny. Ich freute mich, in die Berge zu ziehen. Für mich war das sehr gut. Ich war weiterhin in Paris immatrikuliert, um mein Doktorat zu beenden. Ich ging manchmal nach Paris und war zugleich Hausmann. Die Kinder, die Küche, der Haushalt. Meine Frau arbeitete an ihrer Arbeitsstelle in der Gemeinde und ich verfolgte meine intellektuellen Angelegenheiten. Ich schrieb Artikel und arbeitete an meinem Doktorat. (Jules Dubois)

Trotz der aus nationaler Sicht peripheren Lage und den heterogenen Beweggründen zur Migration lassen sich auch in diesen Tälern gesamtschweizerische Tendenzen erkennen. Die Mehrheit der Interviewten begann die berufliche Karriere in der Region mit einer saisonal befristeten Stelle respektive Temporärarbeit. Stellen mit geringem Anforderungsprofil wurden durch Verwandte oder Bekannte vermittelt, solche mit mittlerem Anforde-

rungsprofil über Agenturen.⁴ Dirk Wagner steht exemplarisch für die rasante Zunahme des Temporärarbeitsvolumens ausländischer Arbeitskräfte in der Schweiz, nachdem die Personenfreizügigkeit zwischen der Schweiz und der Europäischen Union (2002) eingeführt wurde. Von 2003 bis 2007 erhöhte sich dieses Volumen um 60 % (Baumann und Alleva 2007). Als der ausgebildete Schreiner nach einem Unfall in Ostdeutschland im Spital lag, machte er sich Gedanken über seine Zukunft. Der Arbeitsmarkt in Ostdeutschland befand sich zu dieser Zeit in der Krise.⁵ Da stiess er in einer Zeitung des deutschen Arbeitsamtes auf die Anzeige eines Arbeitsvermittlungsbüros aus Chur. Sie suchten einen Schreiner.

Dann habe ich den Entschluss gefasst, diese Saison einmal zu probieren, wie es ist. Ein wenig Geld zur Seite legen. Man hat ja immer gehört: »In der Schweiz verdient man gutes Geld.« Dann habe ich die Bewerbung geschrieben, dann dauerte es zwei oder drei Monate und dann ging es auf einmal rassig. (Dirk Wagner)

Das Arbeitsvermittlungsbüro aus Chur setzte auf gezieltes Anwerben in Ostdeutschland und zählte auf Spontaneität und Ungebundenheit potenzieller Arbeitnehmer. Sie boten administrative Unterstützung beim Umzug. Dirk Wagner war beeindruckt von der Effizienz und Geschwindigkeit, mit der alle Formalitäten abgewickelt wurden. Dieses Tempo verunmöglichte ihm aber auch eine gründliche Vorbereitung seines Umzugs.

Ich wusste nichts von der Schweiz! (Dirk Wagner)

Dieser niedrige Informationsstand ist ein typisches Phänomen von Kurzerwerbsaufenthaltern bei ihrem ersten Arbeitseinsatz in der Schweiz (Stutz et al. 2013: 84). Obwohl Dirk Wagner sich von einem Freund bezüglich des Arbeitsvertrags hatte beraten lassen, geriet er schon nach wenigen Wochen in der Schweiz in eine prekäre Situation. Das Arbeitsvermittlungsbüro teilte

⁴ Vgl. Stutz et al. (2013) zu Kurzerwerbsaufenthalten in der Schweiz. Die Hauptaussagen dieser Studie treffen in vielerlei Hinsicht auch auf die anfänglichen Arbeitsbedingungen und Erfahrungen von Interviewten im Avers und Schams zu, insbesondere bei saisonal befristeten Anstellungen.

⁵ 2003 bis 2005 verzeichnete Ostdeutschland mit über 18 % einen Höchststand in der Arbeitslosenquote (Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung, www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61718/arbeitslose-und-arbeitslosenquote?zahlenfakten=detail (23.7.2020)).

ihm mit, es habe keine Arbeit mehr für ihn. Vermutlich dank seiner beruflichen Qualifikationen als Schreiner konnte ihm das Unternehmen dennoch kurze Zeit später eine Stelle im Schams vermitteln, die er später in eine Festanstellung umwandeln konnte.

Die Temporärarbeitskräfte werden wie Dirk Wagner hauptsächlich im Baugewerbe beschäftigt. Sie sind verschiedenen Risiken ausgesetzt. Zum einen solchen, die alle Kurzaufenthalter tragen, wie durchschnittlich tiefere Löhne und prekärere Arbeitsbedingungen als niedergelassene ausländische Arbeitskräfte. Erschwerend kommt bei Temporärangestellten dazu, dass sie einer unsicheren Beschäftigung nachgehen: mit kurzen Kündigungsfristen und unter Umständen auch Lücken in den Sozialversicherungen, schlechterer Integration in den Betrieben und wenig Weiterbildungsmöglichkeiten (Baumann und Alleva 2007: 59). Im Herkunftsland geben sie alles auf, in der Schweiz riskieren sie, nach kurzer Zeit wieder ohne Beschäftigung und somit auch ohne Lohn dazustehen. Auf Dirk Wagner trifft dies nicht zu. Zwar endete sein erster Arbeitseinsatz schon nach drei Wochen, danach fand er aber gleich wieder eine Stelle, an der er fünf Jahre blieb. Ihm gelang relativ schnell der Ausstieg aus dem temporären Arbeitsverhältnis. Mit Ortskenntnissen konnte er sich die nächsten Arbeitsstellen selbst suchen, ohne auf das Arbeitsvermittlungsbüro angewiesen zu sein. So erging es auch Aleksandra Mani, die über eine slowakische Agentur zu ihrer ersten Saisonstelle im Rheinwald gelangte. Bereits die zweite Saisonstelle suchte sie sich ohne Hilfe. Dirk Wagner und Aleksandra Mani dienten die Arbeitsvermittlungen als Türöffner zu einer Region, von deren Existenz sie zuvor nichts gewusst hatten.

Der Charme von Boulder-Felsen und Kühen

Sumalee Buchli verdankt ihren Weg in die Region den besonderen landschaftlichen Qualitäten und einem überraschenden Arbeitsangebot. Die Thailänderin zog mit ihrem Bündner Mann und ihrer Tochter 2007 nach Graubünden. Ursprünglich planten sie, wie Dirk Wagner, nur für kurze Zeit in der Schweiz zu arbeiten, um etwas Geld zu verdienen. Danach wollte das Paar wieder nach Thailand zurückkehren und dort ein eigenes Unternehmen gründen. Der berufliche Einstieg gestaltete sich schwierig. Sumalee Buchlis Mann fand zwar Arbeit, der Lohn reichte aber nur knapp für die Familie. Sumalee Buchli hatte in Thailand eine Ausbildung als Elektrikerin absolviert und später in einem Geschäft für Kletterausrüstung gearbeitet. In der Schweiz suchte sie in den

verschiedensten Bereichen Arbeit, fand aber nur eine kurzfristige Beschäftigung in einer Reinigungsfirma. Selbstkritisch bemerkt sie, dass sie vor dem Umzug in die Schweiz nicht überlegt hatte, was sie dort arbeiten könnte. In der Freizeit kletterte ihr Mann im international bekannten Boulder-Gebiet »Magic Wood« bei Ausserferrera. Der jungen Familie gefiel der damals noch sehr rudimentäre Campingplatz. Sie baten die Gemeinde um eine Bewilligung zum Verkauf von Getränken und Snacks an den Wochenenden. Die Gemeinde bot ihnen jedoch gleich die Führung des Campingplatzes an. Das Paar war überrascht und nahm das Angebot erfreut an. Sumalee Buchli und ihre Familie zogen ins Tal. Zum Campingplatz konnten sie von der Gemeinde auch ein Restaurant und eine Touristenunterkunft pachten und betreiben. Durch ihre Kontakte zur Boulder-Szene zogen sie eine neue Klientel an, gleichzeitig verloren sie aber auch einheimische Stammgäste.

Sumalee Buchli und ihr Mann fanden in dieser Region, wo Arbeitsplätze rar sind, ihre sehr spezifische Nische. Aus der spontanen Geschäftsidee eines Snackstands als Nebeneinkunft entstand im Laufe der Jahre ein mehrgliedriges Unternehmen. Möglich wurde dies durch die kleine Gemeinde, die die Chance erkannte, eine Lösung für den Betrieb des Campingplatzes und später der anderen gemeindeeigenen Liegenschaften zu finden. Im Prinzip eine ideale Konstellation: ein interessiertes und engagiertes Unternehmepaar auf der einen und zu verpachtende Liegenschaften auf der anderen Seite, wären da keine Divergenzen zwischen den Betreibern und Teilen der Bevölkerung.⁶

Der ortsspezifischen Arbeit wegen zog auch Axel Schneider in die Region. Im Zuge einer Ausbildung im Umwelt- und Landwirtschaftsbereich absolvierte er verschiedene Praktika und kam mit Leuten in Kontakt, die ihm die Alpwirtschaft empfahlen. Den ersten Alpsommer verbrachte der Deutsche in der bündnerischen Surselva. Dann begann er in Deutschland ein Studium in Agrarwissenschaften. Während der Sommer-Semesterferien zog er weiterhin in Graubünden auf die Alp. Gleichzeitig engagierte sich Axel Schneider in einer Älpler-Vereinigung. So lernte er Leute und die Region kennen und baute sich ein regionales Netzwerk auf. Ins Schams kamen er und seine damalige Partnerin aber wegen einer Kuh.

Das war dieser trockene Sommer.⁷ Ende Sommer sind sehr viele Kühe auf die Metzg, weil zu wenig Futter im Stall war. Da war eine Kuh, die hätte auch

⁶ Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

⁷ Der »Hitzesommer« 2003.

auf die Metzg sollen. Wir wussten aber, die ist tragend und die ist eine Wunderkuh. Als Älpler lernt man die Tiere fast besser kennen als die Bauern im Stall. Das war eine Kuh, die man nicht verkauft und schon gar nicht auf die Metzg gibt. Dann haben wir gesagt: »Wir kaufen die.« Und weil eine Kuh keine Kuh ist, haben wir noch eine zweite Kuh dazu gekauft. Dann hatten wir zwei Kühe erworben und das war der Grund dazubleiben. (Axel Schneider)

Als Kleinstbauern suchte das Paar über ein Inserat eine Bleibe für sich und die Tiere und erhielt ein einziges Angebot, nämlich aus dem Schams, wo Axel Schneider auch heute noch lebt.

Ferienhaus und Solarenergie

Waren es bei Axel Schneider die beiden Kühe, die ihn ins Tal brachten, so verleitete Roberto Conti aus Norditalien ein Ferienhaus zur Verlegung seines Hauptwohnsitzes. Er und seine Familie hatten die Region Jahre zuvor auf Wanderungen kennengelernt und ein Ferienhaus gemietet. Als Roberto Conti als Informatiker in Norditalien und im Tessin kaum mehr Möglichkeiten zur beruflichen Weiterentwicklung sah, beschloss er, seine Arbeitssuche auf die Alpennordseite auszuweiten. Seit zehn Jahren arbeitet er nun im Fürstentum Liechtenstein und führt ein multikulturelles Leben mit Wohnsitzen im Schams und in Norditalien, wo Frau und Kinder leben. Längerfristig möchten sich Roberto Conti und seine Frau fest im Tal niederlassen.

Auch Marco Olivieri und seine Familie aus dem direkt angrenzenden Italien verbrachten die Freizeit oft im Tal, insbesondere zum Baden im Andeerer Heilbad. Dabei lernten sie Marco Olivieris heutigen Arbeitgeber kennen und waren fasziniert von dessen Arbeit als Solarpionier im alpinen Raum. Die Familien freundeten sich an und pflegten einen regen Austausch. Erst begann Marco Olivieris älterer Bruder im damals noch kleinen Schweizer Betrieb zu arbeiten. Marco Olivieri selbst verbrachte zunächst zwei Sommer im Avers beim Heuen, ebenfalls dank eines familiären Kontakts ins angrenzende italienische Valle di Lei.⁸ Später wechselte er wie sein Bruder zum heutigen Arbeitgeber im Schams. Am Anfang seiner Auswanderungsgeschichte stehen das familiäre Interesse an der Region und insbesondere ihr Interesse an der Arbeit seines heutigen Arbeitgebers. Daraus entstand eine bis heute andauernde enge Freundschaft zwischen den beiden Familien.

8 Damit führte er die jahrhundertealte Praxis der italienischen Mähdere im Tal fort.

4.2 Die Neuen im Dorf

Bei einer Bevölkerungszahl von knapp 2000 Personen im Avers und Schams ist es naheliegend, dass man sich zumindest vom Sehen her schnell kennt. Dies erfährt auch die Ethnologin, wenn sie mit dem Postauto zu den Interviews in die Region fährt. Während Wandertouristen am Wochenende selbstverständlich sind und kaum angesprochen werden, fällt eine unbekannte Person während der Woche auf. Der Postautofahrer, die Schulkinder und andre Fahrgäste erkundigen sich interessiert, wohin man fahre und wozu. Als die Ethnologin nach einem Interview im Avers ins Postauto steigt und eine Fahrkarte zum nächsten Termin löst, meint die einzige Passagierin, sie sei bestimmt die Frau, die mit ihrem Partner ein Interview vereinbart habe. Es entspinnt sich ein anregendes Gespräch und die Ethnologin erfährt schon Einiges über den Kontext, der sie erwartet. Als sie Stunden später zum Interview erscheint, weiss auch ihr Gesprächspartner bereits das eine oder andere über sie. Die spärlichen Postautoverbindungen am Schamserberg bringen es mit sich, dass die Ethnologin zuweilen zu Fuss unterwegs ist. Dabei trifft sie eine Frau, die sie nach dem Weg fragt. Nach kurzem Gespräch stellt sich heraus, dass diese Frau die Mutter eines zukünftigen Interviewpartners ist. Der Ruf eilt der Forscherin auch in diesem Fall voraus.

Das Gefühl des Ausgestelltseins ist am Anfang sehr gross. Es ist unmöglich, unerkannt durch das Dorf zu gehen. Für die damals noch sehr junge Gloria Ferreira, die weder Deutsch noch Italienisch sprach, glich der Gang von ihrem Haus zum Arbeitsort anfangs denn auch einem Spiessrutenlauf.

Ich hatte ein Erlebnis in der ersten Woche. Ich wohnte in einem kleinen Haus und musste durch das ganze Dorf gehen. Wie wenn ich in Hollywood hätte defilieren müssen. Ich musste an den Leuten vorbeigehen, die ›Guten Tag‹ sagten, und ich konnte nicht antworten. Ich erinnere mich, da war der Nachbar, denn wir haben nur einen Nachbarn (Lachen). Stell dir vor! Da waren mein Nachbar und mein Chef. Ich kam und dachte: »Ah, die beiden, dann muss ich ›Guten Tag‹ sagen.« Wenn es ein Loch gehabt hätte, wäre ich rein gekrochen und erst beim Restaurant wieder hervorgekommen. Ich schaute immer zu Boden. Als ich an ihnen vorbei ging, sagte ich »Hallo« und senkte den Kopf sofort wieder. Damit es nicht ging [kein Gespräch zustande kam]. [...] So hatten sie keine Zeit, mich etwas zu fragen. Denn ich war schon vorbei. Dann, nachdem ich diese Kurve gemacht hatte, waren da die Arbeiter vom Baugeschäft. Und ich: »Oh nein, noch zwei! Dann muss ich nochmals

den Kopf heben.« Ok. Ich machte es. [...] Ich kam auf den Parkplatz des Restaurants, da waren alle Männer um fünf Uhr am Feierabendbier trinken. Sie schauten alle mir nach. Und ich: »Pronto, alle schauen.« Es hatte einen, der schaute immer zurück und pfiff. Und wenn er pfiff, lachten die anderen, die ganze Gruppe lachte. Und ich ging vorbei und konnte nichts sagen. Ich konnte nichts sagen, weil ich noch nichts konnte. Also ging ich in die Küche. Immer mit der Lust, ihm an den Hals zu springen. Und das machten sie Woche um Woche. Wenn ich über den Parkplatz ging, pfiff er und alle lachten. Ich hielt es aus, bis ich zwei drei Wörter auf Italienisch sagen konnte, einen Satz machen konnte. Ich kam in die Küche und sagte zu meinem Chef auf Italienisch: »Schau, geh raus und sag diesem Mann: ›Wenn du noch einmal pfeifst, dann schlage ich dir das Gesicht ein!‹« [Der Mann sprach kein Italienisch, weshalb Gloria Ferreira auf die Vermittlung ihres Arbeitgebers angewiesen war]. Ich habe es geschafft! Ich schaffte es, alle diese Wörter zusammenzufügen. [...] Und er hat es respektiert. Von da an hat er nie mehr gepfiffen. (Gloria Ferreira)

Dirk Wagner mietete zu Beginn seiner Temporärstelle im Schams ein Zimmer in einem Hotel. Für ihn war dies einerseits eine unbefriedigende Wohnsituation, da er keine Küche hatte und im Restaurant essen musste, obwohl er seinen Lohn lieber gespart hätte. Andererseits konnte er sich durch den regelmässigen Restaurantbesuch und seine Arbeit innert kurzer Zeit einen Bekanntenkreis aufbauen.

Gekannt haben sie mich im Dorf eigentlich relativ schnell. Dadurch, dass ich in einer kleinen Schreinerei gearbeitet hatte, wir natürlich viel oder eigentlich ausschliesslich Privatkundschaft hatten, da einmal ein Fenster wechseln, dort einmal eine Türe. Und dazu am Abend hatte man im Hotel dann doch unten gesessen und z'Nacht gegessen und die anderen am Stammtisch ... und dann ist man halt in der Woche dreimal dort unten. Und dann hat man halt doch [gefragt]: »Wer ist der?« »Ach, das ist der vom Schreiner.« Mit einmal hat sich das dann einfach gemischt. Dann sind die ersten Leute gekommen, setzten sich an den Tisch und fingen an zu sprechen und fragen: »Was bist du für einer, wie kommst du da her?« (Dirk Wagner)

Bekannt sind alle sehr schnell, ob sie Zugang zur Bevölkerung finden, hängt jedoch von verschiedenen Faktoren ab.⁹ Für Axel Schneider war klar, dass er

9 Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

als Zuzüger den ersten Schritt machen musste. Deshalb zog er gleich nach seiner Ankunft im kleinen Dorf von Haus zu Haus und stellte sich vor. Daran hinderten ihn aber auch keine Sprachbarrieren. Im Alltag sind es der Schwatz an der Strassenecke, das Einkaufen im Dorfladen oder auf dem Hof der Nachbarn, die die Akzeptanz fördern und lose Kontakte schaffen. Strukturierte Integrationsförderung gibt es im Avers und Schams keine. Verschiedene formelle Anliegen werden auf informellem Weg geregelt oder zumindest in die Wege geleitet.¹⁰ Als Dirk Wagners Lebenspartnerin mit ihrem Sohn den Umzug aus Deutschland ins Schams plante, reichte ein Anruf beim Schulleiter, den Dirk Wagner kennt, um das Vorgehen und die benötigten Unterlagen in Erfahrung zu bringen. Bei Problemen im Haus helfen Handwerker, die er von der Arbeit her kennt.

Wenn wir hier ein Problem haben mit den alten Leitungen oder mit den Steckdosen, dann rufe ich schnell den Stromer an, den ich schon jahrelang kenne. Der kommt vorbei, gibt mir Tipps oder sagt: »Ich schicke dir einen vorbei, der macht dir das noch schnell.« Oder der Sanitär. Man kennt sich einfach. (Dirk Wagner)

Die anfängliche Neugier der Bevölkerung mündete bei fast allen Interviewten schon bald in ein wohlwollendes Nebeneinander mit mehr oder weniger intensivem Austausch. Man kennt sich, nimmt einander wahr, aber mischt sich nicht zu sehr ein, so das Bild, das mehrheitlich von den Nachbarn gezeichnet wird.¹¹

Der Nachbar weiss alles, was du machst. Es ist sehr klein. Nur, du schaust nicht so sehr darauf, was der Nachbar denkt, wie die Portugiesen das machen. Du weisst, wenn du mit einem rosafarbenen Kleid ausgehst, wird der Nachbar sagen: »Oh schau, sie geht so angezogen aus. Schau mal.« Aber das stört dich nicht. Du nimmst es nicht so ernst wie dort in Portugal. (Gloria Ferreira)

Wer sich jedoch in seinem Tun zu sehr von etablierten lokalen Mustern abhebt, muss mit kritischen Reaktionen rechnen, wie die Erfahrungen von Semalee Buchli zeigen.¹²

¹⁰ Vgl. Jentsch und Simard (2009: 186).

¹¹ Vgl. Machold et al. (2013).

¹² Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

4.3 Berufliche Gestaltungsmöglichkeiten in der ländlichen Region

Getreu den Zielen dieser Forschung und der Heterogenität der Migrationsbevölkerung in der Untersuchungsregion unterscheiden sich die Interviewten und ihre Werdegänge. Ein Muster lässt sich deshalb nicht ablesen, Tendenzen jedoch schon. Der Arbeitsmarkt im Schams und Avers ist wie erwartet klein. Ohne Vermittlung gelangt kaum jemand dorthin. Meist verhelfen Bekannte oder Verwandte zur ersten Arbeitsstelle. In zwei Fällen sind es professionelle Vermittlungsbüros, die den Kontakt herstellen. Die Äusserungen einiger Interviewten weisen darauf hin, dass Arbeitgeber aus Mangel an Ortsansässigen Stelleninteressenten auf die Arbeitskräfteerkratierung im Ausland zurückgreifen. Dies wird durch Arbeitgeber im Tal bestätigt.¹³ Demnach finden sie trotz intensiver Suche keine geeigneten Arbeitskräfte in der Region. Junge Einheimische wandern ab, um eine Ausbildung zu absolvieren. Danach kehren sie selten zum Arbeiten in die Region zurück. Für harte körperliche Arbeit finden sich kaum inländische Bewerber. Erschwerend kommen im Bausektor die jahreszeitlich bedingten Schwankungen dazu. Die Arbeitgeber sind auf temporäre Arbeitskräfte angewiesen. Aber auch Fachkräfte wie Schreiner oder Elektriker sowie Fachleute in leitenden Positionen sind schwer zu finden. Jentsch und Simard (2009: 18of.) führen – basierend auf Studien in Irland und Schottland – die Schwierigkeit zur Stellenbesetzung in ländlichen Regionen darauf zurück, dass es sich oft um Arbeitsstellen handelt, die körperlich anstrengend, schwer mit dem Privatleben vereinbar und schlecht bezahlt sind. Wer vor Ort verwurzelt ist und am Sozialleben teilnehmen möchte, versucht deshalb, eine besser mit den eigenen Bedürfnissen zu vereinbarende Stelle zu finden. In die entstehende Lücke springen neu Zugezogene, die sich erst noch etablieren müssen und die anfangs bereit sind, diese unvorteilhaften Arbeitsbedingungen auf sich zu nehmen. Diese Beschreibung trifft auch auf die ersten Arbeitsstellen mehrerer in der Region beschäftigter Interviewten zu. Anders als von Jentsch und Simard (2009: 186) konstatiert, verliessen die Interviewten aber die Region nicht, sobald sich ihnen anderswo eine attraktivere Arbeitsmöglichkeit bot. Alle Interviewten versuchten sich vor Ort zu etablieren, was darauf hinweist, dass die Region für sie als Wohn- und Arbeitsort attraktiv ist. Leider konnten keine Weggezogenen für ein Interview

13 Telefongespräch mit Mary Hassler, hassler energia, Zillis (26.1.2018).

gewonnen werden,¹⁴ hingegen zeigt die bereits zitierte Bevölkerungsstatistik, dass der interkantonale Migrationssaldo stark negativ ist. Es ziehen jährlich etwa doppelt so viele Ausländerinnen und Ausländer von Graubünden in einen anderen Kanton um wie umgekehrt.¹⁵

Ein weiterer Faktor für die geringe Attraktivität der Arbeitsstellen auf dem Land ist die Instabilität auf dem Arbeitsmarkt, wie die Schilderungen von Maria da Silva und Dirk Wagner zeigen. Die Klein- und Kleinstbetriebe müssen knapp kalkulieren. Geringe Schwankungen im Geschäftsgang erfordern eine sofortige Reduktion der Ausgaben, was Stellenkündigungen bedeutet. Davon sind in erster Linie unqualifizierte und neue Arbeitskräfte betroffen. Die erneute Stellensuche gestaltet sich aufgrund des knappen Angebots schwierig. Persönliche Kontakte sind dabei essentiell. Die Werdegänge der Interviewten, die in der Region in Angestelltenverhältnissen arbeiten, lassen erkennen, wie sie sich nach und nach aus dieser Instabilität und den unattraktiven Arbeitsbedingungen herauszuarbeiten versuchten. Fast alle wählten dabei den Weg über eine formalisierte Ausbildung.

Der Handlungsspielraum hängt – unabhängig von den individuellen Lebensentwürfen – neben dem persönlichen Beziehungsnetz auch mit dem Qualifikationsniveau zusammen. Besser Qualifizierte verfügen tendenziell über mehr Möglichkeiten, sich auf dem stark eingeschränkten regionalen Arbeitsmarkt zu etablieren.¹⁶ Im Gegensatz zum Oberengadin, wo der Tourismus- und Bausektor eine grosse Zahl an Arbeitsplätzen mit niedrigem Anforderungsprofil bieten und so ein Auskommen auch ohne Ausbildung ermöglichen, ist der Arbeitsmarkt im Avers und Schams heterogener. Ohne formalisierte Berufsausbildung gibt es wenige Arbeitsplätze und kaum Aufstiegsmöglichkeiten. Dies ist den Interviewten bewusst. Bis auf eine Ausnahme streben alle nicht selbstständig Erwerbenden eine schweizerisch anerkannte Berufsausbildung an oder sind bereits im Besitz einer solchen.

¹⁴ Die mir vorliegenden Aussagen zeigen also kein vollständiges Bild, mögen aber Hinweise geben auf Faktoren, die zum Bleiben veranlassen. Vgl. 2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage – Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.

¹⁵ Patrick Casanova, Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden (AWT) (24.1.2014) sowie aktuell <https://www.gr.ch/DE/Medien/Mitteilungen/MMStaka/2018/Seiten/2018083102.aspx> (20.3.2019). Vgl. Machold et al. (2013: 105f.): Trotz des negativen Migrationssaldos in ländlichen Gebieten Österreichs überwiegt unter lokalen Experten die Wahrnehmung, »wer kommt, bleibt.«

¹⁶ Vgl. Jentsch und Simard (2009: 189f.).

Zwei Interviewte machten die Erfahrung, dass ihre ausländischen Diplome und beruflichen Erfahrungen nicht anerkannt werden. Da beide aus familiären Gründen in der Region bleiben möchten, ergänzen sie ihre bereits im Ausland erworbenen Qualifikationen mit einem schweizerischen Diplom.¹⁷ Im Gegensatz zum Oberengadin sind Aus- und Weiterbildungsangebote für die Interviewten im Schams erreichbar und werden von ihnen auch genutzt.

Für Hochqualifizierte gibt es in der Region jedoch kaum Arbeitsplätze. Alle interviewten Hochschulabsolventen suchten denn auch nie in ihrem Fachbereich Arbeit in der Region. Die ruhige, abgeschiedene Lage eignet sich aber zum Homeoffice, sei es im Anstellungsverhältnis für eine Firma oder als Freiberufler. Mit der heutigen Mobilität von Menschen und Daten stellt die geografische Lage dafür kein Hindernis mehr dar. So konnte Jules Dubois vom Schams aus seine Dissertation an einer Pariser Universität beenden und später als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Genf arbeiten. Zwei mal pro Monat reiste er mit dem Zug durch die ganze Schweiz, freute sich im Vorfeld jeweils auf die Treffen mit Freunden und auf dem Heimweg auf die Ruhe im Tal. Während Jahren befasste er sich auch mit einem kunsthistorischen Wahrzeichen der Region und publizierte dazu in Französisch, Deutsch und Romanisch. Bis heute steht Jules Dubois im Kontakt mit Universitäten im französischen Sprachraum, nimmt an Kolloquien teil und publiziert in Fachzeitschriften. Zugleich ist er seit seiner Ankunft im Schams Hausmann.

Ich trenne Privatleben und Arbeit nicht. Ich wechsle sehr schnell von der Bibliothek in die Küche und zurück. [...] Arbeiten können, wie ich es mache, lesen und schreiben, das ist ein Luxus. Das ist ein Hobby. Die Bücher, die ich lese, das ist nicht Arbeitszeit. Ich verbringe viel Zeit damit, aber das ist ein Vergnügen. [...] Das ist ein Vergnügen. Wenn ich eine originelle Idee habe, die ich noch nie gelesen habe, obwohl die Bücher mir helfen, sie zu sehen, dann bin ich glücklich. Ein neues Konzept zu finden, eine neue Art, die Realität zu schreiben, das finde ich genial. (Jules Dubois)

Neben der für konzentriertes wissenschaftliches Arbeiten idealen Ruhe bietet das Land mit seinen Angebotslücken auch Potenzial für innovative Leute mit Unternehmergeist und Risikobereitschaft. Wer diese Lücken erkennt und seine Fähigkeiten zu nutzen weiß, dazu gut vernetzt und flexibel ist, kann sich

¹⁷ Jentsch und Simard (2009: 182f.) hingegen stellen fest, dass beruflich qualifizierte Migrantinnen und Migranten bei Nichtanerkennung ihrer Diplome und fehlenden Aufstiegschancen kaum über längere Zeit in ländlichen Regionen bleiben.

unter Umständen auch ohne formale Ausbildung sein eigenes Geschäftsfeld aufzubauen. Auffallend ist dabei eine Bricolage-Strategie, das heisst das Kombinieren verschiedener Geschäftstätigkeiten gemäss den vorhandenen Ressourcen und individuellen Begabungen.¹⁸ Sie ermöglicht ein mehrheitlich selbstbestimmtes Auskommen in der Region. Alle interviewten Selbstständigerwerbenden leben nicht einzig von diesen Aktivitäten. Ihr Einkommen wird ergänzt durch das ihres Partners oder durch eine Teilzeitstelle mit festem Einkommen. Persönliche Kontakte, freiwilliges Engagement und Bricolage sind die zentralen – oft unbewusst angewandten – Strategien beim Aufbau einer Existenz im Schams und Avers. Dabei vermischen sich zuweilen Privatleben und Beruf. Die Sphären sind nicht klar getrennt. Aus privaten Kontakten können sich Geschäftsbeziehungen entwickeln, aus kleinen freiwilligen Dienstleistungen ergeben sich mitunter Arbeitsaufträge. Vieles scheint nicht planbar und ergibt sich zufällig.

Jahreszeitliche Rhythmen beeinflussen auch im Avers und Schams das Arbeitsleben, jedoch in geringerem Ausmass als im Oberengadin. Die Polarisierung zwischen arbeitsintensiven und ruhigeren Phasen ist weit weniger ausgeprägt. Es gibt keine deutliche Zwischensaison, in der das öffentliche Leben gewissermassen stillsteht. Die meisten Interviewten sind zwar in von Jahreszeit und Klima abhängigen Sektoren tätig (Bau- und Landwirtschaft, Tourismus), saisonal bedingte extreme Arbeitsbelastung thematisieren sie aber in den Gesprächen selten. Das Arbeitsleben scheint ausgeglichener. Selbstständige kombinieren verschiedene von der Jahreszeit bestimmte Tätigkeiten. Im Sommer bewirten Sumalee Buchli und ihr Mann Boulderer, im Winter Eiskletterer. Axel Schneider geht im Sommer auf die Alp und kümmert sich im Winter um die Informatikprobleme der Einheimischen.

Die beruflichen Gestaltungsmöglichkeiten offenbarten sich den Interviewten erst nach und nach. Mehrheitlich gelangten sie mit einem vagen, kurzzeitigen Migrationsprojekt in die Region. Erst allmählich entwickelte sich daraus eine längerfristige Perspektive. Aus ein wenig Jobben in der Firma einer befreundeten Familie wurde eine Berufslehre, aus der Idee eines mobilen Snackstands ein Unternehmen mit Campingplatz, Restaurant und Backpacker-Unterkunft und das Ferienhaus dient heute unter der Woche als Hauptwohnsitz. Einzig Maria da Silvas Perspektive ist weiterhin kurzzeitig und eng mit den Plänen der ebenfalls am Ort wohnhaften Schwiegereltern

¹⁸ Vgl. 8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen und zum Bricolage-Begriff Lévi-Strauss (2016).

verknüpft.¹⁹ Die Rückkehr nach Portugal in den nächsten Jahren ist nach wie vor eine Option.

4.4 Arbeitgeber als Schlüsselpersonen

Die Klein- und Kleinstbetriebe bringen es mit sich, dass die Beziehung zwischen Angestellten und Arbeitgebern meist sehr persönlich ist. In verschiedenen Gesprächen im Avers und Schams finden die Arbeitgeber besonders positive Erwähnung. Negative Erfahrungen werden höchstens angedeutet. Es ist naheliegend, dass sich Interviewte, die längerfristig in der Region leben möchten, mit Kritik zurückhalten. Zu leicht wäre ein kritisierte Arbeitgeber identifizierbar.²⁰ Bei der Kritik ging es um lange Arbeitstage, Überstunden oder Änderungen des Arbeitsvertrags von einer Festanstellung zu einer Anstellung im Stundenlohn. Diese Arbeitsbedingungen sind den Interviewten zufolge aber oft branchenspezifisch und nicht direkt dem Arbeitgeber anzulasten. Viel deutlicher betonen Interviewte ihre positiven Erfahrungen mit Vorgesetzten im Avers und Schams. In der bevölkerungsarmen Region avancieren diese zu Schlüsselpersonen für den beruflichen Aufstieg und die gesellschaftliche Integration. Die Beziehung zu den Arbeitgebern in Kleinbetrieben ist meist familiär. Gemeinsames Mittagessen und Verbringen der Freizeit, gegenseitiges Aushelfen und Freundschaftsdienste scheinen üblich zu sein. Über die Arbeitgeber finden die neu Zugezogenen auch privat Zugang zur Bevölkerung.

Es war keine kalte, distanzierte Familie. Du wurdest wie ein Familienmitglied aufgenommen. Wir assen zusammen. Nicht, dass die Angestellten in einer Ecke assen und die Patrons auf der anderen Seite. Wir sind zusammen ausgegangen. Wenn wir frei hatten, gingen wir oft mit der Chefin oder dem Chef aus. Es war nie die Distanz zwischen Chef und Angestellten. (Gloria Ferreira)

Wir [Marco Olivieri und sein Bruder] hatten praktisch eine zweite Familie gefunden. Sie sind sehr sozial. Sie haben uns viel geholfen. Und wir haben

¹⁹ Vgl. 5.1 Generalisierende Sichtweisen auf die Zugehörigkeit.

²⁰ Vgl. die Aussage eines Tessiner Gewerkschaftsvertreters in Stutz et al. (2013: 64): »Wenn die Alternativen fehlen, kritisieren die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer kaum, um ihre berufliche Situation nicht zu gefährden.«

schnell eine gute Beziehung aufgebaut. [...] Wir waren oft bei ihnen zu Hause. Wir haben oft und gern zusammen gefeiert. [...] Ich finde eben, wenn du in eine grosse Stadt gehst, bist du nur eine Nummer. In einem kleinen Dorf kennen dich alle und sie wissen auch, wie du genau bist. Und ich denke, das macht auch die Integration leichter. [...] Ein kleines Dorf, eine kleine Firma, es ist leichter. Eine kleine Firma, dort bist du auch wichtig. Du bist nicht nur einer von hundert Arbeitern. Dann wird dir auch mehr geholfen.

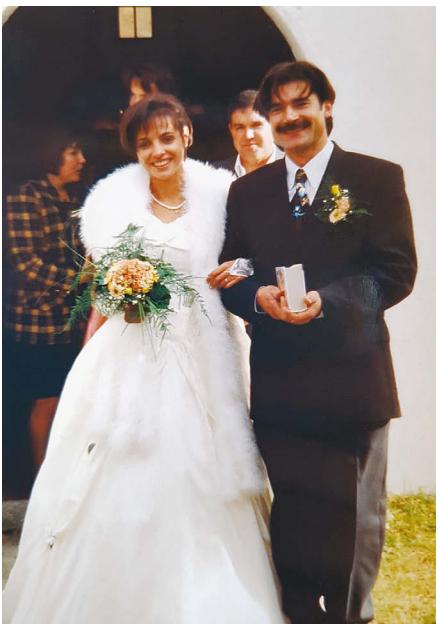
(Marco Olivieri)

Gloria Ferreira führt heute die Praxis des gemeinsamen Essens weiter. An ihrem Küchentisch versammeln sich neben der sechsköpfigen Familie auch Arbeiter vom landwirtschaftlichen Betrieb. Gerade für neu Zugezogene sind die persönlichen Kontakte und die individuelle Unterstützung wertvoll, wie Marco Olivieri zusammenfasst. In den Kleinbetrieben sind aber auch Überstunden üblich. Von den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern werden Flexibilität und Solidarität erwartet und in der Freizeit hilft manch einer seinem Arbeitgeber bei privaten Verrichtungen. Die über das rein Geschäftliche hinausgehende Beziehung zeigt sich auch in der Ermutigung durch die Arbeitgeber zu einer formalisierten Ausbildung in der Schweiz, auch wenn dies längerfristig den Verlust einer guten Arbeitskraft zur Folge haben könnte. Zwei Interviewte folgten dem Rat ihres Vorgesetzten und absolvierten zur Zeit des Interviews eine Lehre, respektive ein Studium. Die positive Beurteilung und die Erfahrung, dass der Vorgesetzte an ihr Potenzial glaubt, waren für Aleksandra Mani eine grosse Bestärkung, ihre berufliche Karriere weiterzutreiben.

Ohne seine Ermunterung hätte ich mich vielleicht nie getraut. Das hätte ich mir nicht im Traum gedacht, dass ich nach drei Jahren in der Schweiz schon auf Deutsch eine Ausbildung machen könnte. [...] Mein Chef hat mich ermutigt: »Das schaffen Sie schon mit diesem Niveau, und wenn Sie etwas brauchen, kommen Sie einfach zu mir.« Er ist auch Ausländer. Aber er hat auch eine Ausbildung in der Schweiz gemacht und hat deshalb Erfahrung. Und dann habe ich gedacht, wenn das so ein erfahrener Mensch sagt, kann ich das schon probieren. Und dann habe ich probiert und sie haben mich genommen. Dann habe ich angefangen. (Aleksandra Mani)

Über negative Erfahrungen berichtet einzig Maria da Silva – und zwar mit neu zugezogenen Arbeitgebern, unter denen sich die Anstellungsbedingungen verschlechterten. Ein Versuch, im Zentrumsort Thusis bessere Arbeitsbe-

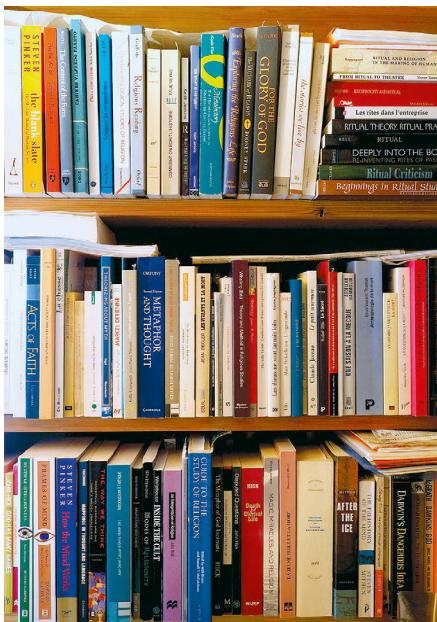
dingungen zu finden, scheiterte. Heute ist Maria da Silva wieder im Schams angestellt und lobt ihren wohlwollenden Arbeitgeber. Die Vorstellung, dass die Arbeit in einem grösseren Ort besser sei, hat sie revidiert. Sie ist heute überzeugt, dass nicht einzig der Verdienst ausschlaggebend für das Wohlbefinden ist. Heute schätzt sie ein angenehmes Arbeitsklima und einen kurzen Arbeitsweg, der es ihr ermöglicht, mehr Zeit mit ihrer Tochter zu verbringen.



FOTOGRAFISCHE IMPRESSIONEN AUS DEM AVERS UND SCHAMS

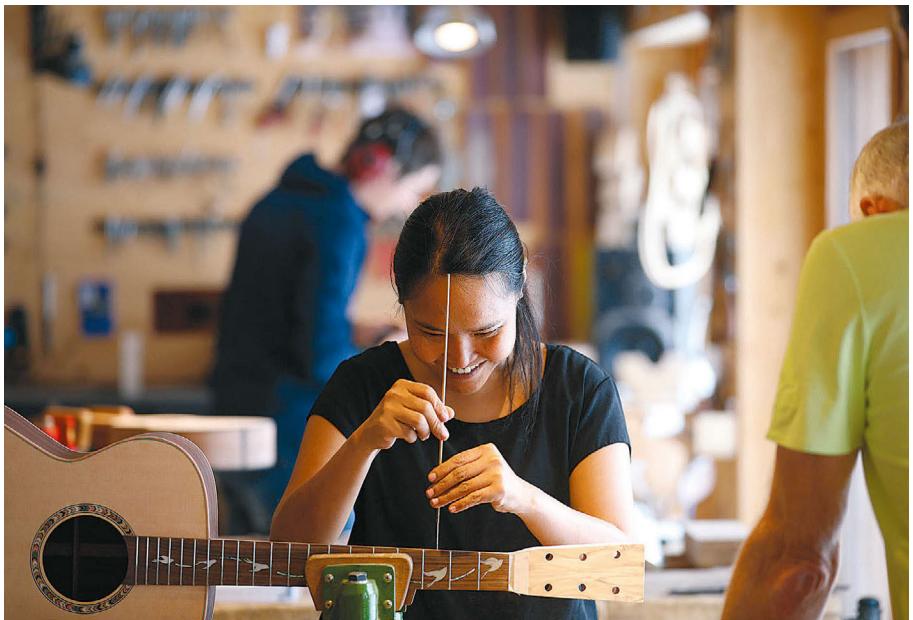
Quelle: Fotos aus den Privatarchiven der Interviewten





FOTOGRAFISCHE IMPRESSIONEN AUS DEM AVERS UND SCHAMS

Quelle: Fotos aus den Privatarchiven der Interviewten



5. Verbundenheiten und Zugehörigkeiten

Normalerweise machen wir uns kaum Gedanken über unsere Zugehörigkeiten und Verbundenheiten. Mit dem Verlassen eines Ortes und der Ankunft an einem anderen Ort wandeln sich jedoch Zugehörigkeiten und Loyalitäten.¹ Neue Verbindungen entstehen und wir beginnen, bisherige, zuvor meist nicht reflektierte Zugehörigkeiten und Verbundenheiten zu hinterfragen.² Erst durch die räumliche Distanz und die damit einhergehenden erlebten Irritationen treten sie ins Bewusstsein, aber auch durch von aussen geäuserte Zweifel.³ Nach Verbundenheit und Zugehörigkeit wird nämlich dann gefragt, wenn diese nicht eindeutig oder selbstverständlich scheinen. Wer als eindeutig zugehörig angesehen wird, wird nicht nach seiner Herkunft gefragt.⁴ Die Frage impliziert eine von aussen zugeschriebene vermutete Nicht-Zugehörigkeit. Der Begriff der Zugehörigkeit bedeutet somit »Dazugehören«, weist zugleich aber auf soziale Grenzziehungen und den damit verbundenen Ausschluss derer hin, die nicht dazugehören.⁵ Zugehörigkeiten entstehen also nicht nur durch »subjektive Selbstverortung innerhalb eines sozialen oder räumlichen Kontextes« (Riegel und Geisen 2010: 7), sondern auch durch Zuschreibungen von aussen und somit einer »sozial-strukturellen Positionierung des Individuums im gesellschaftlichen Raum. Hieraus resultieren je individuell unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und Perspektiven für die Lebensgestaltung« (ebd.).

1 Vgl. Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc (1995).

2 Vgl. Krist und Wolfsbergers Überblick zu den Begriffen Identität, Heimat, Zugehörigkeit und Remigration (2009).

3 »Zugehörigkeit bietet eine emotionale soziale Verortung, die durch gemeinsame Wissensvorräte, das Teilen von Erfahrungen oder die Verbundenheit durch Bande von Gegenseitigkeit entsteht und bekräftigt wird, die man nicht explizit zu thematisieren braucht« (Pfaff-Czarnecka 2012: 8).

4 Vgl. ebd. 20.

5 Vgl. ebd. 11.

Zugleich vereinen wir alle in uns verschiedene Zugehörigkeiten, die sich im Laufe des Lebens wandeln.⁶ Menschen können mehrere ethnische oder nationale Bezüge haben, gleichzeitig verschiedenen sozialen Gruppen angehören wie Familie, Betrieb, Schule, Religionsgemeinschaft, Nachbarschaft oder Verein. Diese Zugehörigkeiten ergänzen und überschneiden sich, was nicht zwingend zum Konflikt führen muss. Verlust oder Gefühle der Entwurzelung kommen in den Interviews zwar zur Sprache, zahlreiche Interviewaussagen zeugen jedoch davon, dass die neuen, durch die Migration entstandenen Bezüge oft als Bereicherung wahrgenommen werden. Dennoch zeigen die Interviewaussagen auch, dass die Erschaffung neuer Zugehörigkeiten ein aktiver, zuweilen anstrengender Prozess ist. Neulinge im Dorf werden kritisch geprüft. Es liegt vorwiegend an ihnen, die einer sozialen Welt inhärenten sozialen Codes zu erkennen und mit ihren eigenen Werten zu verbinden.

Zugehörigkeiten können sowohl formal sein – beispielsweise eine Staatsbürgerschaft –, als auch emotional. Die Staatsbürgerschaft bedeutet nicht zwangsläufig eine enge emotionale Verbundenheit mit dem betreffenden Nationalstaat. Andererseits kann die Ablehnung eines Einbürgerungsgesuchs bei einer sich dem Land eng verbundenen Person zu einer emotionalen Distanzierung führen. Im Folgenden geht es primär um emotionale Zugehörigkeiten und Verbundenheiten und wie diese Zustände kommen. Im Zentrum stehen dabei zwar Zugehörigkeitsgefühle zu den territorial definierten Regionen Oberengadin, Avers und Schams und den dort lebenden Menschen, aber immer im Wissen um die engen Verflechtungen mit anderen geografischen Orten sowie emotionalen und sozialen Beziehungen, die unabhängig von territorialen Aspekten wirken.⁷ Es geht um subjektive Selbstverortung, also welche Affinität oder Verbundenheit die Interviewten zu ihrem räumlichen und sozialen Umfeld empfinden oder zumindest zum Ausdruck bringen, aber auch um Praxen der Beheimatung an ihrem Wohnsitz in Graubünden, also wie sie sich Zugehörigkeiten erschaffen haben und wie sich diese im Laufe der Zeit verändert haben.⁸ Und schliesslich geht es auch um die Frage der emotionalen und territorialen Verwurzelung, welche Faktoren diese beeinflussen und die daraus resultierenden Zukunftspläne. Nur am Rande dis-

6 Vgl. ebd. 53f.

7 Vgl. 2.3 Konzepte und Begriffe – Der Raum als sozial konstruierte Lebenswelt.

8 Vgl. zu den Praxen der Beheimatung und zum Heimatbegriff Binder (2008).

kutiert wird die Frage nach von aussen zugeschriebenen sozial-strukturellen Zugehörigkeiten, d.h. wie andere einen kategorisieren und zuordnen.⁹

5.1 Generalisierende Sichtweisen auf die Zugehörigkeit

Zugehörigkeiten dienen als Ordnungsinstrument und gerade Migrantinnen und Migranten werden in der Fremdzuschreibung vielfach primär nach ihrer Nationalität unterschieden. Unsere sozialen und emotionalen Verbundenheiten reichen jedoch über territoriale Grenzen hinaus. Mit der Migration wechseln die Menschen nicht von einem abgeschlossenen nationalen »Container« in den nächsten, ohne jegliche Beziehungen zwischen den Räumen. Ebenso wenig lassen sich selbstverständlich allen Menschen derselben Nationalität dieselben Eigenschaften zuschreiben.¹⁰ Dennoch geschieht dies in Politik, Forschung und Medienberichterstattung nach wie vor und wird dadurch auch im Alltagsdiskurs aufgenommen und perpetuiert. Eine solche essentialistische Vorstellung zeigt sich in den Interviews insbesondere in Bezug auf die portugiesische Bevölkerung, die in beiden Untersuchungsregionen die grösste Gruppe der ausländischen Bevölkerung ausmacht sowie in Einzelfällen in Bezug auf Deutsche. Die Äusserungen von Interviewten anderer Herkunft zeugen hingegen kaum von Erfahrungen pauschalisierte Fremdzuschreibungen aufgrund ihrer Nationalität. Hauptsächlich Portugiesinnen und Portugiesen sprechen von der »portugiesischen Gemeinschaft«. Im selben Atemzug distanzieren sich die meisten jedoch davon. Sie betonen regionale und generationsabhängige Unterschiede im Charakter, in den Einstellungen und im Verhalten und kritisieren Landsleute, die sich in der Schweiz nicht an die Regeln halten. Dies führt zu vermehrten Vorurteilen gegenüber der portugiesischen Bevölkerung. Die zahlreichen Interviews mit Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin, Avers und Schams unterstreichen die Diversität innerhalb derselben Nationalität. Die Unterschiede in den Biografien, Motivationen, Erfahrungen, Handlungsstrategien und Einschätzungen der Lebenssituation sind zuweilen beträchtlich und die gängige Vorstellung von Portugiesinnen und Portugiesen, die nach ihrer Pensionierung nach Portugal in ihr eigenes Haus zurückkehren, lässt sich so nicht verallgemeinern.

⁹ Vgl. Pfaff-Czarnecka (2012) sowie Riegel und Geisen (2010: 7f.).

¹⁰ Vgl. 2.3 Konzepte und Begriffe – Vom methodologischen Nationalismus zum methodologischen Kosmopolitismus.

Die Zukunftspläne sind heterogen und meist noch vage.¹¹ Dennoch dient fast allen Portugiesinnen und Portugiesen die portugiesische Bevölkerung in der Region als wichtiger Orientierungspunkt. So umfasst denn auch das »wir« zuweilen sowohl die eigene Familie als auch »die Portugiesinnen und Portugiesen« im Allgemeinen.

Hier am Dorfrand haben wir Ruhe. Andere sind im Zentrum, andere Portugiesen. Wir haben es hier schön ruhig. [...] Mir fehlt nichts, ehrlich. Lebensmittel haben wir jetzt ganz einfach. Wir haben in Thusis ein portugiesisches Geschäft, in Chur auch. Ich gehe fast jede Woche nach Chur. (Maria da Silva)

Maria da Silvas Raumvorstellung bezieht sich nur vordergründig auf den geografischen Ort, an dem sie wohnt. Ihr sozialer Raum konstituiert sich aus den Menschen ihres Herkunftslandes – unabhängig von deren Aufenthaltsort – sowie mit ihrer Herkunft verbundenen Institutionen, wie das portugiesische Geschäft oder der portugiesische Verein. Der Kontakt zu Menschen anderer Nationalitäten ist marginal und rein funktional auf den Arbeitsplatz sowie auf flüchtige Begegnungen mit Nachbarn und Eltern der Spielgefährtinnen ihrer Tochter beschränkt. Ihr Migrationsentscheid ist eng mit dem Migrationsverlauf der Schwiegereltern verbunden, die vor bald 30 Jahren an denselben Ort gezogen waren. Ziehen diese weg, ergibt ein Verbleib vor Ort auch für sie keinen Sinn mehr.

Mein Schwiegervater ist schon pensioniert. Meine Schwiegermutter wird in fünf Jahren pensioniert. Und dann macht es nicht mehr so viel Sinn, dass wir nur zu dritt hier sind. [...] Mein Mann spricht viel davon, nach Portugal zurückzukehren. Vielleicht. Wir brauchen kein Haus. Meine Schwiegereltern haben ein Haus. Sie haben ein Haus dort gebaut und das reicht für alle. Und er spricht viel davon, dass er gehen möchte, wenn seine Eltern pensioniert sind. Ich hatte nie diese Idee, aber hier ist es schwierig, Arbeit zu finden. Viel Konkurrenz. Die schlechte Stimmung unter den Portugiesen und innerhalb der eigenen Familie. Wenn es Unterstützung untereinander gäbe, gäbe es ein wenig Kraft. (Maria da Silva)

Zugehörigkeiten sind nicht an einen geografischen Ort gebunden und die Menschen können sich am selben Ort unterschiedlichen Gruppen zugehörig fühlen. Für Maria da Silva sind dies im Schams die Portugiesinnen und Portugiesen. Andere fühlen sich als Teil der Dorfgemeinschaft und wieder

¹¹ Vgl. 5.7 Zukunftsaussichten.

andere bezeichnen einzig ihre Kernfamilie als Ankerpunkt, wie sich später zeigen wird.

5.2 Vom anfänglichen Befremden zu multiplen Zugehörigkeiten

Das Gegenteil von Zugehörigkeit ist Fremdheit¹² – eine Erfahrung, die oft am Anfang der Migrationsgeschichte steht und die durch nach wie vor gebräuchliche Bezeichnungen wie »Fremdenpolizei« verstärkt wird. Eine anschauliche Beschreibung dieser anfänglichen Fremdheit bietet Gloria Ferreira. Sie zog dreißigjährig ohne nähere Informationen über die Schweiz und schon gar nicht über ihren zukünftigen Wohn- und Arbeitsort ins Avers. Die erste Begegnung mit ihrem Arbeitgeber ist ihr bis heute lebhaft in Erinnerung.

Mein Bruder lebte in Andeer. Ich kam schön angezogen, wie ich es mag. Schön angezogen von der Reise. An diesem Tag mussten wir hierher kommen und ich musste mich meinem Chef vorstellen. Und mein Bruder sagte: »So gehst du nicht.« Und ich: »Wie, so gehst du nicht!?« (Lachen) »So gehst du nicht! Sonst meint er, du seist nicht zum Arbeiten gekommen.« Ich sagte: »Oh mein Gott, dann kann ich nicht so angezogen gehen?« Ich musste etwas Anderes anziehen. Es war eine braune Hose und eine braune Bluse. Ich musste mich normal anziehen, wie wenn ich schon zum Arbeiten gehen würde... Und zudem war es noch Sonntag! Dann gingen wir ins Restaurant hinein. Ich war daran gewöhnt, einen Chef zu haben.... Kennst du Julio Iglesias? Schön angezogen, Krawatte, Blazer, sehr schön, braun, gross... Mein Chef in Portugal war immer so gekleidet. Und (Lachen) wir setzten uns an den ersten Tisch im Restaurant und mein Bruder sagte mir: »Da kommt dein Chef.« Und ich dachte: »Ah, da kommt mein Chef.« Ich sass mit dem Rücken zu ihm. Da kam einer an den Tisch und ich schaute auf. Da stand er. Völlig schmutzig. Völlig schmutzig! (Lachen) Ein Leibchen, ein Unterleibchen voll Heustaub, weil er am Heuen gewesen war. Ganz schwarz! Ich sagte: »Ist das ein Chef!?« (Lachen) Denn ich hatte dieses Bild von einem Chef... Im Restaurant! Mein erster Eindruck war schrecklich (Lachen). Ich dachte für mich: »Was für ein Chef!« Und damals hatte es über dem Tisch eine Lampe, die ist immer noch

¹² fremd: Adj. »von auswärts stammend, nicht heimisch, nicht zugehörig, unbekannt« (<https://www.dwds.de/wb/fremd>).

da, eine Lampe mit dem Joch für Stiere. Ich stand auf und schlug den Kopf an der Lampe an. (Gloria Ferreira)

Zu Beginn befremden die Landschaft, das Klima, natürlich die fremde Sprache, das ungewohnte Essen aber – wie das obige Beispiel zeigt – auch die Menschen und ihr Verhalten. Es gibt noch kaum Bezugspunkte. Die Migrierten stützen sich auf bereits bestehende, »mitgebrachte« Kontakte und oft hat der neue Aufenthaltsort primär eine funktionale Bedeutung. Viele sind der Arbeit wegen hier, andere sind ihrem Partner oder ihrer Partnerin gefolgt. Der Prozess von der Fremdheit bis zur Aufgehoben- und Verbundenheit, bis zum sich »zuhause« fühlen, verläuft naturgemäß unterschiedlich und ist nie abgeschlossen. Manchmal stehen Herkunftsstadt und aktueller Lebensmittelpunkt in Konkurrenz zueinander, meist ergeben sie aber unbemerkt verschiedene, nebeneinander herlaufende Zugehörigkeiten und in wenigen Fällen stellt sich nie eine tiefere Verbundenheit zum aktuellen Wohnort und den dort lebenden Menschen ein. Er behält seine funktionale Bedeutung, während der Herkunftsstadt als Sehnsuchtsort an Bedeutung gewinnt.

Verbundenheit wird von den Interviewten nicht so sehr territorial empfunden als vielmehr sozial, emotional oder situativ. Alle leben schon mehrere Jahre und oft gar mehrere Jahrzehnte in der Region. Mehrheitlich fühlen sie sich heute verschiedenen Orten, Momenten und Menschen gleichzeitig zugehörig. Diese multiplen Verbundenheiten werden deutlich, wenn man nach dem »Zuhause« fragt. Kaum jemand weiß darauf eine eindeutige Antwort. Manche hierarchisieren die verschiedenen Zugehörigkeiten und verleihen dem Ort ihrer Kindheit einen besonderen Status. Das Heimatgefühl entsteht durch eine enge Verknüpfung der oben genannten Elemente Orte, Menschen und Momente, die sich alle im folgenden Zitat vereinen.

Neuseeland ist mein Zuhause. Das Engadin ist meine zweite Heimat. Wenn ich hier weggehe, ich weiß, ich gehe von hier irgendwann weg. Es wird mich auseinanderziehen. Ich werde Dinge hier vermissen, wie ich gesagt habe (nachdenken). Es ist, wenn ich nach Neuseeland gehe, um mit der Familie zu sein... Das fehlt mir schon, wenn Familienmitglieder nicht mehr so fit sind. Da hat man ein stärkeres Ziehen nach der Heimat. Das ist mehr wegen der Familie und vielleicht wegen dem Meer (nachdenken). Sich einfach einmal hinsetzen mit den Geschwistern, einfach einmal sein. Einfach mal etwas machen und nicht Sachen erwarten oder darüber schwatzen. Einfach sein. Einfach einmal miteinander Spass haben, Rugby spielen, mit dem Fischerboot rausfahren und ein paar Fische fangen. (Neil Taylor)

»Einfach einmal sein«. Eine kurze Aussage, die so oder ähnlich öfter auftritt, wenn Interviewte über ihren Herkunftsplatz sprechen. Sprechen die Interviewten über das Gefühl des »Zuhause-Seins« im Engadin, basiert dieses vielfach auf dem Leitnarrativ der einzigartigen landschaftlichen Schönheit und Ruhe – Elemente, die so auch in der Tourismuswerbung auftreten und die im Diskurs von Verbundenheit und Zugehörigkeit zum Indikator für Aufgehobenheit und Wohlbefinden avancieren. Die einzigartige Szenerie, die sich einem bei der Passüberquerung ins Engadin bietet und die bei der ersten Ankunft noch manche erschreckte, gilt heute als Symbol für das Heimkommen.

Sobald man über den Julier kommt, hat man das Gefühl, nach Hause zu kommen. (Thomas Neumann)

Ist es nun aber wirklich die vertraute Landschaft, die ein Heimatgefühl aufkommen lässt oder sind es eher, wie so manche sagen, der Alltag und die eigenen »vier Wände«? Die lokale Verankerung ist zentral für das Wohlbefinden. Sie beruht vermutlich jedoch weniger auf den zuvor genannten landschaftlichen Qualitäten als auf der Einbindung in eine haltgebende Alltagsstruktur, die das Gefühl von Normalität und Sicherheit vermittelt.

Es gibt viel, was mich mit dem Engadin verbindet und mit meiner Gemeinschaft, der portugiesischen Gemeinschaft. Deshalb ist es schwieriger. Obwohl ich zweimal pro Jahr gehe, immer wenn ich kann, gehe ich nach Portugal, um meine Familie zu besuchen, meine Eltern, meine Geschwister, meine Freunde. Das gefällt mir sehr. Aber meinen Alltag lebe ich hier. Hier habe ich all die Sachen, von denen ich mit viel Stolz spreche. Unsere Gemeinschaft, unsere Projekte. Das ist sehr interessant. Das ist Teil meines Alltags. [...] Ich bin nach wie vor geteilt. Ich liebe mein Land sehr, dort sind meine Wurzeln, von dort komme ich. (Manuel Carvalho)

Manuel Carvalho fühlt sich verschiedenen Orten und Menschen verbunden. Zuhause ist für ihn der Ort seiner Kindheit, aber genauso das Engadin, wo er arbeitet, in eine Gemeinschaft eingebunden ist, in der er eine wichtige Funktion ausübt. Es sind also nicht so sehr die geografischen Orte, denen er sich verbunden fühlt, sondern vielmehr den dort lebenden Menschen und den Aufgaben, die er erfüllt. Vor vielen Jahren spielte er mit dem Gedanken, nach Portugal zurückzukehren. Heute verbindet ihn so viel mit dem Engadin, dass ein Entscheid über seinen zukünftigen Hauptwohnsitz nicht mehr leichtfällt. Sein Leben ist transnational über mindestens zwei Ankerpunkte hinweg organisiert.

Diese multiplen Verbundenheiten treten in verschiedenen Interviews zutage und machen die Vielfalt von Heimatkonzeptionen deutlich, die keineswegs ausschliesslich an Herkunft und Verwurzelung gekoppelt sind.¹³ Die Interviewten denken »Heimat« nicht nur als territoriales Konzept. Damit widerlegen sie die Vorstellung von Migrantinnen und Migranten als Menschen, die sich fernab ihrer »Heimat« eine neue »Heimat« suchen müssen.¹⁴ Statt einer defizitären Wahrnehmung der Migrantinnen und Migranten als Entwurzelte auf Heimatsuche zeigt sich eine facettenreiche Vielfalt an Heimaten und an Praxen der Beheimatung, d.h., wie sich die Menschen in ihrem Leben eingerichtet haben an und zwischen den Orten, wie sich Gefühle von Zuhausesein, Zugehörigkeit und Verbundenheit entwickelt haben. Ein Gefühl von Zuhause-Sein und Aufgehobenheit lösen in Graubünden die vertraute Umgebung aus, die ruhespendende Natur, die eigenen vier Wände, eine sichere Arbeitsstelle, die sich verwurzelt fühlenden Kinder, das Gegrüsst-Werden auf der Strasse, die nahezu familiäre Einbindung in den Betrieb, die lokale Sprache und neben all diesen Elementen bleiben der Geburtsort und der Ort der Kindheit weiterhin als Heimat bestehen,¹⁵ ergänzt durch andere Lebensstationen, Familienmitglieder und Freunde. Von Heimatlosigkeit kann bei dieser Vielfalt keine Rede sein. Der Heimaten sind viele, sowohl territorialer als auch sozialer Art.

13 Vgl. Bausinger (1990: 77): »Heimat kann (um nur wenig anzudeuten) ganz überwiegend als eine Form der *inneren Einstellung* verstanden und weithin an Erinnerungen festgemacht werden, kann aber auch, als ein Ausdruck von Lebensqualität, an äussere Bedingungen gebunden werden; Heimat kann begründet werden in der *Tradition* und den Traditionen, kann aber auch als Ergebnis *gegenwärtiger Aneignungen* und Auseinandersetzungen verstanden werden.«

14 Vgl. zu dieser Tendenz, die Lebensweise von Migrantinnen und Migranten »eher als defizitär oder zumindest problematisch« wahrzunehmen, die Diskussion des Heimatbegriffs von Binder (2008). Binder plädiert für ein Umdenken. Nicht die Definition von Heimat oder deren Dekonstruktion sollte im Zentrum stehen, sondern »die Frage, wo, wie und mit welchen Effekten von und über Heimat gesprochen und vor allem, wem Heimat zugesprochen wird« (ebd. 9). Binder kritisiert, dass mit dem Begriff »Heimat« Zugehörigkeit und Ausgrenzung signalisiert werden. Zielführender ist es Binder zufolge, Praxen der Beheimatung zu untersuchen, »wie Menschen es bewerkstelligen, dass sie sich an und zwischen Orten ›zu Hause‹ fühlen.« (ebd. 12).

15 »Biographische Tiefe« wie Zugehörigkeit durch Geburt und Herkunft, frühkindliche Erfahrungen und Kindheit schaffen ein Gefühl natürlicher Zugehörigkeit (Pfaff-Czarnecka 2012: 37).

Wenn wir hinuntergehen [nach Bosnien], sagen wir: »Wir gehen nach Hause.« Und wenn wir zurückkommen, sagen wir: »Wir gehen nach Hause.« Irgendwie ist es jetzt egal, ob wir unten sind oder hier. (Bojana Ivanić, Ehefrau von Milan Ivanić)

Nach 40 Jahren in der Schweiz nennt das Paar zwei Orte seine Heimat. Dahinter steckt ein jahrelanger Prozess von Loslösung, Entfremdung, Ankommen und Akzeptieren von Veränderungen bis zur heutigen Einstellung. War das Migrationsprojekt des Paares Mitte der 1970er Jahre noch als sehr kurzzeitig gedacht, veränderte sich die Perspektive nach und nach. Die Kinder kamen zur Welt, ein Haus wurde im damaligen Jugoslawien gebaut und Jahr für Jahr wurde die Rückkehr verschoben. Mit dem Ausbruch des Kriegs rückte die Rückkehr in immer weitere Ferne und heute sind die Kinder erwachsen und haben sich ihr Leben in der Schweiz aufgebaut. So sehen auch die Eltern nicht ein, weshalb sie endgültig an den Ort ihrer Kindheit zurückkehren sollten, in ein Land, das es zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung noch gar nicht gegeben hatte, denn im Engadin fühlen sie sich zuhause. Wie dieses Gefühl zustande kommt, ist nicht einfach in Worte zu fassen.

Im Engadin ist es irgendwie, ich kenne es irgendwie. Ich kenne sehr viele Leute. Ich habe viele Kontakte. Ich bin nicht verloren. Ich bin hier daheim.
(Milan Ivanić)

Die prägende Erfahrung der Fremdheit zu Beginn ist Vergangenheit. Milan Ivanić und viele andere auch kennen sich aus, wissen, wie die Dinge funktionieren und fühlen sich nicht mehr allein. Wichtiger Faktor für ihr Zugehörigkeitsgefühl stellt dabei das Beziehungsnetz in der kleinräumigen Umgebung dar. Wenn Milan Ivanić Skifahren geht, kennt er mittlerweile Einheimische und Stammgäste. »Alle kennen mich«, wiederholt er mehrfach während des Interviews. Der kurze Schwatz in der Seilbahnkabine oder am Skilift bestätigen ihm, dazugehören.

Während den einen bereits eine kurze oberflächliche Unterhaltung mit den Nachbarn, Kunden oder Stammgästen ein Gefühl von Zuhause vermittelt, assoziieren andere mit Heimat oder Zuhause-Sein enge Freundschaften oder die physische Nähe zur Familie. Offensichtlich vermögen technologische Errungenschaften wie Video-Telefonie den realen Kontakt nicht (ganz) zu ersetzen. Im Schams bedauern drei Frauen ausdrücklich, keine »richtige« Freundin am Ort zu haben, mit der sie über ihre Gefühle sprechen und sich auch einmal ausweinen können. Andere haben sich daran gewöhnt, ihre Ju-

gendfreundinnen nur gelegentlich während der Ferien zu sehen. Diese leben oft ebenfalls auf der ganzen Welt verstreut und kehren nur selten an ihren Herkunftsland zurück. Enge Kontakte beschränken sich an den heutigen Aufenthaltsorten fast ausschließlich auf Familienmitglieder oder Lebenspartner. Obwohl Freunde ein wichtiges Element für das Gefühl von Zuhause-Sein darstellen, nennt niemand diesen Aspekt als Grund für das Gefühl der Verbundenheit zum Engadin, Avers oder Schams.

Die sozialen Kontakte vor Ort werden insbesondere von Interviewten im Engadin vorwiegend als oberflächlich beschrieben. Die hohe Arbeitsintensität während der Hochsaison beeinflusst den Aufbau und die Pflege von Freundschaften. Während der Saison hat kaum jemand Zeit dafür, danach verreisen viele und pflegen ihre Kontakte anderswo. Die langen Ferien fördern ein verzweigtes System von Mehrfachzugehörigkeiten und ein Leben im Sowohl-als-auch zwischen Hier und Dort. Engere Beziehungen am Ort bestehen mehrheitlich zu ebenfalls Zugewanderten. Die sogenannten Einheimischen werden von fast allen Interviewten als eher verschlossen bezeichnet. Im Avers und Schams sind Gespräche über den Gartenzaun, unbürokratische gegenseitige Hilfeleistungen und kleine Geschenke in Naturalien üblich. Obwohl auch diese Kontakte aus der Sicht der Interviewten mehrheitlich oberflächlich bleiben, ist eine engere emotionale Verbundenheit erkennbar. Im Unterschied zur touristischen Region ist die Dorfgemeinschaft eher bemüht, die individuellen Fähigkeiten ihrer Bewohnerinnen und Bewohner zu erkennen und zu nutzen. Durch die Bitte um Partizipation drückt sie indirekt ihre Akzeptanz aus.¹⁶

Emotionale Aspekte stehen für die Interviewten im Zentrum, wenn es um Zugehörigkeiten geht. Die formale Zugehörigkeit in Form der Schweizer Staatsbürgerschaft kommt spontan kaum zur Sprache. Von den 29 Interviewten besitzen zehn den Schweizer Pass. Die Hälfte konnte dank der Ehe mit einer Schweizerin oder einem Schweizer von der erleichterten Einbürgerung profitieren. Für alle anderen geht die Antragstellung mit dem Risiko einher, abgelehnt zu werden und dadurch eine offizielle Bestätigung ihrer Nicht-Zugehörigkeit zu erhalten.¹⁷

¹⁶ Vgl. 8. Migration als Potenzial für alpine Räume.

¹⁷ Vgl. 8.4 Erwünschte politische Partizipation.

Was bringt mir die Schweizer Staatsbürgerschaft? Hat die Vorteile? Hat die Nachteile? Ist das ein Riesenaufwand? Was ist, wenn es abgelehnt wird? (Axel Schneider)

Das Abwägen von Vor- und Nachteilen bringt heute gerade interviewte EU-Bürgerinnen und -Bürger oft zum Schluss, dass eine Einbürgerung nicht unbedingt notwendig ist, solange man nicht politisch partizipieren möchte. Dieser Wunsch ist unter den Interviewten aber wenig akzentuiert. Wenn, dann wünschen sie sich Mitspracherecht auf Gemeindeebene. Die Verbundenheit ist primär lokal oder regional denn national.

Am liebsten würde ich Bündner werden und den Schweizer nimmt man halt noch mit. (Lachen) (Axel Schneider)

Ein auf den ersten Blick überraschendes Argument für den Schweizer Pass fügt Manuel Carvalho an.

Als Schweizer Bürger kann ich in mein Land zurückkehren, wann ich will.
(Manuel Carvalho)

Mit dem Schweizer Bürgerrecht erweitert sich sein Handlungsspielraum um die Möglichkeit, seine transnationale Verankerung ungehindert leben zu können. Eine Rückkehr in sein Herkunftsland bedeutet kein endgültiges Abschiednehmen vom Engadin, unabhängig von der Aufenthaltsdauer. Er kann jederzeit wieder dorthin zurückkehren. Gleichzeitig hebt diese Aussage die enge emotionale Verbundenheit mit seinem Herkunftsland hervor. »Sein Land« bleibt Portugal, trotz der vor einigen Jahren erworbenen Schweizer Staatsbürgerschaft.

Diese ausgeprägte Mehrfachzugehörigkeit mit aktivem Engagement an verschiedenen Orten, wie Manuel Carvalho sie lebt, findet sich im Oberengadin öfters. Auch nach jahrelangem Leben im Tal bestehen enge Kontakte zu verschiedenen Bezugspunkten. Die langen Ferien ermöglichen ausgedehnte Aufenthalte und eine stärkere Eingebundenheit an den jeweiligen Orten. Demgegenüber beziehen sich Interviewte im Avers und Schams deutlich weniger auf weitere Referenzpunkte. Ihr Lebensmittelpunkt liegt zurzeit am heutigen Aufenthaltsort. Die affektive Zugehörigkeit hängt aber insbesondere von der erfahrenen Akzeptanz ab.¹⁸

18 Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

5.3 Funktionale Orte und Sehnsuchtsorte

Derselbe Ort hat für seine Bewohnerinnen und Bewohner unterschiedliche Bedeutungen. Geisen (2017: 39) unterscheidet Orte, die für die Migrantinnen und Migranten vorwiegend funktionalen Charakter haben – die Beziehungen sind eher lose, die Orte sind eher zufällig zum Lebensmittelpunkt geworden – von emotional aufgeladenen Sehnsuchtsorten. Waldenfels (1985: 199) nennt diese funktionalen Orte Aufenthaltsorte: »Der Aufenthaltsort ist ein *austauschbarer* Ort, den ich nicht verlieren kann, weil ich ihn nicht habe. Das mehr oder weniger aktuelle Hier ist ein *partielles Hier*: ich bin nicht mit Leib und Seele hier.« Identifikations- und Sehnsuchtsorte hingegen sind emotional von grosser Bedeutung, oft ist der Herkunftsor ein solcher. Mit der Änderung von Zukunftsplänen, beispielsweise von der Rückkehrorientierung zur Bleibeorientierung, weil sich die Kinder dauerhaft einrichten und eine Familie gründen, ändert sich meist auch die Bedeutung der Orte. Der Herkunftsor wird weniger wichtig (Geisen 2017: 39). Orte mit bisher vorwiegend funktionaler Bedeutung entwickeln sich von Aufenthaltsorten zu Lebensorten im Sinne von Waldenfels.¹⁹ Eine deutliche Trennung von Orten mit funktionalem oder emotionalem Charakter ist jedoch selten möglich. Betrachten wir die Bedeutung der Bündner Wohnsitze für die Interviewten, fallen dennoch regionale Tendenzen auf.

Das Engadin hat für viele Interviewte bis heute eine vorwiegend funktionale Bedeutung – und zwar als Ort, wo sie arbeiten und wo es ihnen möglich ist, ihre Existenz und die ihrer Familie zu sichern. Für einzelne spielen auch familiäre Beziehungen oder die Eingebundenheit in ein soziales Netzwerk eine Rolle. So macht das Engagement von Manuel Carvalho in portugiesischen Vereinen im Engadin einen wichtigen Teil seines Lebens aus, verleiht ihm Status und Anerkennung. Dennoch bleibt sein Identifikations- und Sehnsuchtsort auch nach Jahrzehntelangem Aufenthalt im Engadin der Herkunftsor in Nordportugal. Durch das intensive Engagement für die Anliegen der portugiesischen Bevölkerung verlieren die territorialen Grenzen jedoch an Bedeutung. Manuel Carvalhos Aktionsradius wird nicht durch den geografischen Raum definiert. Er unterhält Kontakte zu portugiesischen Institutionen im Herkunftsland, in der Schweiz und anderswo.

Andere sehen das Engadin als eine Lebensstation, die ihnen zurzeit angenehme Lebens- und Arbeitsbedingungen bietet. Eine starke Identifikation

¹⁹ Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben, Fussnote 10 zu Waldenfels' Definition des Lebensortes.

mit einem bestimmten Ort als Sehnsuchtsort – sei es das Engadin oder ein anderer Ort – ist nicht auszumachen. So finden Thomas Neumann und Juan Rodriguez das Leben im Engadin angenehm, fühlen sich gut und können sich vorstellen, ihre Kinder hier aufwachsen zu lassen. Genauso gut können sie sich aber vorstellen, zukünftig weiterzuziehen an einen noch unbestimmten Ort.

Die Identifikation mit dem Engadin findet sich zwar unter den Interviewten durchaus, sie bleibt aber mehrheitlich funktionaler Natur: das eigene Geschäft, die Sicherheit und Vertrautheit, das Leben im »Zentrum Europas« als Teil einer jungen »europäischen Generation« oder aber auch als Reaktion der Entfremdung vom Herkunftsland, nach Jahrzehntelanger Abwesenheit und kriegsbedingten Veränderungen dort. Eine tiefergehende emotionale Identifikation mit dem Ort, den die Marketingstrategen als »Sehnsuchtsort«²⁰ positionieren, lässt sich selten erkennen und wenn, dann meist bewusst temporär. Der Wegzug nach der Pensionierung ist für viele eine Tatsache, die mit erstaunlich wenig Bedauern referiert wird. Zu hoch sind die Lebenshaltungskosten und zu unwirtlich die klimatischen Bedingungen für ältere Menschen. Die Natur im Engadin ist zwar inspirierend und lädt zum Hinausgehen und körperlicher Betätigung ein, die meisten Interviewten fühlen sich wohl am Ort, dauerhaft »zuhause« fühlen sich aber nur die wenigsten und ein klares Statement für das Engadin als den Wunschwohnort ist nicht zu hören. Die volatile Atmosphäre des Tourismusortes scheint sich auf die Bewohnerinnen und Bewohner zu übertragen. Der Arbeitsmarkt bietet wenig Stabilität, viele Angestellte weilen nur saisonal hier und die persönlichen Beziehungen bleiben oft oberflächlich.

Demgegenüber halten sich im Avers und Schams die funktionale und emotionale Bedeutung zumindest zahlenmäßig beinahe die Waage. Mag die funktionale Bedeutung des Ortes zu Beginn bei den meisten im Vordergrund gestanden haben, so spielt diese heute eine untergeordnete Rolle. Mit zunehmender Bleiborientierung traten rein funktionale Bedeutungen wie eine Arbeitsstelle zugunsten identifikatorischer Faktoren in den Hintergrund. Es gibt zwar solche, deren Identifikations- oder Sehnsuchtsort woanders liegt. Sie leben vorwiegend in der Region, weil sie hier Arbeit oder Familie haben. Auffallend oft sind indessen überzeugte Stimmen zu hören, die sich keinen anderen Ort zum Leben wünschen. Diese Begeisterung ist auch in den Schilderungen der ersten Eindrücke stärker präsent als im Engadin.

²⁰ <https://www.engadin.stmoritz.ch/files/pdf/Die-touristische-Strategie.pdf> (23.7.2020).

Ich war sehr glücklich. Ich kann nicht sagen auf dem Land, weil das nicht auf dem Land ist, weil es nicht flach ist. Aber in den Bergen, in einem kleinen Dorf. Das war das, was ich wollte. Wir wollten nicht in eine Stadt oder in die Agglomeration. Nicht nach Bern oder Zürich, nicht an solche Orte. Lieber in einem Bergdorf. Und deshalb war das gut. Für mich war es ein wenig ein Entkommen von der Schwere der Delinquenz in den Vorstädten. (Jules Dubois)

Ich liebte diesen Ort. Das war genau das, was ich wollte. Ruhe. Nicht so viele Autos. (Lachen) Ich wollte das Einfache, die Ruhe. Ich wollte einfach ein friedliches Leben. (Sumalee Buchli)

Die anfängliche Begeisterung für die Umgebung konnte sich grundsätzlich halten. Die Lebensqualität ist hoch, die Wohnsituation auch für weniger gut Verdienende gut, die Umgebung ruhig und schön und die Wohnlage zentral. Die meisten fühlen sich von der Bevölkerung akzeptiert und identifizieren sich mit ihrem heutigen Lebensmittelpunkt.

Bettina Wagner: Im Moment habe ich kein Verlangen, irgendwie nach Deutschland zurück. In keiner Hinsicht.

Interviewerin: Warum nicht?

Bettina Wagner: Weil es mir hier gefällt, hier fühl ich mich wohl, hier fühl ich mich heimisch. Ja, wie soll ich das sagen... Also in Deutschland ist es ja nun nicht so, auch was das Berufliche betrifft. Hier habe ich jetzt meine Familie in dem Sinne richtig aufgebaut oder meine Familie richtig gefunden. Ich habe ein festes Leben. Und von da her, das hatte ich eben in Deutschland in dem Sinne nicht.

Dirk Wagner: Nein.

Bettina Wagner: Da musste man jeden Cent dreimal umdrehen und überlegen, kann man sich das leisten oder nicht. Nein, ich finde es schön hier. Und die Familie, ja, wie gesagt, die fährt man regelmässig besuchen, wenn irgendwas ist. Und das war vorher auch nicht so... Die hat ja vorher auch in Hamburg gewohnt. Von daher hätte ich sie auch besuchen fahren müssen.

[...]

Interviewerin: Du möchtest auch nicht zurück? [an Dirk Wagner gewandt]

Dirk Wagner: Ich? Nein! Nein!!!!

Interviewerin: Warum nicht?

Dirk Wagner: Was will ich dort? Die Familie ist nicht aus der Welt. Es sind nicht 5000 km, dass wir die nie sehen würden. Ich verdiene mein Geld hier, ich bin hier akzeptiert. Ich kann hier jetzt in dem Job, ich kann selbst

in meinem Alter noch ein wenig aufsteigen, kann noch ein wenig mehr erreichen.

Bettina Wagner: Eben, das ist jetzt Zuhause.

Dirk Wagner: Ja. [...] Schon eigentlich nach einem Jahr zwei sagte ich, warum sollte ich wieder einmal zurück? Ich bleibe da.

Bettina Wagner: Es ist schon manchmal, wenn wir im Urlaub in Deutschland sind und wir gucken in die Gegend, puah, ne, also hier [in Deutschland] nochmals wohnen, nein!

Dirk Wagner: Ja.

Bettina Wagner: Und wenn wir kurz vor der Grenze sind, den Dialekt am Radio hören...

Dirk Wagner: Oh, zu Hause!

Bettina Wagner: (Lachen) Zu Hause!

Dem touristisch als »Sehnsuchtsort« vermarkteten Oberengadin gelingt es den Interviewaussagen zufolge weniger, bei Zugezogenen das Gefühl von emotionaler Identifikation aufkommen zu lassen, als dies im ländlichen Avers und Schams der Fall ist. Um aus einem funktionalen Ort einen Identifikationsort zu schaffen, bedarf es anderer Qualitäten, als der in der Tourismusregion geförderten. Bettina und Dirk Wagner geben Beispiele dafür. Gemeinsames Familienleben, finanzielle Sicherheit, Aufstiegsmöglichkeiten, die Umgebung, Sprache, aber auch im obigen Zitat nicht aufgeführte Aspekte wie die Wohnsituation und die persönlichen Kontakte ergeben für sie ein Arrangement, das nur teilweise vom Ort beeinflusst ist, die Verbundenheit zu diesem aber dennoch stärkt. Die anfangs rein funktionale Bedeutung des Ortes als Ort der Arbeit und der Familienzusammenführung verschiebt sich zu einer emotionalen Verbindung mit dem Ort, mit den Menschen, aber auch mit der Arbeitsstelle, die anfangs einzig zur Existenzsicherung diente und heute Ausdruck für Stabilität ist.

Die Verbundenheit mit dem Ort ist neben persönlicher Affinität mit der Region im wesentlichen Masse durch die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten bestimmt. Im Avers und Schams ist es auch mit tieferen Einkommen möglich, sich den Traum eines eigenen Hauses zu verwirklichen oder zumindest ein Haus oder eine Wohnung zu mieten, die den eigenen Ansprüchen entspricht. Der Kontakt mit der Bevölkerung ist schnell hergestellt und verschiedentlich zeigt sich, wie Potenziale der Zugezogenen erkannt und genutzt

werden.²¹ Diese Form der erwünschten Partizipation ist ein Beweis für die Akzeptanz und stärkt die emotionale Verbundenheit. Im Engadin hingegen sind die Gestaltungsmöglichkeiten – bedingt durch die hohen Lebenshaltungskosten – stärker an das Einkommen gebunden. Wohneigentum kann sich kaum jemand leisten, Aus- und Weiterbildungen sind wegen der grossen Distanz zu den Zentren mit höheren Kosten und höherem Zeitaufwand verbunden. Der saisonale Rhythmus und die tourismusbedingte Oberflächlichkeit der Beziehungen beeinträchtigen die Möglichkeit zur Verwurzelung zusätzlich.

5.4 Praxen der Beheimatung

Damit sich ein funktionaler Ort zum Identifikationsort entwickeln kann, bedarf es neben äusseren begünstigenden Faktoren auch aktiver Aneignung des Ortes²² oder wie Binder es nennt, Praxen der Beheimatung.²³ Es gilt herauszufinden, wie es sich in dieser Region und zwischen den persönlichen Ankerpunkten leben lässt, wie man die Freizeit verbringen und wie man Leute kennenlernen kann. Die aktiven Bemühungen manifestieren sich in den ausführlichen Berichten über das Erlernen ortstypischer Sportarten wie Skifahren oder in der Betonung der Ortskenntnisse und gerade in kleinen Dörfern auch in den Schilderungen von ersten Kontakten im Dorf. Während erste Kontakte in der touristischen Region mehrheitlich über die Arbeit zustande kommen, ergeben sich diese im Avers und Schams bereits beim ersten Schritt aus dem Haus. Im kleinen Dorf oder Weiler ist es unmöglich, unerkannt zu bleiben. Die Sichtbarkeit am Anfang ist enorm.²⁴ Dadurch sind die Migran-

21 Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

22 »Aneignung meint sehr allgemein das Erschliessen, Begreifen, aber auch Verändern, Umfunktionieren und Umwandeln der räumlichen und sozialen Umwelt. Aneignung impliziert damit das aktive Handeln des Subjektes, seine Auseinandersetzung mit der räumlichen und sozialen Umwelt, indem es [sic!] diese zu eigen macht und sich gleichzeitig gestaltend in ihr wiederfindet bzw. wiederfinden kann« (Deinet und Reutlinger 2014: 11).

23 Unter Praxen der Beheimatung versteht Binder die Art und Weise, wie sich Menschen an und zwischen Orten einrichten, wie sie ein Gefühl des Zuhause-Seins herstellen und wie Gefühle von Zugehörigkeit und Loyalität entstehen. Der Begriff Beheimatung setzt Binder zufolge Emotionen und soziale Praxen zueinander in Beziehung und bindet Gefühle als fundamentalen Bestandteil in Prozesse der Vergesellschaftung ein (Binder 2008: 12).

24 Vgl. 4.2 Die Neuen im Dorf.

tinnen und Migranten aber sehr schnell auch allen zumindest visuell bekannt und erregen kaum mehr Aufsehen beim Gang durch das Dorf. Umso mehr fallen ihnen kritische Blicke beim Einkauf in der Stadt auf.

Sumalee Buchli: Es ist nicht normal, wenn Leute dir nachschauen.

Interviewerin: Machen sie das hier mehr oder in Chur?

Sumalee Buchli: In Chur. Denn hier kennen sie mich. [...] In der Stadt, speziell alte Leute, die schämen sich nicht, mich und meinen Mann anzustarren, überhaupt nicht.

Mit der Ankunft wird sehr schnell klar, was am neuen Ort anders ist und was man vermisst. Es gilt das zu entdecken, was der Ort stattdessen zu bieten hat. Im Engadin sind das die Natur und die vielfältigen Möglichkeiten, draussen Sport zu treiben. Unter den Interviewten haben Outdoor-Sportarten einen hohen Stellenwert. Sie zählen zu den Haupt-Freizeitbeschäftigungen.²⁵ Zudem sind oder waren zwei Drittel der Interviewten in einem Verein. Die beiden Fussballclubs FC Celerina und FC Lusitanos sind die beliebtesten. José Gonçalves ist überzeugt, dass seine Mitgliedschaft im Fussballclub einen Grundstein zu seiner erfolgreichen beruflichen und gesellschaftlichen Integration legte. Ihm zufolge wurde er als Achtzehnjähriger dort sozialisiert. Schnell lernte er Verhaltensweisen der gleichaltrigen Schweizer kennen und sich – wenn nötig – davon abzugrenzen. Er baute ein bis heute bestehendes Netz an Freundschaften auf. Wenn José Gonçalves von seinen Geschäftsbeziehungen spricht, weist er wiederholt auf ein Mannschaftsfoto aus den 1980er Jahren, das über uns an der Wand hängt. Durch den Fussballclub lernte er Schlüsselpersonen aus der Region kennen, mit denen er bis heute beruflich und privat verbunden ist.

Im Avers und Schams ist die Auswahl an organisierten Freizeitaktivitäten klein. Dennoch haben fast alle Interviewten zumindest ein Freizeitangebot ausprobiert. Die Palette reicht von der Dorfmusik und den Chören über den Turnverein bis zu Zumba, Unihockey und Kompostiergruppe. Verbreitet sind in dieser Region auch freiwillige Engagements wie die Mithilfe beim Heu-en oder bei der Organisation eines Anlasses, aber auch das Einbringen der eigenen Qualitäten. Der Hobbypianist erteilt dem Nachbarsjungen Klavierunterricht, der Alphirt fotografiert an Sportanlässen.²⁶ Gerade diese individuellen Formen von Mitwirkung gehen bei den Interviewten mit einer enge-

25 Vgl. 3.3 Inspirierende Aussichten.

26 Vgl. 8 Migration als Potenzial für alpine Räume.

ren Verbundenheit zum Ort einher. Manche lernten durch ihre Teilnahme am Gemeinschaftsleben schnell Leute kennen und wurden zu weiteren Aktivitäten eingeladen. Blosse Partizipation garantiert aber noch keine tiefergehende Akzeptanz.²⁷ Und wie viele andere Talbewohnerinnen und Talbewohner auch verspüren die meisten Interviewten nicht so sehr das Bedürfnis nach Vereinszugehörigkeit, sondern schätzen die spezifischen Qualitäten der Region wie Ruhe und landschaftliche Schönheit. Nach der Arbeit ziehen sie sich gern in ihre vier Wände zurück oder gehen spazieren.

Die Vorliebe für Ruhe und Natur betonen viele Interviewte in beiden Untersuchungsregionen. Die Charakteristika des Ortes entsprechen diesem Bedürfnis und haben vermutlich auch ihre Migrationsbiographie beeinflusst. Wem es zu ruhig war, wer den Austausch mit Seinesgleichen vermisste und sich nicht mit dem Ort identifizieren konnte, ist vermutlich wieder weggezogen.²⁸ Als Fernanda Jörg eine Ausbildung in der Region Zürich begann, wurde ihr erstmals bewusst, was ihr im Engadin fehlte. Heute lebt sie mit ihrer Familie im schweizerischen Mittelland.

Wenn ich aus dem Engadin am Walensee ankam, öffnete sich der Horizont. Ich fühlte es im Körper, wie wenn ich besser atmen könnte. Ich begann die Enge des Tales zu fühlen. Im Kopf, in mir. Mir fehlten philosophische Gespräche mit den Leuten, weisst du. Ich integrierte mich auf verschiedene Arten. Ich ging in den Turnverein. Aber ich fand keine Frauen, die... und nachher, als ich Kinder hatte, die Gespräche interessierten mich nicht! [...] Ich begann zu studieren und ich begann zu merken, es war so hart zurückzukehren für mich nach dieser Woche. Ich war eine zerrissene Person. Auf der einen Seite meine Familie, auf der anderen Seite... Ich wollte mit meiner Familie sein, aber ich wollte nicht an diesen Ort! Ich wollte nicht! Auf der anderen Seite konnte ich die Schönheit des Ortes sehen. Ich finde diesen Ort schön! Schön! Ich fuhr Velo, ich machte Langlauf. Die Schönheit des Ortes. Sils ist mein Lieblingsort. Ich liebe diesen Ort. (Fernanda Jörg)

Die portugiesischen Vereine im Engadin

Eine Sonderstellung unter den Praxen der Beheimatung nehmen im Oberengadin die portugiesischen Vereine ein. Aus der grossen portugiesischen Be-

²⁷ Vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft.

²⁸ Solche Personen zu finden, war nicht einfach. Im Engadin ist es dennoch gelungen, zwei Personen zu interviewen, die nach mehreren Jahren in der Region den Entschluss zum Wegzug fassten.

völkerung im Tal sind im Laufe der Jahre verschiedene hervorgegangen. Ein Elternverein setzt sich hauptsächlich für den Portugiesischunterricht für die Kinder ein.²⁹ Die Radfahrer treffen sich im Club »Amigos da Pedalada«, einige Frauen haben sich im Club der »Amigas solidárias« zusammengeschlossen. Die katholische Messe auf Portugiesisch in Pontresina und St. Moritz wird vom portugiesischen Kirchenchor untermauert. Im Clublokal des FC Lusitanos in Samedan treffen sich Portugiesinnen und Portugiesen – so auch der »Club Português da Engadina« – zum Essen, Trinken, Schwatzen oder zum preiswerten portugiesischen *cafezinho* vor vertrauter Kulisse mit Fussballübertragungen und *telenovelas*. In erster Linie suchen die Gäste aber die Gemeinschaft, den Kontakt mit ihresgleichen, einen Ort, wo sie sich sicher fühlen, weil sie Sprache und Verhaltenskodex kennen.

Im Club fühlen wir uns zuhause. Das Vereinslokal ist das Haus unserer Gemeinschaft, wo sich die Gemeinschaft trifft, wo wir unsere Sachen machen. [...] Wenn sich die Leute sicherer fühlen würden, würden sie auch öfter in die Cafés und Restaurants gehen. (Manuel Carvalho)

Regelmässig werden Feste gefeiert und gemeinsam Feiertage begangen. Früher war das Vereinslokal stärker frequentiert. Manuel Carvalho interpretiert den Besucherrückgang folgendermassen:

Früher wurden die Vereinslokale besucht, um Fussballspiele zu schauen. Denn diese Lokale waren die ersten, die Kabel-TV oder Parabolantennen für die Übertragung der Spiele hatten. Jetzt haben alle Leute das und sie finden, ach, wir bleiben gemütlich zu Hause. Wir müssen innehalten nach den Arbeitstagen, die wir haben. Wir müssen wirklich in unseren vier Wänden sein und uns ausruhen. Und das führt auch dazu, dass es nicht mehr diesen Zusammenhalt, dieses Treffen gibt. Aber das ist normal. Am Anfang, als wir hierherkamen, mussten wir Leute treffen. Mit der Zeit passten wir uns ans System an und brauchten das nicht mehr so sehr. Jetzt können wir schon besser allein sein. (Manuel Carvalho)

Der Besucherrückgang hat also nicht nur mit technischen Neuerungen und der verbesserten Infrastruktur jedes Einzelnen zu tun. Manuel Carvalho führt ihn auch auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen zurück sowie auf die allmähliche Anpassung an die hiesigen Gepflogenheiten. Viele vermissen zu Beginn in der Fremde das gewohnte soziale Umfeld stärker und suchen deshalb

²⁹ Heimatliche Sprache und Kultur (HSK).

Kontakt innerhalb der eigenen Gemeinschaft. Heute können die fehlenden realen Kontakte jedoch über die virtuellen sozialen Netzwerke zumindest teilweise kompensiert werden. Fast alle Befragten nutzen diese regelmässig, um mit Familie und Freunden in Kontakt zu bleiben. Der Gang in den Club ist deshalb weniger dringend. Ein weiterer Grund dafür, dass von den über 2000 Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin nur relativ wenige das Clublokal und laut Manuel Carvalho »nur« etwa ein Drittel die dortigen gross angekündigten Feste besucht, liegt auch in der Struktur der portugiesischen Bevölkerung im Engadin begründet. Diese ist nämlich keineswegs homogen. Viele Portugiesinnen und Portugiesen im Oberengadin stammen aus derselben Region in Nordportugal, oft gar aus derselben Gemeinde. Sie bilden in den Vereinen die Mehrheit. Landsleute aus anderen Regionen fühlen sich dort oft nicht wohl oder betonen ihre unterschiedliche Herkunft. Manche distanzieren sich ausdrücklich von diesen Vereinen. Es scheint sich dabei um regionale Spannungen und Mentalitätsunterschiede zu handeln, aber auch um Stadt-Land- und soziale Unterschiede. Unterschiedliche Bildungshintergründe und Startbedingungen führen ebenfalls zu Differenzen. Es kann deshalb nicht von »der portugiesischen Gemeinschaft« gesprochen werden.

Fátima da Silva: Als ich kam, war ich sehr scheu. Ich kam besser aus mit den Schweizern als mit den Portugiesen. Weil die Portugiesen sind alle von Tarouca. Und ich kannte niemanden. Jetzt ist es einfacher. Ich bin schon offener. Aber am Anfang war ich lieber mit den Italienern und Schweizern als mit den Portugiesen zusammen. Ich kannte niemanden [keine Portugiesinnen und Portugiesen]. Es war nicht einfach, mich zu integrieren.

Interviewerin: Wurdest du als die von der Stadt angesehen?

Fátima da Silva: Ja, die von der Stadt. Sie sagten, ich sei das Mädchen aus der Stadt. Ich integrierte mich besser mit Schweizern. Denn ich arbeitete im Service. Ich war eine der wenigen Portugiesinnen, die im Service arbeitete. Deshalb wurde ich als etwas Spezielles angeschaut. Ich integrierte mich besser mit den österreichischen, italienischen und schweizerischen Kollegen als mit den Portugiesen. Mit den Portugiesen viel später, als mehr kamen, die im Restaurant arbeiteten. Aber die meisten arbeiteten in den Zimmern, in der Küche, auf dem Bau. Deshalb wurde ich ein wenig angeschaut wie eine Ausserirdische. Am Anfang kannte ich niemanden. Ich hatte niemanden, der aus der gleichen Region kam. Deshalb fand ich es besser, mit den Schweizern zusammen zu sein.

Die portugiesischen Vereine erreichen nicht die gesamte portugiesische Bevölkerung, obwohl sie ihre Offenheit betonen und sich bemühen, ein breites Publikum auch anderer Nationalitäten anzuziehen. Sie präsentieren sich am Dorfmarkt in Pontresina – einem wichtigen gesellschaftlichen Ereignis in der Region – und kommunizieren ihre Veranstaltungen öffentlich. Dennoch bleiben sie an ihren Festen mehrheitlich unter sich und im FC Lusitanos dominieren die portugiesischen Spielerinnen und Spieler. Die dezidierte Distanzierung mancher Portugiesinnen und Portugiesen von der auch von ihnen so genannten »portugiesischen Gemeinschaft« bezieht sich insbesondere auf Verhaltensweisen, die den Portugiesen in Form von Vorurteilen zugeschrieben werden. Sie distanzieren sich von jenen, die »ständig Streit suchen« und von jenen, die »sich verschulden, um ein noch besseres und noch neueres Auto zu haben.« Sie beklagen sich über den Klatsch und Tratsch, der innerhalb der »Gemeinschaft« herumgeboten werde.

Sie kommen hierher, streiten auf der Strasse miteinander, sprechen laut... ich glaube, das hat den Portugiesen sehr geschadet. Denn es hat sehr viele von ihnen hier. Sie kommen hierher, kaufen ein Auto, weil der Freund, der schon hier ist, ein sehr gutes Auto hat. Und dann müssen sie ein noch besseres Auto kaufen. Wenn der Freund das Auto wechselt, müssen sie auch ein besseres Auto kaufen. So ist es. Sie leben im Prinzip so, abhängig von den anderen und nicht für sich. [...] Sie haben diese Manie zu zeigen: »Ich bin besser als die anderen, ich bin reich.« Aber wenn sie reich wären, wären sie nicht hier, sondern in Portugal. (Pedro da Cunha)

Trotz aller Kritik aus den eigenen Reihen üben die portugiesischen Vereine wichtige Funktionen aus. Sie dienen Institutionen aller Art als Anlaufstelle, wenn es darum geht, mit der portugiesischen Bevölkerung in Kontakt zu treten. Für diese bietet insbesondere der »Club Português da Engadina« wichtige Dienstleistungen an. So ist es dem Engagement einiger weniger sehr aktiver Mitglieder zu verdanken, dass das portugiesische Konsulat einmal monatlich von Zürich ins Engadin kommt. Die portugiesische Bevölkerung kann dann ihre administrativen Geschäfte vor Ort erledigen und muss nicht eine lange und kostspielige Reise nach Zürich auf sich nehmen. Möglicherweise hat aber die starke Fokussierung auf diesen Club als erstem Ansprechpartner der portugiesischen Bevölkerung zur Folge, dass sich viele Portugiesinnen und Portugiesen nicht angesprochen fühlen, da sie sich nicht mit dem Club identifizieren. Für ein Gelingen von Integrationsprojekten müssten auch Schlüsselpersonen beigezogen werden, die diese Menschen erreichen.

Kompensation als Aneignungsstrategie

Bei näherer Betrachtung der Strategien zur Aneignung bestätigt sich Binders Ansicht, dass das Sich-Einrichten nicht nur an den Orten, sondern auch zwischen den Orten geschehen kann (Binder 2008). Man kann sich an einem Ort durchaus auch einrichten, indem man ihn zuweilen verlässt. Eine Form der Aneignung ist das Ausloten der sich bietenden Möglichkeiten in der weiteren Umgebung. Was vor Ort nicht zu haben ist, suchen sich die Menschen anderswo.³⁰ So fahren die Interviewten aus der Region hinaus, um beispielsweise Konsumwünsche zu befriedigen, in Italien oder dem Tessin etwas »Italianità« zu geniessen, im Fall vom Avers und Schams in der Stadt wieder einmal »Leute zu sehen« oder um sich weiterzubilden. Im Laufe der Jahre entdecken die Interviewten die Möglichkeiten in ihrer Umgebung und es gelingt den meisten, in diesem erweiterten Aktionsradius ihre Bedürfnisse abzudecken. Zur Kompensation dienen auch die Ferien, in denen weiter entfernte Destinationen besucht werden können. Nicht kompensiert werden kann hingegen der Mangel engerer Freundschaften vor Ort. Insbesondere jüngere Interviewte im Avers und Schams vermissen diese. Ihnen zufolge fehlt es an Begegnungsorten, aber schlichtweg auch an jungen Menschen, die an neuen Bekanntschaften interessiert sind. Aleksandra Mani hat denn ihre Ausbildung nicht nur begonnen, um sich beruflich weiterzuentwickeln, sondern auch, um sich ein eigenes – vom Bekanntenkreis ihres Mannes unabhängiges – Beziehungsnetz aufzubauen. Dafür verlässt sie die Region unter der Woche. Das Weggehen gehört in ihrem Fall zur Strategie, sich am Ort längerfristig einzurichten.

Und schliesslich kann auch Arbeit als wichtiges Migrationsmotiv zur Heimatung beitragen. Zwar verspricht der Arbeitsmarkt in beiden Untersuchungsregionen wenig Stabilität. Den meisten Interviewten ist es aber gelungen, ihre berufliche Situation im Laufe der Jahre zu festigen und in ein Tätigkeitsfeld vorzustossen, das ihren Interessen entspricht. Sie sind heute in stabilen Arbeitsverhältnissen oder (teil-)selbstständig. Im Oberengadin erfolgte die Konsolidierung vielfach durch langen Verbleib bei demselben Arbeitgeber oder durch den Schritt in die berufliche Selbstständigkeit. Im Avers und Schams werden diese Strategien durch berufliche Weiterbildung ergänzt. Knapp ein Drittel der Interviewten wählte den Weg in die (Teil-)Selbstständigkeit. Dabei fällt auf, dass alle ihr Angebot an die spezifischen Bedürfnisse

³⁰ Vgl. 6.1 Peripherie kompensieren.

der Region anzupassen und mit ihren Kompetenzen zu verbinden wussten.³¹ Trotz meist sehr hoher Arbeitsbelastung zeigen sich die Selbstständigen zufrieden mit ihrer Tätigkeit und gleichzeitig mit der Region verbunden.

5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft

Das Gefühl der Zugehörigkeit ist eng verbunden mit Akzeptanz. Wer sich akzeptiert fühlt, fühlt sich auch zugehörig, wer Ablehnung verspürt, tut sich schwer damit.³² Das Ausmass an Akzeptanz gilt für die befragten Migrantinnen und Migranten als Gradmesser für ihre Zugehörigkeit. Und wenn die Interviewten von Integration sprechen, meinen sie in erster Linie Akzeptanz.³³ Die strukturelle Integration in den Arbeitsmarkt ist natürlich erwünscht, was die Leute aber in ihrem Selbstverständnis viel tiefer beeinflusst, ist das Gefühl, akzeptiert zu sein, und zwar nicht nur als Arbeitskraft, sondern als Mensch. Erst dann kann sich auch ein Gefühl von Ortsverbundenheit einstellen. Damit schreiben sie der Gesamtgesellschaft eine zentrale Rolle für die Bildung oder auch Verhinderung eines Zugehörigkeitsgefühls zu und bestätigen die geläufige Auffassung von Integration – eine einheitliche Definition gibt es nicht – als einem wechselseitigen Prozess, der von den Zugewanderten den Willen zur Teilhabe am wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben und gleichzeitig Offenheit von der Aufnahmegesellschaft fordert.³⁴ Die gesamtgesellschaftliche Verantwortung ist zwar im Schweizerischen Ausländergesetz festgeschrieben, Integrationsprogramme fokussieren jedoch mehrheitlich auf die Migrationsbevölkerung und deren sprachliche und berufliche

³¹ Vgl. 8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen.

³² Vgl. Jentsch und Simard (2009: 190): »Hostile or indifferent attitudes towards immigrants and their families manifested by other community members resulted in a lack of involvement in community life and meant that immigrants and their families did not feel a sense of belonging. They were likely to leave again.«

³³ Vgl. dazu die Studie von Halm und Sauer (2017). Als Interviewerin vermied ich bewusst den Begriff »Integration«, der per se eine Unterscheidung zwischen »Fremden« und »Einheimischen« insinuiert und somit die Auffassung des Andersseins und der Nicht-Zugehörigkeit verfestigt (vgl. Schmid 2015).

³⁴ Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer (AuG) vom 16. Dezember 2005, Art. 4 (<https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20020232/index.html#a4, 23.7.2020>): »Die Integration setzt sowohl den entsprechenden Willen der Ausländerinnen und Ausländer als auch die Offenheit der schweizerischen Bevölkerung voraus.«

Integration. Die Offenheit der ansässigen Bevölkerung einzufordern und zu fördern ist ein schwierigeres Unterfangen. Nach wie vor scheint die Bereitschaft gering, mit den positiven Effekten der Zuwanderung zugleich auch die Veränderung der Gesamtgesellschaft zu akzeptieren und mitzugestalten. Die bestehenden Integrationsprogramme sind fraglos notwendig und auch wirkungsvoll. Für das subjektive Empfinden der Zugehörigkeit sind sie aber nicht ausreichend. Reduziert sich die Akzeptanz bloss auf die Person als Arbeitskraft, wird dies als Zurückweisung empfunden.

In der kleinräumigen Umgebung avanciert das Gegrüsstwerden auf der Strasse zum ersten Indikator für Akzeptanz und motiviert zur Teilnahme am Gemeinschaftsleben.³⁵ Das Grüßen ist in beiden Untersuchungsregionen üblich, wobei in der touristischen Region Unterschiede je nach Grösse der Ortschaft bestehen. Dennoch grüssen sich auch im urban anmutenden St. Moritz Bekannte auf der Strasse. Umso mehr empfinden Interviewte das Nicht-Gegrüsstwerden als Rückweisung.

Wir sehen uns jeden Tag und wir sind uns weiterhin fremd. Es ist unannehmbar, dass Gäste mich im Restaurant grüssen und auf der Strasse kennen sie mich nicht, sagen mir nicht »Guten Tag« und ich mache schliesslich dasselbe. Es braucht mehr Zusammenleben. (Manuel Carvalho)

Wer – wie Manuel Carvalho – durch die Arbeit sichtbar ist, den sollte man im Dorf eigentlich kennen. Seit Jahren engagiert er sich für die portugiesische Bevölkerung im Engadin und für deren gesellschaftliche Akzeptanz. Er ist medial regelmässig auf lokaler, regionaler und gelegentlich auch nationaler Ebene präsent. Als langjähriger Chef de Service eines von der Bevölkerung gut frequentierten Restaurants ist es umso erstaunlicher, dass er auf der Strasse nicht erkannt und begrüßt wird. Diese »Unsichtbarkeit« ausländischer Arbeitskräfte kritisiert auch Eva Lang.

Es ist wichtig, dass bekannter wird, dass der Tourismus im Oberengadin ohne die vielen ausländischen Arbeitskräfte nicht funktionieren könnte. Es wäre schwierig, Schweizer zu finden, die all diese Arbeit tun. Das sollte den Leuten bewusster sein. (Eva Lang)

Insbesondere Portugiesinnen und Portugiesen scheinen von dieser »Unsichtbarkeit« betroffen zu sein. Als grösste Herkunftsgruppe in der Region fühlen sie sich meist als Einheit und nicht als Individuen wahrgenommen und

³⁵ Vgl. Machold et al. (2013: 103).

zunehmend auch stigmatisiert. Als Arbeitskräfte geniessen sie nach wie vor einen guten Ruf, bei der Wohnungssuche spüren sie Vorurteile. In den letzten Jahren verbreitete sich die Meinung, sie seien laut und unordentlich. Gegen eine solche negativ konnotierte Ethnisierung, die mit einer subtilen Exklusion einhergeht, wehren sich alle Interviewten und distanzieren sich vehement davon.³⁶

Die saisonal stark schwankende Einwohnerzahl und die hohe Bevölkerungsfluktuation im Oberengadin führen zu einer Unverbindlichkeit, die es gerade neu Zugezogenen schwer macht, Kontakte zu knüpfen und ein engeres Beziehungsnetz aufzubauen. Den sogenannten Einheimischen³⁷ wird von den Interviewten fast durchwegs grosse Zurückhaltung attestiert. Eine Freundschaft mit Einheimischen wird dementsprechend im Gespräch als etwas Besonderes hervorgehoben. José Gonçalves fühlt sich nicht wegen seiner Staatsbürgerschaft als Schweizer, sondern:

Wenn ich ins Dorf gehe, ich weiss fast bei jedem, wer er ist, Vorname und Nachname. Und jeder, hundert Meter von mir entfernt ruft: »Hey José, wie geht's dir?«, egal welche Ausbildung er hat. An einem Tag war ich spazieren, da kam der Gemeindepräsident und sagte: »Hey José, was machst du? [...] Komm schauen, wie mein Haus aussieht.« Er ist ein Haus am Bauen. Er hat mich auch zur Einweihung eingeladen. Ich konnte nicht kommen. Er brachte mir eine Flasche Wein. [...] Darum sage ich, wenn ich schon von den Leuten geschätzt werde, finde ich, dass mich die Leute auch angenommen haben als Einheimischen, als einen, der hier geboren ist. (José Gonçalves)³⁸

»Akzeptanz« ist also aus Sicht der Interviewten zentraler Indikator für »Integration«. Die Definition von Akzeptanz und Integration ist unter den Interviewten aber unterschiedlich. Während die einen sich bereits sehr gut inte-

³⁶ Vgl. Zinn-Thomas (2010: 241).

³⁷ Der Begriff »einheimisch« wird von den Interviewten sehr ähnlich verwendet. Einheimisch sind demnach die, die von alters her aus dem Ort stammen oder hier geboren sind. Zuzügerinnen und Zuzüger aus anderen Regionen der Schweiz werden nicht als »einheimisch« bezeichnet. Durch lange Aufenthaltsdauer, aktive Partizipation am Dorflieben und enge soziale Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gelingt es einigen Interviewten, als »Fast-Einheimische« gesehen zu werden und sich selbst so zu sehen.

³⁸ Wie zur Bestätigung seiner Aussagen schaut während des Interviews ein Freund im Geschäft vorbei, der dem Namen und Dialekt nach als Einheimischer bezeichnet werden kann, und fragt, wann mein Interviewpartner wieder einmal Tennis spielen komme.

griert fühlen, wenn sie von vielen Leuten auf der Strasse begrüßt werden und auch oberflächliche Bekanntschaften als Freunde bezeichnen, vermissen andere engere Freundschaften. Sie merken, dass sie trotz aktiver Bemühungen zur Teilnahme am sozialen Leben nicht über oberflächliche Kontakte hinauskommen und fühlen sich deshalb fremd und nicht wirklich akzeptiert.

Ich weiss, dass ich, auch wenn ich perfekt Dialekt spreche, immer Ausländerin bleiben werde. [...] Wir machen eine Party zusammen. Schweizer, Einwanderer, zusammen, etwas trinken, schlitteln. Man hat Spass. Wenn die Leute etwas trinken, ein oder zwei Bier, sind sie lockerer. Dann ist es anders. Und am nächsten Tag trifft man sich wieder auf der Strasse. Dann bin ich froh, wenn die Leute mich überhaupt grüssen. Da kommt nichts mehr. Das ist nicht, dass die Leute etwas aufbauen und dann entwickelt sich eine Beziehung. Da ist man wieder auf der gleichen Stufe wie ein Tag vorher. Das ist für mich so schade. Weil, ich werde hier wahrscheinlich mein ganzes Leben verbringen. Und ich werde auch mit diesen Leuten immer wieder etwas zu tun haben. Ja, ich mache jetzt diese Schule auch, weil ich den Kreis meiner eigenen Bekannten vergrössern möchte. Ich brauche das, dass sie mich akzeptieren. (Aleksandra Mani)

Im Engadin führen die Interviewten die Schwierigkeit, engere Beziehungen mit den Einheimischen aufzubauen, auf den unverbindlichen Charakter einer vom Tourismus geprägten Lebensweise zurück. Die Bevölkerungszusammensetzung ändert sich ständig, viele wohnen nur temporär am Ort. Deshalb seien die Kontakte unverbindlicher und die Einheimischen verhielten sich zurückhaltend, so die Aussage. Engere Beziehungen bestehen denn auch mehrheitlich zu ebenfalls Zugezogenen oder Stammgästen.

Avers und Schams kennen keine solche Bevölkerungsfluktuation und dennoch konstatieren Interviewte auch dort eine Zurückhaltung der Einheimischen gegenüber Zugezogenen. Es ergeben sich zwar schnell Kontakte, diese bleiben aber meist oberflächlich. Mehrfach wird dabei zwischen der älteren und jüngeren Generation unterschieden. Der älteren Generation wird mehr Offenheit beschieden. Roberto Conti führt dies darauf zurück, dass diese an die Zusammenarbeit mit Italienern gewöhnt war. Diese arbeiteten bei Bauern, im Steinbruch und in den 1960er Jahren im Kraftwerkbau. Sie hätten deshalb eine engere Beziehung zu den Italienern und sprächen auch gut Italienisch. Die Jüngeren nähmen »Fremde« primär als Touristen wahr. Der Kontakt zur älteren Generation fällt auch jüngeren Zugewanderten relativ leicht. Der Zugang zu den Jungen ist aber bislang niemandem gelungen. Zum ei-

nen gibt es wenige Junge vor Ort, viele seien Wochenaufenthalter und kaum am Kontakt mit Zugezogenen interessiert. Zum anderen vermuten Einzelne auch eine gewisse Angst vor Konkurrenz bei der Partnersuche als Grund für die Zurückhaltung, wollen diesen Aspekt aber nicht überbetonen.

Zwei Drittel der Interviewten besuchen oder besuchten ein Freizeitangebot in der Region, immer auch mit der Hoffnung, Leute kennenzulernen. Die an Mitgliederschwund leidenden Chöre und die Dorfmusik im Schams sind offen für Neumitglieder und wer auch an den über die Proben hinausgehenden Anlässen teilnimmt, kennt innert kurzer Zeit »das halbe Tal«. Die aktive Teilnahme am Gemeinschaftsleben und das Einbringen der eigenen Qualitäten fördert die Akzeptanz. Dennoch ist Partizipation allein noch kein Garant für die Akzeptanz und einen neuen Freundeskreis.³⁹ Über misslungene Versuche der Integration in eine Gruppierung äussern sich die Interviewten sehr zurückhaltend und machen immer auch ihr eigenes Verhalten oder Unvermögen dafür verantwortlich.

Ich habe schon versucht ins Fitnesszentrum zu gehen. Aber allein habe ich keine Motivation. Ich habe schon versucht, ins Zumba zu gehen. Aber ich war nicht so motiviert, weil ich fast niemanden kannte und mich auch nicht in die Gruppe integrieren mochte. Ich fand nicht, dass es das war, was ich wirklich gerne mache. (Maria da Silva)

Eine im Prinzip obligatorische Partizipation erfordert die Feuerwehrpflicht für Niedergelassene und Jahresaufenthalter. Sie kann jedoch durch eine sogenannte »Pflichtersatzabgabe« abgegolten werden. In den Interviews kommt diese Form der Teilnahme am Gemeindeleben selten zur Sprache. Die Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen, und die dem Milizsystem zugrunde liegende Idee des Dienstes an der Allgemeinheit motivierten zwar einzelne Männer zur Teilnahme. Die Gemeinschaft der Feuerwehrleute scheint aber meist gefestigt, gegenüber Neumitgliedern tendenziell distanziert oder die Truppe gibt an, keine weiteren Feuerwehrleute zu benötigen. Dennoch äussert niemand offen Kritik. Männer, die ihrer Feuerwehrpflicht eine Zeit lang nachkamen, gaben als Gründe für den Austritt enttäuschte Erwartungen, Zeit-

³⁹ Zum selben Schluss gelangen Kirchhoff und Bolte (2015: 190): »Gerade in kleinen Städten und Gemeinden können Vereine Prozesse der gesellschaftlichen Inklusion befördern, wie auch Prozesse der Exklusion verfestigen, indem sie sich gegenüber den Zugewanderten öffnen oder verschliessen.«

mangel und körperliche Beschwerden an. Einzig Axel Schneider fühlte sich gut aufgenommen.

Axel Schneider: Was vielleicht auch noch kontaktfördernd ist, ist die Feuerwehrpflicht. Jeder Haushalt muss jemanden stellen für die Feuerwehr oder Pflichtabgabe zahlen. Und da war für mich klar, da mach ich mit. Ich habe da meinen Plausch dabei, heute noch. Das ist so ein Dienst an der Allgemeinheit, ein wichtiger sogar.

Interviewerin: An all diesen Orten wurdest du offen aufgenommen? Das war nicht so: »Was macht der Fremde hier?«

Axel Schneider: Nein! Nein! Nix! Die wussten ja, wer ich bin, im Prinzip. Die wussten vielleicht nicht, dass ich Axel heisse, aber die kannten mich.

Akzeptanz und erweiterter Freundeskreis durch Partizipation in der Freizeit ist zwar möglich, stellt sich aber nicht zwangsläufig ein. Während sich für einzelne tragfähige Netze aus ihrer Partizipation in lokalen Vereinen ergeben haben, fühlten sich andere nicht sonderlich willkommen und zogen sich deshalb wieder zurück.⁴⁰ Die Forderung der Politik, Migrantinnen und Migranten sollten sich aktiv am Gemeindeleben beteiligen, läuft unter diesen Bedingungen ins Leere. Zumindest unter den Interviewten findet sich kaum jemand, der das nicht versucht hätte. Die Türen der Vereine stehen zwar allen offen, die Resonanz war aber oft nicht wie erhofft. Konsequenterweise änderten die Betroffenen die Strategie und suchten sich andere Formen der Freizeitgestaltung. Die kantonale Integrationskommission formulierte 2012 »Leitlinien zur Integrationsförderung von Ausländerinnen und Ausländern in Graubünden«.⁴¹ Darin definiert sie Handlungsfelder der Integrationsförderung und misst dem Zusammenleben neben der beruflichen Integration einen wichtigen Stellenwert bei. Für das Zugehörigkeitsgefühl ist dieser Aspekt – wie wir bereits gesehen haben – von zentraler Bedeutung. Die Forderung nach Sensibilisierung von Vereinen und Institutionen im Umgang mit Vielfalt ist gerechtfertigt, aber nicht ausreichend. Die Interviewten fühlen

⁴⁰ Gemäss Ladner und Bühlmann (2007: 91) hängen Vereinsmitgliedschaft und Verbundenheit eng zusammen: »Vereinsmitgliedschaft führt zu stärkerer Einbindung in die Nachbarschaft und zu stärkerer Bindung an die Gemeinde.« Diese Aussage trifft nur bei erfolgreicher sozialer Integration in den Verein zu. Ladner und Bühlmann wählten für ihre Studie Personen nach dem Zufallsverfahren aus, während diese Studie sich auf Migrantinnen und Migranten beschränkt.

⁴¹ [\(23.7.2020\).](https://www.gr.ch/DE/themen/Integration/Pdf/integrationsleitlinien_de.pdf)

sich in den Vereinen zwar freundlich empfangen, berichten nicht von offener Ablehnung, die meisten fühlen sich aber dennoch als Fremdkörper. Die »alteingesessenen« Vereinsmitglieder bleiben oft unter sich. Staatliche oder private Initiativen zur Förderung der sozialen Integration vermögen an der Einstellung und am Verhalten der einzelnen Personen wenig zu ändern.⁴² Der Zugang gelingt über einzelne offene Vereinsmitglieder, die in die Gemeinschaft einführen. Gemäss den Erfahrungen jener, die sich gut akzeptiert fühlen, braucht es in erster Linie viel Zeit, aber auch viel Eigeninitiative, um immer wieder den ersten Schritt zu tun und aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen, sowie offene Einzelpersonen, die als Türöffner dienen.

Interviewerin: Du hast gesagt, du hast dich integriert. Hast du das bewusst gemacht? Hast du bewusst Kontakt gesucht?

Dirk Wagner: Nein. Das hat sich bei mir durch Zufall ergeben, dadurch, dass ich am Anfang im Hotel gewohnt und im Restaurant gegessen habe. Und dann wird das halt immer mehr. Und dann haben sie halt mal gefragt, kommst du mit grillieren. Dann war einmal das Aufrichtfest von der Turnhalle gewesen oder vom neuen Schulhaus. Dann ist man mit denen dagesessen. Dann hat sich das alles so vermischt. Also das ist nicht so, dass sie mit offenen Armen dagestanden haben und »Oh! Du bist denn super!« Das schon noch nicht. Offenheit ist dann schon eher... zurückhaltend waren sie schon. Und so eng rein kommt man doch nicht. (Dirk Wagner)

Das Gefühl von Zugehörigkeit und Akzeptanz vermitteln also eher die alltäglichen Begegnungen. Ein kurzer Schwatz auf der Strasse, die spontane Einladung zu einem Fest oder der Arbeitskollege, der nach erfolgreichem An-gelausflug einen Fisch vorbeibringt. Interviewte, die von sich sagen, sehr gut integriert zu sein und als Einheimische behandelt zu werden, leben meist seit mehreren Jahrzehnten am Ort und engagieren sich in der Gemeinschaft. Das Einbringen der eigenen Qualitäten für die Gemeinschaft schafft Anerkennung

⁴² Die Förderung der sozialen Integration ist Bestandteil des kantonalen Integrationsprogramms 2018-2021 (KIP II). Die Fachstelle Integration Graubünden (FI) sensibilisiert die Gemeindebehörden für diese Thematik und bietet diesen sowie privaten Organisationen Unterstützung bei der Realisierung von bedarfsgerechten Angeboten an. Die Resonanz scheint jedoch eher gering. Viele Gemeinden verhalten sich zurückhaltend und abwartend. Die FI wird kaum um Unterstützung angefragt (KIP II; https://www.gr.ch/DE/themen/Integration/Pdf/kip_II_gr.pdf, 21.7.2020).

und Respekt und öffnet zuweilen auch Türen für die berufliche Weiterentwicklung.⁴³ Die lange Aufenthaltsdauer verschafft Vertrautheit und implizites Wissen über kulturelle und soziale Codes. Die anfänglichen Schwierigkeiten sind vergessen oder avancierten zu amüsanten Anekdoten. Zugehörigkeit und Akzeptanz scheinen selbstverständlich an einem Ort, »wo man sich kennt«.

In meinem Dorf kenne ich Leute, weil ich bei der Feuerwehr war, weil ich bei der Gemeinde gearbeitet habe. Es ist ein sehr kleines Dorf. Und irgendwie habe ich zwar nicht immer gute Laune, aber ich komme klar mit den Leuten. Das ist für mich natürlich. Wegen meiner Arbeit im Skiservice, man kennt sich. [Es kommen] nicht nur viele Gäste, sondern auch Leute, die von hier sind und... keine Ahnung. Ich glaube nach zehn Jahren, oder nach sieben Jahren ist es normal, dass man sich in einer so kleinen Umgebung kennt. (Juan Rodriguez)

Und dann kommt es drauf an, was für einen Namen du dir machst, und dann wollen dir die Leute helfen oder nicht. So ist es. (Aleksandra Mani)

Zentrales Kriterium für die Akzeptanz ist der »gute Ruf«. Er dient beruflich und privat als Türöffner. Deshalb mögen ihn die Interviewten auch nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, beispielsweise, wenn es darum geht, für einen Arbeitgeber neue Arbeitskräfte zu vermitteln. Ihren »guten Ruf« in der Arbeitswelt haben sie sich meist hart erarbeitet. Dirk Wagner findet im Schams trotz kleinem Arbeitsmarkt immer wieder eine Arbeitsstelle. Auf den Baustellen kommt er mit anderen Handwerkern und Auftraggebern in Kontakt. Man kennt ihn und weiss, wie er arbeitet. José Gonçalves im Engadin ist überzeugt, dass er dank seines »guten Rufs« von der Bank einen Kredit für den Kauf seiner heutigen Firma erhalten hat.

Normalerweise, wenn ein Portugiese auf der Bank einen Kredit beantragt, sagen sie nein. Als ich das Geschäft gekauft hatte, war ich bekannt durch meine bisherige Arbeitsstelle. Ich war schon x-Mal auf der Bank zum Geld bringen, war ab und zu auch auf der Post mit 80'000 Fr. um Rechnungen zu zahlen. Auf der Gemeinde war ich x-Mal Formulare holen. Die Leute kannten mich schon von meiner bisherigen Arbeitsstelle, als ich das Geschäft eröffnete. Sie sagten: »Ah, du hast in diesem Geschäft gearbeitet.« (José Gonçalves)

43 Vgl. 8.3 Abwanderung kompensieren – Leerräume besetzen.

Die Akzeptanz hängt in diesen Fällen mit der Sichtbarkeit am Arbeitsplatz zusammen. Wer bei seiner Arbeit für die Allgemeinheit sichtbar ist, ist auch schneller Teil der Gesellschaft.⁴⁴ Manuel Carvalhos Beispiel zeigt aber, dass die Akzeptanz nicht in jedem Fall an die Sichtbarkeit am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit gebunden ist. Er ist sehr wohl beruflich und privat sichtbar. Die Akzeptanz reduziert sich jedoch auf seine berufliche Funktion und seinen Arbeitsplatz. Auf der Strasse fühlt er sich nicht als Individuum, sondern als einer der vielen Portugiesen wahrgenommen. Positive nationale Pauschalisierungen erfahren Interviewte aus den Grenzregionen Südtirol und Veltlin. Aufgrund ihrer Herkunft werden ihnen bestimmte Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben.

Die Südtiroler haben sie halt schon eh gern im Engadin. Sie haben uns gern, wenn wir reinkommen, sie haben uns gern, wenn sie rausgehen. Also vom Südtirol schwärmen alle. (Rita Pichler)

Unter negativen Vorurteilen leiden zurzeit vor allem Portugiesinnen und Portugiesen im Engadin. Der am häufigsten zitierte Vorwurf betrifft den Bezug von Arbeitslosengeldern. Portugiesinnen und Portugiesen mit Saisonstellen bemühten sich nicht um eine Ganzjahresstelle und bezogen stattdessen über Monate Arbeitslosengelder, so das oft gehörte Vorurteil. Der stellvertretende Leiter des Amts für Industrie, Gewerbe und Arbeit Jörg Guyan relativiert.⁴⁵ Ihm zufolge sind die effektiven Zahlen tiefer, als diese Kritik vermuten lässt, und betreffen auch andere Nationalitäten. Das Engadin als Tourismusregion könne nicht genug Ganzjahresstellen bieten. Die Arbeitslosigkeit in der Zwischensaison liege im System. Früher besetzten Saisoniers, die in der Zwischensaison in ihr Herkunftsland zurückkehrten, die Stellen. Heute könnten die meisten dank B-Bewilligung im Engadin bleiben und Arbeitslosenunterstützung beziehen, was ihnen auch zustehe, da sie schliesslich auch Beiträge leisteten, wenn sie arbeiten.⁴⁶

44 Vgl. Cretton (2012: 170): Je sichtbarer die Arbeit und je mehr Kontakt mit der lokalen Bevölkerung sie zulässt, umso einfacher ist die Integration ins Dorf.

45 Interview vom 5.1.2016.

46 Der Präsident des Hoteliervereins St. Moritz, Christoph Schlatter, bestätigt diese Aussagen (Telefongespräch vom 6.12.2018). Seiner Ansicht nach braucht es ein radikales Umdenken, weg vom Saisonbetrieb hin zum Ganzjahresbetrieb. Würden die Gelder der Arbeitslosenunterstützung dazu verwendet, die Hotelmitarbeitenden ganzjährig anzustellen, könnten sowohl attraktivere Arbeitsbedingungen als auch neue touristische Angebote geschaffen werden und die ganze Region würde profitieren.

Explizite Schilderungen von diskriminierenden Erfahrungen sind in den Interviews selten. Schwierige Situationen werden oft nur angedeutet und in ihrer Tragweite relativiert. Die Interviewten sind sich der Interviewsituation bewusst und wissen um die Problematik der Anonymisierung von Aussagen in der kleinräumigen Region. Nur wenige artikulieren deutliche Kritik, darunter die beiden weggezogenen Frauen. Ihr Wegzug hängt auch mit Vorfällen von Diskriminierung zusammen. Viele meist kleinere Begebenheiten sammelten sich im Laufe der Jahre an und gaben ihnen das Gefühl, fremd und nicht akzeptiert zu sein, obwohl sie sich aus ihrer Sicht um Anpassung bemühten. Fernanda Jörg machte die Erfahrung, trotz Schweizer Diplom im Berufsleben nicht als qualifizierte Fachperson anerkannt zu werden. Sie vermisst in der Schweiz vor allem »Kommunikation auf Augenhöhe«. An ihrem heutigen, urbaneren Wohnort findet sie leichter Menschen, mit denen dies möglich ist. Im Engadin hatte sie den Eindruck, sich in ihrem Anpassungsstreben selbst zu verlieren.

Carla Pinheiro spricht einen Konfliktpunkt in der Tourismusregion an. Sie kritisiert unter anderem die Priorisierung der Interessen der Feriengäste vor jenen der ständigen Wohnbevölkerung.⁴⁷ Aus ästhetischen Gründen durfte sie kein Kinderschutznetz am Bachufer montieren. Die Waschküche im Miethaus stand ihr nur sehr eingeschränkt zur Verfügung. Die Gäste hatten Vorrang. Und schliesslich stiessen sich die Vermieter am Pferdegeruch ihres Mannes, der als Kutscher arbeitete. Solche und weitere Vorkommnisse verliehen ihr das Gefühl, sich ständig anpassen zu müssen und als Person zweiter Klasse behandelt zu werden. Isabel Monteiro berichtet von verschiedenen negativen Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen und pauschalisierten Vorurteilen ihr und ihrer jugendlichen Tochter gegenüber. Sie fühlt sich ungerecht behandelt, schlecht informiert und fordert mehr Respekt und Toleranz für unterschiedliche Lebens- und Verhaltensweisen.

Die Leute hier behandeln uns, wie wenn wir so sein müssten wie sie. Die selbe Linie verfolgen und wenn wir es nicht so machen, wie sie möchten, kritisieren sie uns. Das ist manchmal ein wenig grausam. [...] Wer hier leben will, braucht Zurückhaltung, sehr viel Zurückhaltung. Man muss sich unterordnen und seinen Stolz beiseite lassen. (Isabel Monteiro)

⁴⁷ Hier existiert eine Forschungslücke. Zu den Konflikten, die in touristischen Gemeinden aufgrund unterschiedlicher Bedürfnisse der Wohnbevölkerung und der Gäste entstehen, sind noch kaum Forschungsarbeiten vorhanden.

Oft bleiben Vorurteile schwer fassbar. Die Interviewten scheuen sich davor, ihre Erfahrungen zu artikulieren, da meist nicht nachweisbar ist, dass ihre Erlebnisse auf Vorurteile aufgrund ihrer Herkunft zurückzuführen sind. Die folgenden Beispiele sind Einzelfälle, die illustrieren sollen, welcher Art solche Vorurteile sind. Eine mit einem Schweizer verheiratete Frau berichtet von Stigmatisierungen, von Konkurrenzängsten anderer Frauen und von der impliziten Kritik, nur aus wirtschaftlichen Interessen geheiratet zu haben. Sumalee Buchli leidet darunter, dass in geschäftlichen Fragen ihr Mann als Ansprechperson gilt, obwohl sie das Unternehmen gemeinsam führen.

Unabhängig von Geschlechterfragen polarisiert die Geschäftstätigkeit der Buchlis. Sie führen als Pächter einen Campingplatz, eine Touristenunterkunft und ein Restaurant, alles gemeindeeigene Liegenschaften. Diese Infrastruktur wird fast ausschliesslich von Boulderern aus aller Welt genutzt.⁴⁸ Bereits bei der Übernahme des Campingplatzes waren Sauberkeit und Disziplin das Hauptproblem. Sumalee Buchli und ihr Mann standen von Beginn an zwischen den Forderungen der Gemeinde nach mehr Ordnung und Sauberkeit und ihren Gästen, die für neue Regelungen und Tarife kein Verständnis aufbringen konnten. Durch ihre Geschäftstätigkeit mit einer für die Region ungewöhnlichen Klientel exponiert sich das zugezogene Paar. Sie fühlen sich für das Fehlverhalten der Besucher zur Verantwortung gezogen. Aus ihrer Sicht versuchen sie das Bestmögliche, um die Kletterer zu disziplinieren und durch öffentliche Anlässe die Akzeptanz vor Ort zu erhöhen. In den sozialen Netzwerken bitten sie ihre Besucher regelmässig um mehr Disziplin und Rücksichtnahme. Jedes Jahr veranstalten sie einen Clean-up Day, um das Gebiet zu säubern. Ihr Restaurant wird aber nur noch von wenigen Einwohnerinnen und Einwohnern besucht. Sumalee Buchli meint bedauernd, mit einem Restaurantbesuch würden die Gäste zugleich indirekt Stellung zum Konflikt beziehen, was viele in dieser kleinräumigen Umgebung vermeiden möchten.

Das Paar steht am Schnittpunkt sich überlappender sozialer Räume. Als um die Jahrtausendwende einige begeisterte Kletterer die Felsbrocken im Tal als ausserordentliche Boulder-Felsen entdeckten, gewann der Ort für eine kleine internationale Personengruppe eine touristische Bedeutung. Derselbe Raum ist für die Boulderer ein Tourismusraum, während er für die Wohn-

⁴⁸ Jährlich sollen ca. 15'000 Kletterer das Bouldergebiet besuchen (Zahlen von Mountain Wilderness zu den Jahren 2011/2012 http://mountainwilderness.ch/fileadmin/user_upload/pdf/mensch_fels_falke/Mensch_Fels_Falke_lowres.pdf (23.12.2017).

bevölkerung in erster Linie Alltagsraum ist.⁴⁹ Offensichtlich wird die unterschiedliche Interpretation desselben territorialen Gebiets und die Konstruktion eines neuen Raums in der Namensgebung. Das Klettergebiet im als Paré da Miezgi bekannten linken Talabschnitt zwischen Ausserferrera und Schmelza wird von den Kletterern – und heute auch von der Bevölkerung – »Magic Wood« genannt.⁵⁰ Die touristische Nutzung des Raums bringt Menschen mit Ansprüchen, Erwartungen und Lebensstilen ins Tal, die mit jenem der einheimischen Bevölkerung und deren Bedürfnissen kaum Berührungs punkte haben. Die Erfahrung dieser andersartigen Nutzung des eigenen Lebensraums ist für die alteingesessene Talbevölkerung neu. Während sich die Bevölkerung etablierter Tourismusregionen über die Jahre hinweg an die touristische Nutzung des Raumes gewöhnt, ja ihn sich auch selbst auf diese Weise angeeignet und im Idealfall aktiv mitgestaltet hat, bedarf es hier vorerst einer Annäherung an das neue Phänomen und die Menschen, die diese Neuinterpretation des Raumes als Schauplatz der Trendsportart Boulder mit sich bringt.⁵¹ »Der Umgang mit dem Unterschied gegenüber dem Anderen ist in Orten, in denen Touristen das augenscheinliche Andere sind, ein nahezu immerwährendes Thema« (Wöhler 2011: 26f.). Bestimmte Verhaltensweisen werden abgelehnt – so beispielsweise das in den Augen von Einwohnern chaotische Campieren, Parkieren am Strassenrand und die Vermüllung im Boulder gebiet. Gleichzeitig zonte die Gemeinde bereits 2004 das Gebiet »Magic Wood« in eine Boulderzone um, erschloss das Gebiet, stellte Übernachtungsmöglichkeiten zur Verfügung und zeigte dadurch ihre grundsätzliche Offenheit gegenüber dem Phänomen. Mit Anlässen wie den bereits zitierten jährlich stattfindenden Clean-up Days versuchen Sumalee Buchli und ihr Mann Akzeptanz zu schaffen und die verschiedenen Räume einander näher zu bringen.

49 Vgl. Wöhler et al. (2010) zur sozialen Konstruktion von Tourismusräumen.

50 Vgl. Weichhart (2010: 25).

51 Der Mangel an Forschungsarbeiten zu den Bereisten zeigt sich auch hier. Touristische Räume als andere Räume werden in der Literatur in erster Linie aus der Perspektive der Reisenden und der Tourismusindustrie untersucht, z.B. Wöhler (2011), Egger und Herdin (2010). Scherhag und Menn (2010: 14) erkennen einen Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Bedeutung des Tourismus für den Ort und der Akzeptanz durch die Bevölkerung: Je bedeutender der Tourismus, desto höher auch die Akzeptanz. An Orten, wo die Wertschöpfung aus dem Tourismus gering ist, steht der Gegensatz zwischen Erleben und Spass haben einerseits und Ruhe und Geborgenheit andererseits im Vordergrund.

5.6 Kinder (des-)integrieren

Die Geburt des ersten Kindes stellt zweifellos einen markanten Einschnitt im Leben aller Eltern dar, unabhängig von ihrer Herkunft. Durch die Kinder verändern sich das Sozialnetz, die finanzielle Situation, die Anforderungen an den Arbeitsplatz und die Zukunftspläne. Zugewanderte erleben diesen Einschnitt oft markanter, weil sie nicht über das gleiche soziale Netz vor Ort verfügen wie Einheimische. Die Bekanntschaften vor Ort sind noch neu und fragil und hängen von gemeinsamen Aktivitäten und Interessen ab. Wer daran nicht teilnehmen kann, fällt aus dem Netzwerk heraus.

Als die Kinder kamen, begannen sich die Dinge zu ändern. Da begann ich, mich allein zu fühlen. Ich arbeitete weniger. [...] Unsere Freunde hatten andere Bedürfnisse und Interessen. In Brasilien sind alle sehr zusammen! Ich sah mich dort [im Engadin] am Tag allein mit diesem Kind. [...] Ich hatte damals keine Freundinnen, um das zu teilen. In unserer Gruppe von Freunden hatte damals niemand Kinder. Sie trafen sich noch und reisten miteinander. Aber wir gehörten irgendwie nicht mehr dazu. Das war eine starke Veränderung für mich. (Fernanda Jörg)

Zur sozialen Desintegration kommt die Verunsicherung hinzu. Die migrierten Eltern können bei der Betreuung ihres ersten Kindes nicht auf die Unterstützung eines weitverzweigten Familiennetzwerks zählen, das ihnen mit Rat und Tat beiseite steht. Zudem erweist sich ihr kulturelles Wissen zur Kinderbetreuung und -erziehung als nicht immer kompatibel mit den hiesigen Geprägtheiten, was spätestens bei Schuleintritt zu Irritationen führen kann.⁵² Und schliesslich werden sie sich ihrer sprachlichen Defizite und der damit verbundenen Abhängigkeiten bewusst. Nach der ersten Phase der Desintegration verstärkten deshalb viele Interviewte verschiedene Integrationsbemühungen, die im Zusammenhang mit der Elternschaft stehen. Im Zentrum stehen Spracherwerb, Aufbau eines lokalen sozialen Netzes und Aneignung der Umgebung, insbesondere das Erlernen ortsüblicher Sportarten.

Erst als mein erster Sohn zur Welt kam, dachte ich: »Jetzt kann ich nicht mehr die ganze Zeit mit meiner Schwiegermutter oder meinem Mann gehen. Ich muss unabhängig werden. [...] Weil er früh morgens zur Arbeit ging und erst

52 Vgl. Ausführungen auf den folgenden Seiten.

um zehn Uhr abends nach Hause kam. Wenn ich zum Arzt musste mit meinem Sohn oder dies und das, musste ich allein gehen. Deshalb begann ich mit meinem Deutsch. Und mein Deutsch war halb Italienisch halb Deutsch. Die meisten Sachen übersetzte ich vom Italienischen. (Gloria Ferreira)

Mit der Geburt des ersten Kindes werden sich die Eltern ihrer Verantwortung bewusst. Sie verspüren die Notwendigkeit, selbstständig und unabhängig von der Hilfe anderer zu werden, um diese Verantwortung wahrnehmen zu können. Mit zunehmendem Alter der Kinder wachsen die Anforderungen an die Sprachkenntnisse und die Kenntnisse der örtlichen Gegebenheiten. Die Eltern wollen ihre Kinder beim Lernen unterstützen können, sie wollen mit den Lehrpersonen sprechen und das Schulsystem verstehen können. Gera-de Eltern mit hohen Bildungsaspirationen für ihre Kinder legen Wert darauf. In der Praxis fällt der Spracherwerb aber schwer. Viele Interviewte lernten unstrukturiert im Alltag und bei der Arbeit Deutsch.⁵³ Die mit Erwerbstätig-keit und Kinderbetreuung mehrfach belasteten Eltern finden kaum Zeit zum Besuch eines Sprachkurses. Der Spracherwerb geschieht eher über die neuen Kontakte, die durch die Kinder entstehen. Auf dem Spielplatz oder später über die Klassenkameraden lernen die Eltern neue Leute kennen. Die Kinder sind im Quartier oder Dorf verankert und führen so im Idealfall auch die Eltern zusammen. Von den Eltern erfordert der Aufbau eines neuen Netzwerks dennoch einiges an Eigeninitiative.

Man geht dann auf den Spielplatz. Aber um sich zu integrieren, muss man den ersten Schritt machen. Man muss versuchen, mit dieser oder jener Frau zu sprechen. Ich habe gemerkt, wenn nicht ich auf die Leute zugehe, die Leute kommen nicht alle auf mich zu. Das ist wie Leute, die einen Hund haben, die lernen sich auch so kennen. Das ist halt so. Es ist eine Gemeinschafts-sache, die man hat, die einen verbindet. [...] Es verliert sich dann aber auch wieder. Mit der Zeit wollte ich mehr, nicht nur über Windeln und Zähne spre-chen. (Rita Pichler)

Die Kinder animieren auch zum Erlernen ortsüblicher Sportarten, insbeson-dere im Engadin, wo Wintersport eine dominante Rolle in der Freizeitgestal-tung spielt. Die inneren Widerstände sind zuweilen gross. Die Motivation liegt im Wunsch nach gemeinsamer Freizeit mit der Familie, aber auch in

53 Vgl. 3.4 Mehrsprachigkeit als Chance und Herausforderung.

der Hoffnung, dass die Kinder durch das Pflegen ortsüblicher Hobbys in ihrer Altersgruppe sozial gut integriert sind.

Mein Mann hat mit Skifahren angefangen, als unser Sohn drei war. Ich sagte: »Ich fange jetzt wieder an mit Skifahren und wenn du möchtest, dass wir als Familie etwas unternehmen, musst du dir das überlegen. Ich gehe mit meinem Sohn skifahren, weil er das hier lernen muss.« Mein Mann fand, das passe ihm nicht so gut, dass wir zwei zusammen gehen ohne ihn. Dann sind wir ins Sportgeschäft Schuhe probieren. Das vergesse ich nie mehr! (Lachen) Er in diesen Schuhen drin. Katastrophe! Und er wurde hässig und fluchte und sagte: »Das mach ich nie in meinem Leben! Schau das doch mal an! Da kann ich nicht mal laufen und dann noch fahren!« Dann sagte ich: »Gut, ich geh nach Hause, überleg dir selber, was du willst.« Er ist dann doch mit Sack und Pack gekommen. Und eine Freundin von mir, die früher Skilehrerin war, hat es ihm gezeigt. [...] Und dann dauerte es nicht lang und er fuhr überall rum. Das war das Skifahren. Wir sind dann immer zusammen Skifahren gegangen. Er konnte anfangs noch nicht so gut, ist aber überall mit. Nachher hat unser Sohn in der Schule mit Langlaufen angefangen und dann sagte ich: »Ich möchte das auch lernen.« Er sagte, das lerne er nicht. Das sei langweilig, immer nur hin und her. Ich sagte: »Weisst du, eigentlich wäre es schon cool. Dann könntest du mit unserem Sohn Langlaufen.« Und er hat ja hier x Leute, auch Schweizer, mit all denen redet er. Einer vom Langlaufcenter gab ihm ein Paar alte Langlaufskis und dann begann er mit Langlaufen. Mittlerweile läuft er viel besser als ich, weil er immer konsequent ist. Und Skifahren tut er auch super gut jetzt. Ja, das ist jetzt die Freizeit in der Familie. (Rita Pichler)

Dem integrativen Potenzial der Kinder wird bisher in der Forschung noch wenig Beachtung geschenkt.⁵⁴ Kinder üben wesentlichen Einfluss auf die Zukunftspläne der Eltern aus und beeinflussen damit auch deren Interesse und Bemühungen, sich am aktuellen Wohnort dauerhaft einzurichten, Beziehungen aufzubauen und am sozialen und wirtschaftlichen Leben teilzunehmen. Kinder motivieren zum Erlernen der Ortssprache. Eltern fühlen sich vermehrt verpflichtet, die Sprache zu lernen, um ihren Kindern

⁵⁴ Cretton (2012: 182ff.) verweist auf das integrative Potenzial von Kindern im Wallis. Ladner und Bühlmann (2007: 89) weisen im Zusammenhang mit ihrer Untersuchung zur Qualität der Demokratie in den Gemeinden darauf hin, dass Elternschaft »zu starker nachbarschaftlicher, informeller und kommunaler Einbindung [führt].«

helfen zu können, denn die Schulbildung der Kinder und deren erfolgreicher beruflicher Werdegang ist ihnen sehr wichtig. Oft wird die berufliche Zukunft der Kinder zum wesentlichen Teil des familiären Migrationsprojekts. Kinder motivieren aber auch zur Anpassung der Freizeitaktivitäten an ortsübliche Gepflogenheiten und sind oft Brückenbauer im Aufbau von Kontakten zur Wohnbevölkerung. Kinder leisten also im besten Fall so genannte Integrationsarbeit. Im Fall der portugiesischen Bevölkerung im Oberengadin lässt sich diese Funktion nur eingeschränkt konstatieren. Sie ist so gross, gut strukturiert und bietet Unterstützung in den verschiedensten Lebensbereichen, dass eine individuelle Auseinandersetzung mit den lokalen Gegebenheiten nicht zwingend ist. Das eigene Netzwerk deckt die wichtigsten Bedürfnisse an Austausch und Information ab. Sowohl Schulleitungen als auch portugiesische Interviewte stellen aber einen allmählichen Wandel fest. Portugiesische Eltern würden sich vermehrt für schulische Fragen und den Spracherwerb interessieren.

Trotz der integrativen Wirkung von Kindern entsteht durch die Elternschaft neues Konfliktpotenzial. Es ergeben sich neben der Arbeit weitere Be rührungspunkte mit der Gesellschaft und damit auch mögliche Reibungsflächen, insbesondere in der Schule. Deutlich wird das an den Interviewaussagen im Engadin. Die Annäherung der Schweiz an die Europäische Union und die damit verbundenen bilateralen Verträge veränderten hier die Ausgangslage für Zugewanderte mit Familie grundlegend. Bis 2002 arbeiteten viele ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mit Saisonarbeitsverträgen im Tourismus und auf dem Bau. In der Zwischensaison kehrten sie in ihr Herkunftsland zurück, wo ihre Familie lebte. Das Migrationsprojekt hatte eine kurzzeitige Perspektive. Mit der Abschaffung des Saisonierstatuts⁵⁵ und der Einführung des Freizügigkeitsabkommens mit der EU konnten auch ihre Kinder in die Schweiz einreisen. Endlich wurde ein gemeinsames Familienleben am selben Ort möglich. Im Oberengadin trifft dies vor allem auf die portugiesische Bevölkerung zu.⁵⁶ Aufgrund der statistischen Daten des Staatssekretariats für Migration (SEM) kann nicht mit Sicherheit gesagt

55 Das 1931 geschaffene Saisonierstatut regelte ab 1934 die Vergabe von Kurzaufenthaltsbewilligungen an ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz. Es wurde 2002 aufgehoben. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025738/2012-10-04/>; <https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-22569.html> (21.7.2020).

56 Einen guten Überblick zur portugiesischen Bevölkerung in der Schweiz gibt die Publikation Fibbi et al. (2010).

werden, dass die Bevölkerungszunahme nach 2002 auf den Nachzug von Kindern zurückzuführen ist. Die Nachfrage bei verschiedenen Schulen im Oberengadin zeigt jedoch, dass dies der Fall war. An den Schulen konnte ein markanter Anstieg an portugiesischen Kindern festgestellt werden. So wuchs deren Anteil an der Schule in St. Moritz von 6 % im Schuljahr 2000/2001 auf 44 % im Schuljahr 2016/2017.⁵⁷ Aus dieser neuen Möglichkeit des Familien nachzugs ergeben sich neue Herausforderungen, aber auch Chancen für die Gemeinden und die Familien. Für kleine Gemeinden bedeutet das Bevölkerungswachstum durch den Familiennachzug eine Absicherung der Dorfschule.⁵⁸ Dies kommt der ganzen Bevölkerung zugute und erhält die Attraktivität der Gemeinde. Gleichzeitig erfordert die Zuwanderung von institutioneller Seite den Ausbau sprachlicher und integrativer Fördermassnahmen sowie die Sensibilisierung der Angestellten. Die Elterninformation muss an die Bedürfnisse der zugewanderten Eltern angepasst werden. Diese sehen sich mit im Vergleich zum Herkunftsland ungleich höheren Lebenshaltungskosten konfrontiert. Den tiefen Löhnen im Tourismus- und Baugewerbe stehen im Oberengadin hohe Lebenshaltungskosten gegenüber.⁵⁹ Die Eltern sehen sich gezwungen, Vollzeit zu arbeiten. Vor allem portugiesische Eltern werden deshalb kritisiert. Sie können ihre Kinder nicht im nötigen und gewünschten Umfang betreuen und bei den Hausaufgaben unterstützen. Die Kinder sind oft sich selbst überlassen. Zur Zeit der Interviews (2015/2016) gab es nur in St. Moritz, Samedan und Zuoz Kindertagesstätten mit langen Wartelisten für Interessenten. Die unregelmässigen Arbeitszeiten vieler Eltern, oft auch abends und am Wochenende, sind mit den Öffnungszeiten der Kinderkrippen nicht kompatibel.⁶⁰ Gerade portugiesische Familien sind deshalb gut organisiert und übernehmen wechselseitig die Kinderbetreuung oder lassen

57 An dieser Stelle sei den Schulleitungen von Pontresina, St. Moritz und Sils für ihre Auskünfte gedankt.

58 Z.B. Sils: 2017 stammen 45 % der 37 Schulkinder aus Portugal.

59 Vgl. 3.2 Pseudo-urbanes Leben in der Tourismusregion.

60 Die Stiftung KiBe Kinderbetreuung Oberengadin hat die Zahl der Betreuungsplätze unterdessen erhöht. So können ihren Aussagen zufolge in der Region Oberengadin innerhalb kurzer Zeit Betreuungsplätze in Krippen oder bei Tagesfamilien angeboten werden. 2019 wurde eine weitere Krippe in Pontresina eröffnet. Bei der Betreuung in den Randzeiten appelliert die KiBe an die Eigenverantwortung der Eltern, sich die Betreuungsarbeit aufzuteilen und notfalls das Gespräch mit den Arbeitgebern zu suchen. Eine Anpassung der Öffnungszeiten an die Arbeitszeiten der Hotellerie würde eine Versteuerung des Angebots für alle bedeuten. (Telefongespräch mit der Geschäftsleiterin der Stiftung KiBE Alice Bisaz, 12.12.2018). Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben.

ihr Kind durch eine portugiesische Tagesmutter vollumfänglich betreuen. Oft kümmert sich dabei eine Person auf engem Raum um zahlreiche Kinder. Dafür werden die Eltern kritisiert. Es heisst, sie wollten ihre Kinder isolieren, unternähmen zu wenig für deren Integration und förderten sie nicht adäquat.

Alle portugiesischen Mütter müssen arbeiten. Man kann hier nicht leben, die Wohnung zahlen, ... jetzt sind es drei oder vier Frauen, die Tagesmutter machen. Alle helfen sich. Es muss so sein. Sonst geht es nicht. (Fátima da Silva)

Spätestens mit dem Schuleintritt zeigen sich unterschiedliche Erziehungsstile und Erwartungen an die Kompetenzen der Kinder, die zuweilen aufeinanderprallen. Die Erzählungen lassen darauf schliessen, dass die Kommunikation zwischen Eltern und Lehrpersonen in heiklen Situationen oft nicht funktioniert. Unverständnis auf beiden Seiten führt zu Konflikten. Die Eltern sehen sich mit ungerechtfertigten Forderungen und Kritik konfrontiert und fühlen sich zugleich zu wenig ernst genommen, wenn es darum geht, Streitereien unter den Kindern zu schlichten und eventuelle diskriminierende Vorkommnisse zu klären. Portugiesische Interviewte im Oberengadin – aber auch Schulleitungen – sprechen verschiedentlich Kommunikations- und Verständigungsprobleme zwischen portugiesischen Eltern und Schule an. Die Aufgabenverteilung zwischen Elternhaus und Schule scheint unklar und die Haltung der Eltern zuweilen widersprüchlich. Auf der einen Seite werde die Verantwortung für die Bildung der Schule übertragen, auf der anderen Seite würden spezielle Fördermassnahmen als persönliche Beleidigung empfunden, meint eine Interviewte, die in den Schulen als Übersetzerin tätig war. In den Gesprächen zeigt sich, dass das Verständnis des schweizerischen Bildungssystems mitunter ungenügend ist. Um dieses zu begreifen, braucht es mehr als eine sprachliche Übersetzung. Mit dem Schul- und Bildungswesen sind Werte verbunden, die es zu verstehen gilt. Insbesondere die Funktionsweise und die Qualitäten der dualen Berufsbildung scheinen schwierig vermittelbar. Es ist für manche Eltern nicht nachvollziehbar, weshalb eine Jugendliche nach neun Jahren die Schule verlassen und zu einem tiefen Lehrlingslohn arbeiten soll, während in Portugal alle Kinder zwölf Jahre zur Schule »dürfen«. Einzelne Eltern vermuten, dass Berufsberatung und Schule ihre Kinder stigmatisieren, aufgrund ihrer Herkunft eine eingeschränkte Auswahl an Berufen vorschlagen und ihnen den Zugang zum Gymnasium verweigern wollen. Es gilt also neben der Informationsvermittlung insbesondere auch in den gegenseitigen Vertrauensaufbau zu investieren.

Hier helfen sie auch nicht viel. Denn als meine Tochter das erste Mal zur Berufsberatung ging – ich ging mit, um eine Idee zu erhalten, um zu erfahren, was es für Möglichkeiten gibt – war etwas vom Ersten, was sie mir sagten: »Die Portugiesen meinen, hier sei eine Arbeitsvermittlung.« [...] Ich möchte keine Arbeitsvermittlung. Ich möchte, dass sie meiner Tochter das System erklären, weil sie es nicht kennt. Es ist schwierig, weil es nichts mit dem Schulsystem von Portugal zu tun hat. So viel ich auch möchte und versuche zu verstehen, gibt es viele Dinge, die ich nicht verstehe. (Isabel Monteiro)

Im Avers und Schams bieten das Schul- und Bildungswesen bei den Interviewten keinen Anlass zur Diskussion. Stattdessen berichten einzelne Eltern von diskriminierenden Vorkommnissen in der Schule. Ihre Kinder seien von Mitschülern aufgrund ihrer Herkunft schikaniert worden. Die Eltern versuchten in diesen Momenten die Situation nicht hochzuspielen und ermunterten ihre Kinder zur Stärke. Von institutioneller Seite – das heisst von der Schule – werde aber wenig unternommen, um solche Vorfälle zu vermeiden. Vorurteile und damit verbundene Angriffe würden als normale Streitereien unter Kindern abgetan, fremdenfeindliche Einstellungen der Eltern als unverrückbare Tatsache hingestellt.

Die Notwendigkeit, sich wegen der Kinder intensiver vor Ort zu involvieren, wirkt mehrheitlich integrativ, birgt aber auch Konflikte. Kulturelle Differenzen und Missverständnisse werden stärker sichtbar und können nicht ignoriert werden. Sosehr die Kinder einen Schlüssel zur sozialen Integration der ganzen Familie darstellen können, können Erfahrungen von Ablehnung und Diskriminierung zur Distanzierung oder gar Remigration führen, wie das Beispiel von Carla Pinheiro zeigt.⁶¹

5.7 Zukunftsaußichten

In den vorangehenden Kapiteln konnte gezeigt werden, dass bei der Verbundenheit der Interviewten zu ihrem heutigen Wohnort in Graubünden tendenziell regionale Unterschiede zu erkennen sind. Während die Tourismuswirtschaft im Oberengadin eine verstärkte Mehrfachzugehörigkeit und transnationale Lebensweisen fördert, ruft die kleinräumige Umgebung im Avers und

61 Vgl. 9.1 Fremd bleiben.

Schams eine engere Ortsbindung hervor.⁶² Dies findet auch Ausdruck in der Zukunftsperspektive.

In der touristischen Region Oberengadin fühlen sich nur wenige so tief verwurzelt, dass sie mit Bestimmtheit sagen, sie möchten hier auch alt werden. Es sind dies ausschliesslich Personen, die Kinder haben und schon viele Jahre im Tal leben. Für die meisten sind in der Zukunft verschiedene Optionen denkbar, denn durch die Migration verfügen alle über mehrere Bezugspunkte.⁶³ Ein hohes Mass an Flexibilität und Mobilität ist erkennbar, zum Beispiel auch die Bereitschaft, zwischen verschiedenen Bezugspunkten zu pendeln, sich also nicht zwischen Hier und Dort, sondern für ein Leben im Sowohl-als-auch zu entscheiden. Dies mag auch daran liegen, dass die Hälfte der Interviewten in einer bi-nationalen Partnerschaft lebt, die meisten mit einer Partnerin oder einem Partner, die oder der ebenfalls aus dem Ausland in die Schweiz zugewandert ist. Sie sind also als Paar in mehreren Kontexten vertreten, die bei der Wahl des zukünftigen Lebensmittelpunktes eine Rolle spielen. Das Leben im transnationalen Raum ist für sie Normalität, und das Pendeln dient hier als Strategie, wie die Bedürfnisse beider Partner befriedigt werden können. Manche können als Kosmopoliten mit lokal-globalen Verflechtungen bezeichnet werden. Sie fühlen sich im Engadin zuhause, können sich aber auch gut andere Lebensmittelpunkte vorstellen. So wählt das junge portugiesische Paar für ihr Kind einen typischen Engadiner Vornamen und der Vater sagt: »Hier können sie mich begraben.« Gleichzeitig fühlt sich das Paar einer jungen, global ausgerichteten Generation zugehörig. Auch andere Wohnorte sind vorstellbar, jedoch »nördlich« geprägte, wie sie sagen. Sie suchen explizit den Kontrast zu ihrer Herkunftsgesellschaft.

Die hohen Lebenshaltungskosten – gerade auch für Personen mit tiefen Löhnen und somit tieferer Rente –, das ungünstige Klima für ältere Menschen oder der Wegzug von Freunden lassen das Oberengadin als Alterswohnsitz unattraktiv erscheinen. Zudem besitzen nur wenige Interviewte in der Region Grundeigentum, jedoch viele in ihrem Herkunftsland oder andernorts.⁶⁴ Es

⁶² Vgl. 5.2 Vom anfänglichen Befremden zu multiplen Zugehörigkeiten sowie 5.3 Funktionale Orte und Sehnsuchtsorte.

⁶³ Vgl. 7.1 Multilokales Leben.

⁶⁴ Die Interviews im Engadin fanden 2015 und 2016 statt. Seit 2017 ist im Engadin eine verstärkte Rückwanderung von Portugiesinnen und Portugiesen zu verzeichnen (vgl. Hofmann SO 6.1.2018). Als Motive geben sie die Konjunktur der portugiesischen Wirtschaft an, hohe Lebenshaltungskosten insbesondere für Familien mit mehreren Kindern, aber auch die neue Steuerpraxis. Seit 1.1.2018 werden im Zuge des automati-

ist zu vermuten, dass das stark von Mobilität und Unverbindlichkeit geprägte touristische Umfeld und die fehlende bindende Wirkung von Grundeigentum⁶⁵ die Mobilität der Migrantinnen und Migranten fördert.

Demgegenüber gibt es im Avers und Schams nur einzelne, die zum heutigen Zeitpunkt einen Wegzug in Betracht ziehen. Es sind dies jüngere Interviewte mit offenen Zukunftsplänen, die engere Kontakte in der Region vermissen. Generell fühlen sich die Interviewten hier jedoch stärker der Gemeinschaft zugehörig und mit der Region verbunden, trotz der eher oberflächlichen Kontakte zur Bevölkerung. Die Immobilienpreise in der Region ermöglichen auch mit tieferen Einkommen eine befriedigende Wohnsituation. Einige leben bereits im eigenen Haus, andere planen den Erwerb von Wohneigentum am Ort oder sind mit ihrer aktuellen Wohnsituation zufrieden. Der Grundbesitz hat auch hier bindende Wirkung. Wer bereits ein Haus hat oder eins kaufen möchte, plant seine Zukunft am Ort.⁶⁶ Und schliesslich bietet die Kontinuität und Sesshaftigkeit ausstrahlende Umgebung eine hohe Lebensqualität. Die Ambiance entspricht dem Bild des ruhigen, beschaulichen Ruhestandes in einer landschaftlich reizvollen Umgebung. Damit kommt das Leben im Avers und Schams Enzensbergers Luxusbegriff der Zukunft sehr nahe. Dazu

schen Informationsaustausches (AIA) Bankdaten zwischen der Schweiz und den EU-Ländern ausgetauscht. Dadurch ist Immobilienbesitz im Ausland relativ leicht feststellbar. Dieser muss in der Schweiz deklariert werden. Viele taten dies bisher nicht, oft aus Unwissen. Jetzt fürchten sie hohe Nachzahlungen. Gemäss der Zeitung Gazeta Lusófona, einem Informationsblatt für die portugiesische Bevölkerung in der Schweiz, bereiten viele Portugiesinnen und Portugiesen ihre vorzeitige Rückkehr nach Portugal vor, um der Deklaration ihres Vermögens zu entgehen (<https://www.gazetalusofona.ch/portugueses-comecam-a-regressar-em-massa-a-portugal> (29.5.2017)).

- 65 Der US-amerikanische Soziologe Stedman kommt in einer vergleichenden Untersuchung zur Ortsbindung von Einheimischen und Zweitheimischen im Norden von Wisconsin zum Schluss, dass Grundeigentum vor Partizipation die engsten Bindungen zum Ort erzeugt, unabhängig davon, ob die Menschen ganzjährig am Ort leben oder nicht (2006: 197).
- 66 Gemäss Ladner und Bühlmann (2007: 68) hängt Wohneigentum mit den Zukunftsperspektiven zusammen und hat auch Auswirkungen auf die Partizipation in der Gemeinde: »Personen, die in der Gemeinde ein Haus oder eine Eigentumswohnung besitzen, sind eher daran interessiert, wie sich die Gemeinde respektive ihre Nachbarschaft entwickelt, hat doch die Umgebung einen Einfluss auf den Wert ihres Wohneigentums und die Lebensqualität. Kommt dazu, dass in der Schweiz Wohneigentum von denen, die es sich leisten können, nur dann erstanden wird, wenn man gedenkt, sich für längere Zeit niederzulassen.«

gehören neben Zeit und Aufmerksamkeit die von Interviewten angeführten Faktoren Raum, Ruhe, saubere Umwelt und Sicherheit (Enzensberger 1997).

Ich habe hier schon das Paradies getroffen. Vielleicht braucht es das auch, dass man von aussen kommt, um das wahrzunehmen. (Axel Schneider)

Die Zukunftsperspektiven hängen mit der emotionalen und materiellen Verbundenheit zum Ort zusammen. Diese kommt im ländlich geprägten kleinräumigen Avers und Schams leichter zustande als in der unverbindlichen, hochpreisigen Tourismusregion. Wo der Erwerb von Grundbesitz ein Privileg von wenigen ist, viele Menschen nur temporär anwesend sind und persönliche Kontakte oberflächlich bleiben, kommt nur schwer ein Gefühl von Beheimatung auf. Gleichzeitig fördert dieses Umfeld transnationale Verbundenheiten mit dementsprechend erweiterten Handlungsspielräumen und multilokalen Lebensweisen.⁶⁷ Wer sich hingegen in einem Dorf willkommen fühlt, sein Potenzial in die Gemeinschaft einbringen und sich vielleicht sogar Wohneigentum leisten kann, der schlägt Wurzeln und identifiziert sich mit dem Ort.

67 Vgl. 7 Transnational multilokale Lebenswelten.

6. Peripherie im Zentrum Europas

Peripherie ist in erster Linie ein Raumbegriff und definiert als Rand eines Zentrums. »Eine Region ist Peripherie zu einer bestimmten zentralen Region, von der sie in einem bestimmten Maße abgelegen ist« (Nitz 1997: 19). Gleichzeitig liegt die Peripherie immer auch an der Grenze zu einer anderen Peripherie, die sich ihrerseits zu einem Zentrum ausrichtet. »Das wichtigste Attribut einer Grenze ist die Tatsache, dass sich an der Grenze zwei verschiedene Peripherien berühren. Die geographisch benachbarten Bewohner eines Landstriches beiderseits einer Grenze leben in Wirklichkeit in den Anziehungsbereichen zweier verschiedener Zentren« (Sokol 2009: 56). Peripherie ist also eine Frage der Perspektive, ein relatives und zugleich relationales Konzept, in Abhängigkeit eines zu bestimmenden Zentrums.¹ Neben der räumlichen Bedeutung schwingen im Begriff aber oft auch implizit oder explizit negative Assoziationen von »rückständig« oder »zweitrangig« mit.² Das Bundesamt für Raumentwicklung ARE zählt das Avers und Schams zum peripheren ländlichen Raum.³ Im nationalen Kontext betrachtet liegen bei den Untersuchungsregionen in der Peripherie an der Grenze zu Italien. Das

1 Vgl. Schilling (2000) und Assmann (2009).

2 Vgl. Nitz (1997), Steinführer et al. (2016), Magris (2019).

3 »Peripherie ländliche Gemeinden weisen längere Fahrzeiten zum nächsten Agglomerations- oder Städtezentrum auf. Zum peripheren ländlichen Raum zählen die peripheren Zentren (mit 5'000-10'000 Einwohner), periphere Kleinzentren (mit 2'000-5'000 Einwohner) sowie periphere Gemeinden mit 500 bis 2'000 Einwohnern und die bevölkerungsarmen peripheren Gebiete (unter 500 Einwohner pro Gemeinde)« (Bundesamt für Raumentwicklung ARE 2012: 8). Andere gilt als periphere Gemeinde. Alle anderen Gemeinden in der Untersuchungsregion werden der Kategorie »bevölkerungsarme periphere Gebiete« zugeordnet.

Empfinden der Interviewten unterscheidet sich jedoch von diesen raumplanerischen Definitionen.⁴

Die Lage gefällt mir, wo wir wohnen. Ich liebe Italien. Ich gehe immer gern nach Italien. Nach Milano sind das zweieinhalb Stunden. Milano ist eine Superstadt. Oder nach Zürich sind es zwei Stunden. (Aleksandra Mani)

Die gelebte Realität der Interviewten im Avers und Schams verdeutlicht die Wandelbarkeit der Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie.⁵ Die nationale Peripherie liegt im Zentrum Europas. Die Lebenspraxen der Interviewten ignorieren geografische Konzepte weitgehend. Die Grenzen zwischen ländlich und urban sind fliessend.⁶ Die Interviewten sind mobil und ihr Leben spielt sich über Regions-, Kantons- und Landesgrenzen hinweg ab. Ihre Aktionsradien und individuellen sozialen Räume entsprechen nicht territorial definierten Räumen⁷ und ihr Entscheid zum Leben auf dem Land bedeutet nicht zwangsläufig die Übernahme eines Lebensstils, der sich an althergebrachten Narrativen von Ländlichkeit wie Beständigkeit und Behäbigkeit orientiert. Die Schilderungen der Lebenspraxen machen deutlich, dass sich in diesem ländlich-peripheren Kontext Beständigkeit und Mobilität nicht ausschliessen, sondern ergänzen. Für die Betroffenen bedeutet dies ein Leben im »Sowohl-als-auch«.⁸ Sie geniessen die Vorteile des Lebens auf dem Land und bewegen sich gleichzeitig auf der Nord-Süd-Transitachse, um weitere Bedürfnisse zu stillen. Wichtiger als die geografische Lage innerhalb der Staatsgrenzen ist für ihr individuelles Raumempfinden die Erreichbarkeit von zentraler Infrastruktur. Diese hängt nicht nur von der Distanz und der Erschliessung durch den öffentlichen Verkehr ab, sondern auch von klimatischen Bedingungen so-

4 Vgl. Carmenisch und Debarbieux (2011: 2), die auf die zuweilen unterschiedliche Raumwahrnehmung und -definition von Zugewanderten und Fachleuten hinweisen und deshalb für einen akteurszentrierten Ansatz plädieren.

5 »Offensichtlich ist die Beziehung zwischen Zentrum und Rand vorläufig, provisorisch und verändert sich je nach Veränderung des gewählten Abstands: Ein Element der Menge, das anfangs im Zentrum lag, also ein Element, in dessen Nähe sich unzählige andere, derselben Menge zugehörige Punkte befinden, kann sich durch einen Wechsel der Metrik plötzlich an den Rand gedrängt finden; umgekehrt kann ein zuvor am Rand einer Menge befindlicher Punkt infolge einer algebraischen Veränderung plötzlich das Zentrum besetzen« (Magris 2019: 13f.).

6 Vgl. Mc Areavey (2018: 339f.).

7 Vgl. 2.3. Konzepte und Begriffe – Der Raum als sozial konstruierte Lebenswelt.

8 Vgl. den »rural mobilities«-Ansatz von Milbourne und Kitchen (2014).

wie den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln und dem Zeitbudget.⁹ Persönliche Kontakte lassen sich an attraktiven und zentral gelegenen Orten leichter aufrechterhalten als an schwer erreichbaren. Die topographische Lage des Engadins, das von Alpenpässen umgeben ist, beeinträchtigt insbesondere im Winter die Mobilität. Kombiniert mit einer meist sehr hohen Arbeitsbelastung in der Wintersaison verringert dies den persönlichen Aktionsradius. Es ergibt sich die paradoxe Situation, dass sich Interviewte aus der ländlich geprägten, als peripher bezeichneten Region Avers und Schams im Zugang zu Infrastruktur und Warenangebot nicht oder kaum eingeschränkt fühlen, jene im urban geprägten Oberengadin hingegen schon.

6.1 Peripherie kompensieren

Die grosse Mehrheit der Interviewten ist auf dem Land oder in einer Kleinstadt aufgewachsen. Sie ist sich das Dorfleben gewöhnt und zieht Ruhe und Sicherheit dem Leben in einer grossen Stadt vor.¹⁰ Ihre Freizeit verbringt sie gern zuhause und in der nahen Natur. Dennoch endet ihr Aktionsradius nicht an den Gemeindegrenzen. Leben auf dem Land heisst nicht Verzicht auf städtische Angebote und Infrastrukturen wie Einkaufsmöglichkeiten, Kulturveranstaltungen, Bildungseinrichtungen oder Spitäler. Die Interviewten aus dem Avers und Schams verkehren regelmässig in grösseren Zentren, wo sie ihre Bedürfnisse nach Kultur, Bildung und Konsum stillen. Tägliche oder zumindest wöchentliche Fahrten in den nächsten Zentrumsort oder in die 40 Kilometer entfernte Kantonshauptstadt Chur sind für sie selbstverständlich. Die Distanz zwischen ihrem Wohnort und den urbanen Zentren ist leicht überwindbar. Sie empfinden die Anfahrtswege und die damit verbundenen

⁹ Vgl. Tischler (2016: 17ff.). Mit den temporären Grenzschiessungen zur Eindämmung der Covid-19-Pandemie im Frühling 2020 rückte die Bedeutung von herrschenden Grenzregimes für die individuelle Bewegungsfreiheit wieder stärker ins Bewusstsein der Bevölkerung.

¹⁰ Bei der Auswahl der Interviewten war mir deren Herkunftsstadt nicht bekannt. Es sind aber nur 4 von 29 Interviewten in einer grossen Stadt aufgewachsen, eine davon lebt heute nicht mehr in Graubünden. Dirk Wagner berichtet von einem Berliner, der es nicht lange im Schams ausgehalten habe. Ihm habe die Grossstadt gefehlt. Es ist durchaus möglich, dass sich mehrheitlich Menschen für die längerfristige Niederlassung in einer ländlichen Region entschliessen, denen dieser Kontext vertraut ist.

Kosten nicht als Hindernis, sondern haben diese wie selbstverständlich in ihren Alltag integriert. Negative Äusserungen zur notwendigen Mobilität fehlen denn auch vollständig. Das eigene Auto, aber auch die öffentlichen Verkehrsverbindungen ermöglichen diese Mobilität.¹¹ Somit steht auch der regelmässigen Nutzung des städtischen Bildungsangebots nichts entgegen, ein wichtiger Faktor, um sich im neuen Land zu etablieren. Interviewte aus dem Avers und Schams besuchen nach der Arbeit Deutschkurse oder bilden sich beruflich weiter, um einen schweizerischen Bildungsabschluss zu erlangen. Damit verbessern sie ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt und die Möglichkeit, ihre finanzielle Situation zu verbessern. Für die Fahrten aus dem Tal hinaus gibt es aber auch weitere Motive.

Angekettet hier, dann geht es nicht. Ich muss zum Beispiel einmal pro Woche nach Thusis. Ich muss nicht unbedingt nach Chur. Nach Chur gehe ich zum Arzt oder wenn ich etwas zum Anziehen brauche. Aber nur schon nach Thusis gehen reicht mir. Andere Leute sehen, eine andere Luft. Das muss ich machen. Denn sonst, die ganze Zeit immer hier, das ist hart. Das wird hart.
(Gloria Ferreira)

Deshalb setzen sich Gloria Ferreira und auch andere Interviewte nach dem Einkauf im Zentrumsort Thusis ins Café, gönnen sich eine Pause fernab von zuhause und geniessen das im Vergleich zum Wohnort geschäftige Treiben um sie herum. Die Motivation für die Einkäufe ausserhalb der Region liegt also nicht nur im breiteren und günstigeren Produktesortiment, sondern auch im Bedürfnis nach Abwechslung. In der Freizeit unternehmen viele Interviewte Tagesausflüge über die Regionsgrenzen hinaus. Dank der Wohnlage an der Nord-Süd-Transitroute erreichen sie in zwei bis zweieinhalb Stunden Zürich oder Mailand. Ihnen steht somit ein breiteres Angebotsspektrum offen als jemandem, der im Schweizer Mittelland lebt und sich in derselben Zeit zwischen den ähnlich ausgestatteten Städten nördlich der Alpen bewegt. So gesehen leben sie nicht an der Peripherie, sondern im Zentrum zwischen Norden und Süden. Diese Lage ermöglicht es den Migrantinnen und Migranten zu kompensieren, was ihnen vor Ort fehlt. Viele schätzen die Nähe zu Italien und zum italienischsprachigen Tessin, das andere Klima, die Mentalität und das Essen.

¹¹ Alle Interviewten und/oder ihre Angehörigen sind berufstätig und somit finanziell in der Lage, die mit der Mobilität einhergehenden Kosten zu tragen.

Ich liebe Locarno. Der Lago Maggiore vermittelt einem Frieden. Uns fehlt das Meer sehr. Und wenn wir in der Nähe des Sees sind, ist es fast wie in Portugal. Wir fühlen uns näher. Ich weiss nicht warum, aber ich fühle das. [...] Und die Leute... Ticino ist schon Italien. Es scheint, dass sie schon ähnlicher sind wie die Portugiesen, die Kultur... (Maria da Silva)

Im Oberengadin sind der Aktionsradius und der Handlungsspielraum während der Saison stark eingeschränkt.¹² Die Arbeitsbelastung ist generell hoch. Für Freizeit und Weiterbildung bleibt wenig Zeit. Zudem ist der Zugang zu Bildungsangeboten erschwert. Das Angebot im Tal ist begrenzt. Die Möglichkeit, über E-Learning zu einem Berufsabschluss zu gelangen, erwähnt niemand in den Gesprächen, obwohl es branchenspezifische Angebote gäbe, beispielsweise im Gastrobereich. Der Besuch von Kursen auf der Alpen-nordseite bedeutet einen hohen Zeitaufwand und ist mit zusätzlichen Kosten für Fahrt und oft auch Unterkunft verbunden. Die Weiterbildungsangebote ausserhalb der Tourismusregion folgen nicht dem saisonalen Rhythmus und sind somit für viele nicht mit ihrer Arbeit vereinbar. Zudem berichtet nur eine Person von fördernden und ermutigenden Arbeitgebern, die zu einer Ausbildung motivierten. Die Kombination all dieser Faktoren erschwert es gerade Interviewten ohne Berufsausbildung, sich beruflich weiterzuentwickeln. Wer ohne Berufsausbildung ins Engadin gezogen war, blieb meist auch ohne Ausbildung und bekundet grössere Mühe, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten. Bereits qualifizierten Arbeitskräften hingegen gelang es im Laufe der Jahre mehrheitlich, in Berufsfelder vorzustossen, die ihrer Ausbildung nahekommen. Dabei konnten sie auf ein unterstützendes Umfeld wie Ehepartner oder auch Einzelpersonen zurückgreifen, die ihr Potenzial erkann-ten.

Auf die berufliche Weiterentwicklung wirkt sich die national gesehen periphere Lage des Oberengadins direkt aus. Während die Staatsgrenzen keinen Einfluss auf den Aktionsradius in der Freizeit haben, situieren sich Aus- und Weiterbildungen im nationalen Kontext und sind dementsprechend vom Oberengadin aus meist schwer erreichbar.¹³ Zusammen mit den beschriebe-

¹² Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben.

¹³ Das Amt für Raumentwicklung Graubünden ist sich der Problematik der eingeschränkten Strukturen und Angebote in den Grenzgebieten bewusst. Der Kanton soll diese deshalb durch grenzüberschreitende Kooperationen verbessern, »beispielsweise in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Infrastrukturen, ÖV, Umwelt, Wirtschaft und Tourismus.« (Kantonaler Richtplan Graubünden 2018: 10).

nen vorherrschenden Arbeitsbedingungen und dem Arbeitsrhythmus in der Tourismusregion erschwert dies die Ausgangslage für die berufliche Weiterbildung erheblich. Einige Interviewte haben sich ohne formale Ausbildung hochgearbeitet, sind heute selbstständig oder in leitenden Funktionen tätig. Ihre lokale oder regionale berufliche und soziale Anerkennung kann jedoch ein Berufsdiplom nicht ersetzen. In einer Gesellschaft, die sich stark über die Arbeit und Diplome definiert, fühlen sie sich stigmatisiert und ausgeschlossen. Längerfristig sind sie nicht abgesichert und außerhalb ihres Netzwerkes wird es für sie schwierig, ihre Kompetenzen nachzuweisen.¹⁴

Die Freizeit verbringen die im Oberengadin wohnhaften Interviewten fast ausschliesslich in der Region, treiben Sport oder erholen sich zuhause. Einzelne fahren gelegentlich zum Einkaufen in die Kantonshauptstadt nach Chur oder in die grenznahen italienischen Orte Chiavenna und Livigno. Das nahegelegene Italien dient auch vom Engadin aus als Naherholungsziel und zur Kompensation. Mehrheitlich findet die Kompensation aber in konzentrierter Form in der Zwischensaison statt. Während im Oberengadin fast alle von ihren Ferienreisen ins Ausland berichten und wie sie dort den Ausgleich zum Alltag im Engadin finden, ist dies im Avers und Schams kein Gesprächsthema. Dort geschieht die Kompensation fortlaufend in kleinen alltäglichen Handlungen und kurzen Ausflügen in die nähere Umgebung. Der Aktionsradius ist ganzjährig ausgeglichen.

Einzig das Mobilitätsverhalten der aus dem grenznahen Italien stammenden Interviewten aus den beiden Untersuchungsregionen gleicht sich. Sie unterhalten enge Kontakte zum Herkunftsland, wo ihre Familie lebt, und bleiben auch materiell nach wie vor mit diesem verbunden. Die Gemüsegärten, die Silvia Stefanelli und Marco Olivieri an ihren Herkunftslanden pflegen, stehen für ihre enge Verbundenheit und regelmässige physische Präsenz. Gleichzeitig sind beide auch in der Schweiz verankert. Marco Olivieri absolviert eine Berufslehre in der Schweiz und bekocht Freunde, Partnerin und deren Eltern in Graubünden mit dem Gemüse aus dem Veltlin. Silvia Stefanelli identifiziert sich stark mit ihrer Arbeit im Engadin und engagiert sich dort im Veltliner Verein. Dieses grenzüberschreitende Leben ist für beide selbstverständlich. Ihre sozialen Räume spannen sich über die Landesgrenzen hinweg auf. Ihr Denken und Handeln sind nicht an nationalstaatliche Räume gebunden. So wie sich andere Menschen innerhalb eines Landes in ihrer Arbeits- und Freizeitwelt bewegen, tun sie das über Staatsgrenzen hinweg.

14 Vgl. 3.1 Segmentiertes Leben.

Das von den Interviewten geschilderte Mobilitätsverhalten widerspiegelt sich in den Zahlen der Studie »Mobilität in den ländlichen Räumen« (Bundesamt für Raumentwicklung 2016). Die Bevölkerung im mässig besiedelten Raum – wie beispielsweise im Schams – legt überdurchschnittlich grosse Strecken in der Freizeit zurück, mehrheitlich mit dem eigenen Auto. Demgegenüber ist die sogenannte Freizeitdistanz bei der Bevölkerung in den alpinen Tourismusgebieten am geringsten. Die Autoren der Studie gehen davon aus, dass es den Menschen in den Tourismusregionen gelingt, »die Freizeit wohnortnah zu gestalten.« Dieser Schluss hat durchaus seine Berechtigung, betrachtet man die Interviewaussagen zum Freizeitverhalten. Dahinter verbergen sich jedoch noch weitere Gründe. Insbesondere fehlende Zeit, aber auch erschwerete Erreichbarkeit hindern an längeren Ausflügen während der Saison. Mit der genannten Studie stimmt ebenfalls das Mobilitätsverhalten zu Arbeitszwecken überein. Sowohl im ländlich peripheren Raum als auch in den alpinen Tourismusregionen pendeln die Berufstätigen hauptsächlich innerhalb desselben Raumtyps. Im Oberengadin arbeiten alle Interviewten in der Wohnregion, oft sogar an ihrem Wohnort. Dies deckt sich mit dem von Bender und Borsdorf beschriebenen Mobilitätsverhalten in hochtouristischen Orten im Tirol, wo »viele Arbeitnehmer im Gastgewerbe vor Ort untergebracht sind« (2014: 20). Die Interviewten im Avers und Schams sind zwar leicht mobiler – der multilokal lebende Roberto Conti pendelt knapp 70 Kilometer, den grössten Teil davon mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Er empfindet das nicht als Belastung, da die Verkehrsverbindungen gut sind. Seit ein paar Jahren kann er teilweise auch im Homeoffice arbeiten, was ihm mehr Flexibilität und Freizeit verschafft. Zwei weitere Interviewte arbeiten im knapp zehn Kilometer entfernten Thusis – mehrheitlich arbeiten aber auch die Interviewten im Avers und Schams am Wohnort oder in nächster Nähe.

Ein weiterer Aspekt von empfundener Peripherie ist die soziale Isolation. Es fehlen Menschen vor Ort, mit denen man sich »auf Augenhöhe« austauschen kann. Die sozialen Medien sind zwar wichtiges Kommunikationsmittel und gerade Interviewte, die bereits Jahrzehnte in Graubünden leben und sich an die Zeit vor der Verbreitung des Internets erinnern können, betonen die Vorteile der vereinfachten und günstigen Kommunikation. Für die jüngere Generation ist diese Form der Kommunikation selbstverständlich. Ihre Freunde leben auf der ganzen Welt verstreut und kommunizieren ortsunabhängig miteinander. Dennoch vermag dieser Austausch den direkten Kontakt nicht vollumfänglich zu ersetzen. Für dessen Kompensation spielen Faktoren wie Erreichbarkeit und touristische Attraktivität der Wohnregion eine Rol-

le. Die Interviewten fahren nämlich nicht nur weg, um Freunde und Familie zu besuchen, sondern werden ihrerseits besucht. Neben den üblichen Familienbesuchen erweist sich insbesondere im weniger bekannten Avers und Schams die touristische Attraktivität als Magnet für regelmässigere und längere Aufenthalte. Freunde und Familie verbinden ihre Besuche mit Ski- oder Sommerferien, die sie sich sonst in der Schweiz kaum leisten könnten. Den Gastgebern gelingt es auf diese Weise, den Mangel an Austausch mit Gleichgesinnten etwas zu kompensieren. In der Tourismusregion Oberengadin hingegen berichten Interviewte nur in Einzelfällen von solchen Feriengästen, die Besuch und Ferien verbinden.¹⁵

Meine Freundinnen und Freunde kamen zum Skifahren, letztes Jahr und dieses Jahr auch. Sie sind zweimal hier gewesen. (Aleksandra Mani)

Viele Freunde kommen zu uns. Im Sommer gibt es Stau, oder an Weihnachten, in den Weihnachtsferien, wollen alle hierher kommen zum Skifahren. Oft ist ausgebucht. Die Tochter möchte hierher kommen mit Freunden oder Freundinnen, und so weiter. Oft ist ausgebucht. Den letzten Silvester habe ich in Italien gefeiert, weil das Haus war ausgebucht. (Lachen)
(Roberto Conti)

Zentrales Landschaftselement im Schams ist die das Tal durchquerende Nationalstrasse. Das Leben an dieser Nord-Süd-Transitroute rückt die Peripherie ins Zentrum, wie das eingangs dieses Kapitels erwähnte Zitat von Aleksandra Mani illustriert. Bei der Betrachtung der individuellen Aktionsradien der Interviewten im Avers und Schams fällt auf, dass ihre Referenzpunkte für Arbeit, Freizeit und Einkauf fast ausschliesslich an dieser Transitroute liegen. Die gute Verkehrsverbindung erweitert die Aktionsradien und im Gegensatz zum Engadin beeinträchtigen klimatische Verhältnisse die Mobilität kaum. Unter diesen Voraussetzungen ist auch eine multilokale Lebensführung leichter realisierbar.¹⁶ Zusätzlich bringt die Transitroute »Durchgangsverkehr« im

¹⁵ Dies steht eventuell auch im Zusammenhang mit der Auswahl der Interviewten. Die Gastgeber im Schams stammen mehrheitlich aus den umliegenden Ländern. Für ihre Gäste ist ihr Wohnort leichter erreichbar und Ferien in den Alpen eine attraktive Option. Zudem sind die meisten Interviewten im Oberengadin während der Saison beruflich stark eingespannt und in den Ferien selbst unterwegs.

¹⁶ Vgl. 7.1 Multilokales Leben.

positiven Sinne. Freunde auf der Durchreise von Norden nach Süden oder umgekehrt machen Halt im Schams.

Was noch ein Vorteil ist, diese Nord-Süd-Route, wenn meine Bekannten nach Italien fahren, nach Korsika, die kommen meistens im Sommer dann. Dann sage ich: »Hier, das Haus ist frei, kommt, ihr könnt hier übernachten.« Das ist schon nett. Letztes Wochenende war ein Studienkollege da. Morgen kommt eine gute Bekannte aus dem Schwarzwald mit Familie. Wir würden uns sonst nicht sehen. Das ist genial. (Axel Schneider)

Das zuweilen verspürte Manko an intellektuellen Diskussionen kompensiert Axel Schneider durch grosszügige Gastfreundschaft. Dadurch holt er sich die Meinungsvielfalt und die vermisste Diskussionskultur in sein Dorf an seinen Küchentisch. Die Transitroute erhöht nicht nur die eigene Mobilität, sondern verbessert die Erreichbarkeit für Freunde und trägt damit zur Beziehungspflege bei. Das Leben zwischen den Zentren erweist sich als Mehrwert. Die Bewohnerinnen und Bewohner profitieren von den Vorteilen des Lebens auf dem Land und gleichzeitig von der zentralen Lage zwischen den Metropolen. Dementsprechend hoch schätzen sie die Lebensqualität in der Region ein.

6.2 Was dennoch fehlt

Fast alle Interviewten haben sich gut an ihrem heutigen Wohnort eingerichtet und fühlen sich mehrheitlich zuhause. Natürlich fehlen zuweilen Freunde und Verwandte, das heimische Essen, das Meer oder die Wärme. Das liegt aber nicht so sehr an ihrem heutigen Wohnort in Graubünden. In der Stadt würde es ihnen vermutlich ähnlich ergehen. Die verschiedenen Kompensationsstrategien dämpfen das Verlangen ein wenig. Gewisse Dinge lassen sich aber nur bedingt kompensieren und hängen mit der Lage und Grösse des Wohnorts zusammen.

Was mir fehlt, ist mehr so im geistigen Bereich, das Intellektuelle. Wo ich gemerkt habe, in Studentenkreisen oder auch im städtischen Raum hast du doch mehr Begegnungen, andere Begegnungen, mehr Reize. Ich könnte auch mal nach Chur gehen, dort Leute kennen lernen. Aber da bin ich viel zu sehr Schamser geworden, weil ich einfach nicht aus dem Tal raus will. [...] Ich merke das, wenn ich Studienkollegen treffe [...]. Plötzlich öffnen sich da wieder Horizonte. Hier geht es um Kuhschwänze, Weiden, da wird ein Haus

gebaut... Dann denkst du, he, ja es gibt noch was Anderes. (Lachen) [...] Es gibt hier nicht so diese Freidenkerart. Das ist vielleicht was, diesen Mut zu haben, mal über den Misthaufen rauszudenken, und auch einmal einfach etwas denken und diskutieren, was utopisch ist, aber man hat es mal durchgedacht oder diskutiert. [...] Aber diese klassischen kopfrauchenden Diskussionen am WG-Tisch, wie man sie kennt, die finden hier nicht statt. Vielleicht auch eine Sache vom Alter. Das macht man mit 20, 25, 30 (Lachen). Jetzt, andere haben Familie, sind mit sich selber beschäftigt. Und über Kuhschwänze kann man sich auch stundenlang unterhalten. (Lachen) Das Älplerthema. (Axel Schneider)

Obwohl Axel Schneider sich für ein Leben auf der Alp und in den Bergen entschieden hat und auch keinerlei Absichten hegt, wieder wegzuziehen, fehlt ihm zuweilen der intellektuelle Austausch und die Diskussionskultur mit Gleichgesinnten. Ähnlich ergeht es verschiedenen Interviewten in beiden Untersuchungsregionen. Sie vermissen Freunde für Gespräche und gemeinsame Freizeitaktivitäten oder mit demselben Musikgeschmack oder derselben religiösen Ausrichtung.

Aleksandra Mani: Was mir fehlt, ist ganz sicher die Kirche. Also hier leben die Leute leider für mich viel zu wenig mit Gott. Ich würde nicht sagen, sie sind Atheisten, aber sie... (zögern) es tönt blöd, aber ich kann mir das erlauben, weil ich Slowakin bin. Wir in der Slowakei sind vielleicht ärmer und dann brauchen wir jemanden, der uns im Leben hilft. Hier sind die Leute gewohnt: »Ich habe meine Arbeit, ich kann mit meinen Fähigkeiten sehr viel erreichen. Ich, ich, ich. Ich brauche niemanden, der mir hilft. Die Familie brauche ich eigentlich nicht. Gott brauche ich auch nicht.« Sie sind viel zu beschäftigt mit den Sportmöglichkeiten, Arbeit, Ferien und so. Das ist so. Zum Beispiel hier in Andeer sind zwei Kirchen, Splügen, 400 Einwohner, zwei Kirchen. Katholisch und reformiert. Die Leute können auswählen, wohin sie gehen wollen und gehen nirgendwo hin. [...] Also ich bin katholisch getauft, aber ich bin so, ich glaube in der Schweiz nennt man das Freikirche. Mehr in diese Richtung. So neu-apostolisch oder so.

Interviewerin: Wie heisst die Kirche, zu der du gehörst?

Aleksandra Mani: In der Slowakei, oh, das kennt niemand. Das ist klein. Und so was vermisste ich hier. Ich war schon in Thusis in der Freikirche, aber das ist leider nicht dasselbe. Das sind nicht junge Leute, die da dabei sind. [...] Es gibt das sicher in grösseren Städten. Nur hier ist Chur die einzige grosse Stadt und da habe ich noch nichts gefunden.

Insgesamt sind Religion und Kirchenbesuche in den Interviews kaum ein Thema. Für die grösste Ausländergruppe im Engadin, die Portugiesen, findet in St. Moritz zweimal monatlich eine portugiesische Messe statt, gehalten von einem mexikanischen Priester und musikalisch umrahmt von einem portugiesischen Chor.¹⁷ Ein Mitglied dieses Chors bedauert die schwache Besucherfrequenz, habe der Kirchgang in Portugal doch zum Sonntagsritual gehört. Der einzige Muslim unter den Interviewten meint, zum Beten brauche er keine Moschee, das könne er auch zuhause tun und den Koran könne er im Internet lesen. Eine Interviewte aus dem Schams besucht gelegentlich eine Spiritistengruppe in Chur, die hauptsächlich von brasilianischen und portugiesischen Staatsangehörigen besucht wird und trifft sich mit einzelnen Frauen dieser Gruppierung auch privat.

Wenn ich mich traurig fühle, so hm, demotiviert, ja, dann gehe ich gerne in die Kirche. In Andeer gibt es die Kirche »Nossa Senhora de Fátima«. Ich gehe gern, ich sitze gern dort, den Altar anschauen, mit meinen Gedanken. (nachdenken) Ich ging auch in ein spiritistisches Zentrum in Chur. [...] Die Mehrheit sind Brasilianer. Aber es sind sehr nette Leute. Exzentrische Leute. Leute, die unterstützen in jeder Situation. Und wenn es uns nicht so gut geht, tut es gut. Es tut gut. (Maria da Silva)

17 Beim Besuch einer portugiesischen Messe im August 2015 waren von den ca. 60 Besuchern ca. 40 portugiesischer Herkunft. Die andern setzten sich aus italienischen Feriengästen und älteren Einheimischen zusammen.

7. Transnational multilokale Lebenswelten

Bereits mehrfach wurde darauf hingewiesen, dass Migrantinnen und Migranten mit dem Ortswechsel ihre bisherigen sozialen Bezüge nicht verlieren. Stattdessen bilden sich neue Verbindungen und Austauschformen wie die Überweisung von Rimessen,¹ das Vermitteln von Arbeitsstellen an Verwandte und Freunde oder die Übernahme von Betreuungsaufgaben in transnationalen Familienverbänden. »Die grenzübergreifenden Verflechtungen zwischen den Orten der Herkunft, der Ziele und der Weiterwanderung, aber auch die der Rückkehr sind integraler Bestandteil von Migration« (Faist et al. 2014: 11). Diese Beziehungen sind keine neuen Phänomene, ihnen wurde aber lange Zeit wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Anfangs der 1990er Jahre leiteten die US-amerikanischen Anthropologinnen Glick Schiller, Basch und Szanton Blanc einen Perspektivenwechsel ein. Sie zeigten die engen grenzüberschreitenden Beziehungen und Praktiken von Migrantinnen und Migranten auf. Bisher wurde Migration vorwiegend mit Bruch, Entwurzelung und Heimatlosigkeit in Verbindung gebracht und der Blick wurde hauptsächlich auf die Integrationsbemühungen im Ankunftsland gerichtet. Die neue Perspektive sollte den Blick weg von der abwertenden Opferkonstruktion und Problemzentriertheit hin zu den Potenzialen und Ressourcen wenden. »Transmigrants are immigrants whose daily lives depend on multiple and constant interconnections across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state« (Glick Schiller et al. 1995: 48). Der deutsche Soziologe Pries griff den Begriff Ende der 1990er Jahre auf. Er unterscheidet transnationale Beziehungen vom gelegentlichen Austausch früherer Auswanderer mittels Briefen oder sporadischer Besuche. Es handelt sich ihm zufolge um »grenzüberschreitende Phänomene [...], die – lokal verankert in verschiedenen Nationalgesellschaften – relativ dauerhafte

¹ Vgl. 7.2 Transnationale Familiennetzwerke.

und dichte soziale Beziehungen, soziale Netzwerke oder Sozialräume konstituieren« (Pries 2010: 13). Die höhere Intensität des Austausches begründet er mit den neuen Technologien, die sehr intensive Austauschbeziehungen über grosse Entfernung ermöglichen. Diese Kontakte können enger sein als die Kontakte im selben Wohnviertel oder in derselben Stadt. Deshalb spricht Pries von »neuen sozialen Wirklichkeiten [...], die sich über nationalstaatliche Grenzen hinweg aufspannen« (ebd. 2010: 15). Nicht jeder grenzüberschreitende Kontakt ist demnach als transnationales Phänomen zu bezeichnen. Es braucht eine gewisse Regelmässigkeit und Intensität und die Bildung neuer Formen der Vergesellschaftung, »die Elemente der Ankunfts- und der Herkunftsgesellschaft beinhalten« (Pries 2003: 30). Dass die neuen technischen Möglichkeiten die Bedingungen und Möglichkeiten von Migration beeinflussen, ist unbestritten. Ob daraus ein neuer Migrationstyp der »Transmigranten« hervorgegangen ist, wird jedoch kontrovers diskutiert (Geisen 2014: 40). Die deutsche Kulturanthropologin Regina Römhild öffnet den Blick und weist darauf hin, dass sich transnationale Phänomene nicht auf die Migration reduzieren lassen. Auch als sesshaft geltende »Einheimische« sind dank neuen Kommunikationsmitteln beruflich und privat mobil und können transnationale Verbindungen aufrechterhalten (Römhild 2011).² Der Kulturanthropologe Walter Leimgruber warnt vor einer zu einseitigen Betonung der Phänomene »Öffnung, Flexibilität, Prozess und Durchmischung« (2013: 32). Er stellt in vielen gesellschaftlichen Entwicklungen eine Zunahme von »Beharrung« und »Zuschreibung« (ebd.) fest, so beispielsweise bei »Spannungen in Migrationsgesellschaften, wo bei aller Durchmischung vielfältige Konflikte entlang kultureller Abgrenzungen sichtbar bleiben oder sich sogar neu bilden, Zugehörigkeiten mit absolutem Anspruch zur Schau getragen und deren Akzeptanz eingefordert wird – egal, ob es sich um spezifische Gruppen von Migranten oder nationalistisch auftretende Verteidiger kultureller Eigenarten handelt...« (ebd.). Deshalb fordert Leimgruber die Wissenschaft auf, Konzepte zu entwickeln, »welche die Kraft der Bewahrung und der Zuordnung mit den Prozessen der Vermischung und Flexibilisierung verbinden« (ebd.).

Diese gleichzeitige Präsenz von transnationalen Lebensweisen und Beispielen von Bewahrung und an Nationalität festgemachter Zugehörigkeit zeigt sich auch in den beiden Untersuchungsregionen. Die Art und Intensität grenzüberschreitender Verflechtungen unter den Interviewten im Engadin, Avers und Schams sind sehr unterschiedlich. Während die

² Vgl. 2.1 Migrationsbevölkerung als Untersuchungskategorie.

einen sich nur gelegentlich mit Verwandten austauschen – vorzugsweise mit Instant-Messaging-Diensten wie WhatsApp – und ihre Verwandten vielleicht einmal pro Jahr besuchen, betreuen andere ihre Eltern und pflegen ihre Gemüsegärten im grenznahen Ausland, führen ein multilokales Leben über drei Länder hinweg oder sind Teil eines verzweigten transnationalen Familiennetzwerks. Diese Lebenspraxen werden in den Interviews als Selbstverständlichkeit referiert, mit Vor- und Nachteilen, schmerzlichen Trennungserfahrungen, aber auch erweiterten Perspektiven und Handlungsspielräumen. Die transnationale Lebensweise ist nicht statisch, sondern verändert ihre Muster mit den Lebensphasen. So intensivieren sich mit der Geburt von Kindern – aber auch mit der Pflegebedürftigkeit der Eltern – grenzüberschreitende Kontakte und es entwickeln sich neue Arrangements. Auf der in den Interviews fokussierten individuellen Ebene steht dabei die Familie im Zentrum. Transnationale Praktiken dienen über die Betreuung von Angehörigen hinaus auch zur Kompensation von Mängeln wie fehlender sozialer oder kultureller Anbindung. Im Folgenden werden zwei Formen von transnationalen Lebenspraxen vorgestellt, wie sie sich im Engadin, Avers und Schams präsentieren.

7.1 Multilokales Leben

Multilokalität definiert Rolshoven (2006: 181) als »Vita activa an mehreren Orten: Der tägige Lebensalltag in seiner Gesamtheit verteilt sich auf verschiedene Orte, die in mehr oder weniger grossen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger grossen Funktionsteiligkeit genutzt werden.« Die Mitglieder des Arbeitskreises Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklung der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) bezeichnen als Charakteristika des mobilen Lebens »das Wechselspiel zwischen Mobilitäten und Stabilitäten (mobiler Lebensstil und gleichzeitig stabile ›Ankerpunkte‹ und Materialitäten), die Relationalität (Arrangements aus Hier, Dort und Dazwischen), die Prozessorientierung (kontinuierliche Entwicklung und Veränderung u.a. im Lebensverlauf) sowie die Fluidität in der Ausgestaltung (z.B. Haushalts-/Lebensformen sowie Übergänge zwischen Wohnen, Freizeit, Arbeit)« (ARL 2016: 2).

In Graubünden ist multilokales Leben nichts Neues. Über Jahrhunderte hinweg praktizierten die Menschen die Dreistufenwirtschaft in der Landwirtschaft. Eine solche Form von multilokalem Leben führt Axel Schneider, der

die Sommermonate jeweils auf der Alp verbringt und die restlichen Monate in seiner Wohnung im Dorf. Mit dem Wohnortwechsel ändert sich auch seine Beschäftigung. Während er im Sommer hauptsächlich als Alphirt tätig ist, verbringt er den grössten Teil des Jahres mit verschiedenen Dienstleistungen im technischen und landwirtschaftlichen Bereich und aktivem Engagement in verschiedenen lokalen Vereinen. Ganz so klar sind die Sphären jedoch nicht getrennt. Mit dem Auto fährt Axel Schneider innert kurzer Zeit für eine Befprechung oder einen Auftrag von der Alp ins Tal. Kommunizieren kann er auch auf der Alp übers Internet. Da seine Kunden aber hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig sind, hält sich die Nachfrage nach seinen Dienstleistungen mehrheitlich an den jahreszeitlichen Rhythmus. Somit hindert ihn sein saisonal multilokales Leben auch nicht an der Partizipation am Gemeindeleben.

Im Herbst, wenn der Alpsommer nachlässt, gehen auch schon wieder die ersten Telefone, dass etwas nicht geht oder so. Aber erst wenn das schöne Wetter vorbei ist. Das schätze ich auch sehr. Diese Saisonalität hilft mir auch. Die Vereine haben Sommerpause. Da kann ich auf die Alp gehen. Ich kann auf die Alp gehen, weil es dann andere Prioritäten im Tal gibt. (Axel Schneider)

Das Beispiel des multilokal lebenden Roberto Conti zeigt, dass sich auch lokale Integration und supra-regionale Mobilität nicht ausschliessen. Als er im Einzugsgebiet seines Wohnortes in Norditalien keine Chancen auf berufliche Weiterentwicklung sah, weitete er seine Arbeitssuche nach Norden aus und wandelte das Ferienhaus im Schams zu seinem zweiten Wohnsitz um.³ Frau und Kinder leben der Arbeit und Ausbildung wegen weiterhin hauptsächlich am bisherigen Wohnort in Italien. Er pendelt vom Schams an seinen 70 Kilometer weiter nördlich liegenden Arbeitsplatz, arbeitet aber auch im Homeoffice für seine Firma. Die Firma fordert diese Arbeitsweise und Roberto Conti kommt sie entgegen. Gerade mitternächtliche Video-Konferenzen mit internationalen Geschäftspartnern in anderen Zeitzonen lassen sich besser von zuhause aus führen. Das Haus im Schams dient jedoch nicht nur als Basis zur Verwirklichung seiner beruflichen Ambitionen. Die Wochenenden verbringt die Familie hier und dort, sowohl in Norditalien, wo auch die betagten Eltern wohnen, als auch im Schams. Für die erwachsenen Kinder und deren Freunde ist das Haus ein attraktiver Ausgangspunkt für Skiferien und idealer Ort

³ Das multilokale Leben von Roberto Conti entspricht nicht dem Muster vom Ferienhaus in den Bergen und Wohn- und Arbeitsort in der Stadt (Perlik 2011: 4).

für Partys. Es übt somit für die einzelnen Familienmitglieder unterschiedliche Funktionen aus. Während das Haus für den Vater primär Ankerpunkt für seine beruflichen Aktivitäten darstellt, dient es dem Rest der Familie als Freizeitort. Der italienische Akademiker engagiert sich trotz hoher Arbeitsbelastung und ebenso hoher Mobilität aktiv in der Gemeinde und interessiert sich für die lokale Natur und Kultur. Er liest regionale Literatur, besuchte einen Romanischkurs, um die Lokalsprache zu erlernen, spielt auf Anfrage Orgel in der Kirche und unterrichtet den Nachbarsjungen im Klavierspiel. Gleichzeitig unterhält er enge Bindungen zu seinem Herkunftsland und besucht kulturelle Veranstaltungen zwischen Mailand und Zürich. Sein sozialer Raum spannt sich über Staatsgrenzen hinweg zwischen verschiedenen Ankerpunkten auf. Diese multilokale Lebensweise ermöglicht es ihm, die Qualitäten der verschiedenen Orte zu nutzen sowie seine vielfältigen Interessen und die Bedürfnisse der Familie bestmöglich in Einklang bringen zu können. Negative Begleiterscheinungen der hohen Mobilität – wie der Zeitbedarf für die vielen Ortswechsel – erwähnt Roberto Conti nicht. Während multilokales Wohnen im Zusammenhang mit Zweitwohnungen in Tourismusregionen kritisch diskutiert wird und für die betroffenen Gemeinden eine grosse Herausforderung darstellt, scheint es in dieser individuellen Form ein Gewinn für die Gemeinde zu sein. Roberto Conti zahlt Steuern am Ort und bringt sein kulturelles Kapital in die Gemeinschaft ein, ohne die dörfliche Infrastruktur übermäßig zu belasten. Weitere Kontakte mit Migrantinnen und Migranten in der Region zeigen, wie sich die Nutzung der Zweitheime je nach Lebensphase verändern kann und wie unscharf die Trennlinie zwischen Tourismus und Migration ist.⁴ So kann das Ferienhaus beispielsweise in familiären Krisensituierungen wie Trennung zum temporären und bisweilen auch permanenten Wohnsitz des einen Partners werden. Das Muster vom Ferienhaus in den Bergen und Wohn- und Arbeitsort in der Stadt wird durch flexible und individuelle Nutzungsformen erweitert.⁵

Multilokalität ist ein sehr vielfältiges Phänomen und die damit verbundenen Wohnsitze lassen sich nicht objektiv beschreiben. Während für den einen der Wohnsitz am Arbeitsort über Jahre hinweg emotional Nebenwohnsitz

-
- 4 Der Themenkomplex Tourismus-Migration ist äusserst vielschichtig. Vgl. Lenz (2010) für einen Überblick, Holert und Terkessidis (2006) zu den Migranten, die in ihrem Herkunftsland zu Touristen werden und zu Touristen, die durch den Kauf von Immobilien und die Verlegung des Hauptwohnsitzes zu Migranten werden.
 - 5 Vgl. Perlik (2011). Dieses Phänomen der flexiblen Nutzung von Zweitheimen wäre weiter zu untersuchen.

bleibt und der ursprünglich freizeitdefinierte Zweitwohnsitz im Herkunftsland gefühlsmässiger Hauptwohnsitz ist, fühlen sich andere am Ort der Arbeit zuhause (Rolshoven 2006: 184). Diese unterschiedliche emotionale Gewichtung kann auch innerhalb derselben Familie variieren. Fátima da Silvas italienischer Ehemann verbringt mehrere Monate im Jahr in ihrem Haus in Portugal, wo er sich um einen Olivenhain kümmert und wo er sozial gut verankert ist. Sie und ihre Tochter hingegen fühlen sich stärker im Engadin verwurzelt. Das Haus in Portugal ist für sie Ferienhaus, die Wohnung im Engadin funktionaler und emotionaler Hauptwohnort. Dieses Beispiel macht deutlich, dass Haupt- und Nebenwohnsitz »nicht zwangsläufig mit Aufenthaltsdauer oder Benutzerfrequenz [korrespondieren]« (Rolshoven 2006: 184). Solche amtlichen, objektiven Indikatoren vermögen die emotionale Dimension von Wohnsitzen nicht zu erfassen. Während die Interviewten im Avers und Schams sich mehrfach deutlich zum Wohnsitz im Tal als emotionalem Hauptwohnsitz bekennen – mit der daraus folgenden durchaus realistischen Perspektive, hier alt zu werden –, bleibt die Zukunft der im Oberengadin Interviewten mehrheitlich offen oder unausgesprochen. Wer keine Kinder und kein Wohneigentum vor Ort hat, zieht einen Wegzug oder Pendeln in Betracht. Mobilität ist hier die Norm oder zumindest nicht abnorm, unabhängig von der Nationalität.

Das multilokale Leben der Interviewten im Avers und Schams findet hauptsächlich über relativ geringe Distanzen statt, vom Dorf auf die Alp, vom einen Bündner Tal als Wochenaufenthalterin zu Ausbildungszwecken ins nächste Tal oder vom Tal ins grenznahe Ausland. Die Interviewten sind gleichzeitig ins öffentliche Leben der Region eingebunden, mit teilweise hohem Engagement. Im Engadin finden sich sowohl solche nahen Formen des multilokalen Lebens wie beispielsweise die Betreuung der betagten Mutter im grenznahen Ausland, als auch solche über weitere Distanzen wie die Zweitwohnung in der Grossstadt oder frühere Lebensstationen ausserhalb der Schweiz. Das persönliche Engagement geht bei diesen Mobilitätsformen über gelegentliche Familienbesuche hinaus. Hauptmotiv für die Mobilität sind die Betreuung von Verwandten und die Kompensation oder Ergänzung dessen, was im Engadin fehlt, an komplementären Wohnsitzen. Eva Lang verbringt insgesamt mehrere Wochen im Jahr in ihrer Stadtwohnung. Von dort besucht sie kulturelle Veranstaltungen, lässt sich dabei für ihre Arbeit inspirieren und knüpft neue Kontakte. Ihr Freundeskreis ist mehrheitlich ausserhalb des Engadins verortet. Dazu gehören aber auch Freunde, die sie ursprünglich als Feriengäste durch ihre Arbeit kennengelernt hat. Ihre

Wohnorte im Engadin und in der Stadt stehen zwar in einem deutlichen Kontrast,⁶ die Sphären durchdringen sich aber. Arbeits- und Freizeitorstort lassen sich nicht mehr klar trennen, weil Eva Langs private Interessen eng mit ihrem Beruf verknüpft sind.

7.2 Transnationale Familiennetzwerke

In Migrationsstudien wird die Familie erst seit Beginn des 21. Jahrhunderts vermehrt zum Forschungsgegenstand, obwohl sie für den Migrationsentscheid und die Ausgestaltung des Migrationsprojekts fast immer von zentraler Bedeutung ist. Migrationsprojekte sind oft als Familienprojekte angelegt.⁷ Im Zusammenhang mit Familie und Migration ist fast immer auch von transnationalen Familien die Rede. Damit sind meist multilokale Mehrgenerationenfamilien gemeint. Der Familienbegriff wird also über die Kernfamilie hinaus gefasst und umfasst auch Grosseltern, Onkel und Tanten.⁸ Transnationale Familien leben räumlich getrennt in verschiedenen Ländern, sehen sich aber trotz räumlicher Distanz als eine Einheit und erhalten die familiäre Solidarität aufrecht. Sie bilden über die Staatsgrenzen hinweg soziale Räume und unterhalten enge Beziehungen. Tägliche Kontakte in den Social Media ermöglichen einen Austausch über das Alltagsgeschehen in Echtzeit. Grosseltern pendeln mehrmals jährlich zur Enkelbetreuung hin und her. Regelmässige Urlaubs- und Verwandtenbesuche sowie die Teilnahme an Familienfesten festigen die Beziehungen.⁹

Die Interviewten in den Untersuchungsregionen migrierten mehrheitlich vor der Familiengründung. Beim ursprünglichen Migrationsentscheid standen persönliche Interessen im Vordergrund, zum Teil beeinflusst von Migrationserfahrungen der Eltern oder Geschwister. Für die heutige und zukünftige Ausgestaltung des Migrationsprojekts sind die unterdessen geborenen Kinder und ihr Wohlergehen jedoch von zentraler Bedeutung.¹⁰ Zu Beginn

⁶ Hilti (2013: 149) spricht von Gegenwelt.

⁷ Vgl. Pries (2010: 37) und Geisen (2014).

⁸ Vgl. Geisen (2014); im Rahmen dieser Forschung blieb die Interpretation des Begriffs »Familie« den Interviewten überlassen, was und wen sie damit meinen und welche Beziehungen in diesem Zusammenhang für sie relevant sind.

⁹ Vgl. Pries (2010: 13ff.).

¹⁰ Vgl. 5.6 Kinder (des-)integrieren.

steht die Aneignung des Ortes im Zentrum, gefolgt von Bildungsaspirationen für die Kinder, später beeinflussen die Zukunftspläne der Kinder auch jene der Eltern. Milan Ivanić und seine Frau bleiben nicht zuletzt deshalb nach der Pensionierung im Engadin, weil ihre Kinder fest in der Schweiz verwurzelt sind. Andere können sich für das Alter ein Pendeln zwischen ihrem Herkunftsland und dem Lebensmittelpunkt der Kinder vorstellen.

Familienmitglieder im Herkunftsland werden zuweilen zwar finanziell unterstützt, diese Hilfe stellt aber für die Interviewten kein Hauptmotiv der Migration dar. Die diesbezüglichen Erwartungen oder gar Forderungen scheinen wenig ausgeprägt zu sein. Die Interviewten stellen sich als autonome Personen dar, die über ihr Einkommen und das Ausmass der Unterstützung von Angehörigen selbst bestimmen können.¹¹ Die Äusserungen zur Überweisung von Rimessen sind selten. Wer von Unterstützung spricht, stellt dies als Selbstverständlichkeit dar, für Omar El Kader basieren diese materiellen Zuwendungen auf seinem Glauben.

Die Religionen sagen alle dasselbe. Helfen, helfen, einander helfen. [...] Ich muss dem Staat helfen mit der Arbeit und ich muss dem Betrieb helfen mit der Arbeit, ich muss den Armen helfen, den Kranken. [...] Leben ist nur gegenseitige Hilfe. Wir bekommen von jemandem Hilfe und müssen wieder jemandem helfen. [...] Das Leben ist nicht nur ich und meine Kinder. Es gibt auch drei oder vier Familien in Ägypten, denen ich jeden Monat Geld schicke. Das ist alles eine Einheit. Und jemand nur für sich allein hat verloren.
(Omar El Kader)

Um seine Familie unterstützen zu können, schränkte und schränkt sich Omar El Kader ein. Seine Frau und sein älterer Sohn zogen erst in die Schweiz, als seine finanziellen Mittel eine gleichzeitige Unterstützung der Familie in Ägypten zuließen. Auf Ferienreisen verzichtet die Familie zuweilen zugunsten von Rimessen an ihre Angehörigen in Ägypten.

Sicher einmal in der Woche telefoniere ich mit meiner Mutter. Vorher war das ein Problem. Es gab kein WhatsApp und nichts. Und da habe ich gesagt, besser nur einmal im Monat telefonieren und die fünfzig Franken schicken. Aber jetzt ist zum Glück alles gut. (Omar El Kader)

¹¹ Das Thema ist sehr persönlich und viele Interviewte möchten diesen Aspekt nicht an die Öffentlichkeit tragen.

Die Höhe der Rimessen hängt gemäss Manuel Carvalho auch mit dem Aufenthaltsstatus und den Zukunftsperspektiven zusammen. Demnach schicken zumindest portugiesische Kurzzeitaufenthalter mehr Geld ins Herkunftsland als Niedergelassene. Diese leben meist mit ihrer Familie im Engadin und sehen sich vor Ort mit höheren Lebenshaltungskosten konfrontiert. In den Interviews sind Äusserungen zu Erwartungen oder Forderungen der Familie rar. Carla Pinheiro, die vor mehr als 15 Jahren als junge Frau ins Engadin kam, ist hier eine Ausnahme.

Die Arbeit war nicht schwierig. Ich hatte keine Schwierigkeit, denn ich wollte lernen. Aber es war schwierig, weil ich allein war. Meine Eltern telefonierten nicht. Und manchmal, wenn sie anriefen, war es, um mich um Geld zu bitten (trauriges Lachen). Es war ein wenig... mein Mann war nicht da. Ich wollte telefonieren, aber hatte kein Handy. Es war wirklich sehr sehr schwierig. (Carla Pinheiro)

Die Unterstützung erfolgt oft gegenseitig. Wer in der Schweiz lebt, zahlt die Reise, die Besucherinnen und Besucher helfen ihrerseits bei der Kinderbetreuung, seltener bei der Arbeit.

Meine Grossmutter kam das erste Mal, als meine Tochter zur Welt kam. [...] Letztes Jahr kam mein Cousin. Ich versuche, sie so oft wie möglich einzuladen, ihnen die Möglichkeit zu geben, die Welt zu sehen. Denn sie haben keine Chance, Geld zum Reisen zu sparen. Ich bringe sie hierher. Sie helfen ein wenig putzen und so, schauen zu den Kindern, reisen ein wenig.

(Sumalee Buchli)

Mit zunehmender Gebrechlichkeit der Eltern intensivieren sich die familiären Kontakte und unter Umständen auch die Beziehung zum Herkunftsland. Damit einher geht bei vielen Interviewten im Engadin das Bewusstsein, dass an diesem Ort ein Leben nach der Pensionierung schwierig ist. Die Lebenshaltungskosten sind im Verhältnis zur erwartbaren Altersrente hoch. Eine allmähliche Rückkehrorientierung ist die Konsequenz, und zwar nicht nur bei Migrantinnen aus der Grenzregion.¹² Wer aus dem grenznahen Ausland stammt, kann den Erwartungen nach mehr Unterstützung und Präsenz besser gerecht werden. Regelmässige Besuche sind in der Freizeit möglich. So kümmert sich Silvia Stefanelli zurzeit wöchentlich um ihre Mutter und den gemeinsamen Gemüsegarten im Veltlin. Über grössere Distanzen bleiben nur

¹² Vgl. 5.7 Zukunftsansichten.

gelegentliche Besuche, regelmässige Telefonanrufe und tragfähige transnationale Familiennetzwerke, welche die Absenz einzelner Familienmitglieder aufzufangen vermögen.

Die Definition der transnationalen Familie trifft auf verschiedene Interviewte und ihre Familien zu. Das Familiennetzwerk von Teresa Bivetti, Carla Pinheiro und Pedro da Cunha soll hier exemplarisch dargestellt werden. Teresa Bivetti war die erste, die ins Engadin zog. Eine Freundin hatte ihr ihre erste Stelle im Tal vermittelt. Sie heiratete einen einheimischen Landwirt. Während der Sommerferien lud sie jeweils ihren Bruder ein. Er verbrachte die Ferien bei seiner Schwester und deren Familie und verdiente etwas Geld als Helfer im Landwirtschaftsbetrieb. Nach Abschluss der Schule in Portugal zogen er und seine Frau Carla Pinheiro ins Engadin. Teresa Bivetti war und ist zentrale Figur für die Neu-Ankommenden in der erweiterten Familie. Sie erleichterte dem jungen Paar den Einstieg ins Leben im Engadin, vermittelte Arbeit, half beim Erlernen der Sprache und unterstützte in schwierigen Situationen. Sie sprach mit ihrer Schwägerin konsequent nur Italienisch, die Sprache, die für die Arbeit von Carla Pinheiro nötig war. Nach und nach zogen weitere Familienmitglieder aus der erweiterten Familie ins Tal. Bis heute ist für Teresa Bivetti die innerfamiliäre Solidarität selbstverständlich. Vor sieben Jahren kehrte Carla Pinheiro mit den Kindern wieder nach Portugal zurück. Ihr Mann arbeitete zur Zeit des Interviews nach wie vor im Engadin, immer in der Hoffnung, bald finanziell genug abgesichert zu sein, um zu Frau und Kindern nach Portugal ziehen zu können. Carla Pinheiro kümmert sich dort wenn nötig um ihre Schwiegereltern. Gleichzeitig isst im Engadin ihr jüngster Bruder Pedro da Cunha regelmässig bei Teresa Bivetti. Verwandtschaftliche Reziprozität und Solidarität, die Faist (2000: 20) als Kennzeichen für transnationale Familien bezeichnet, sind hier eine Selbstverständlichkeit und werden auch als solche wahrgenommen. Gemäss den Aussagen der verschiedenen Familienmitglieder drückt sich die Reziprozität hauptsächlich im Wahrnehmen von Betreuungsaufgaben und Hilfsleistungen aus.

Meine Schwiegereltern sind 84 Jahre alt. Sie brauchen mich schon. Letzte Woche musste ich mit ihnen ins Spital. (Carla Pinheiro)

Die Familie ist über mehrere Generationen transnational konstituiert und fördert dies durch ihr Verhalten. Als Pedro da Cunha nach kurzer Zeit in der Schweiz seine Arbeit verlor und wieder nach Portugal zurückkehren wollte, vermittelten ihm seine unterdessen im Engadin wohnhaften Geschwister erneut eine Stelle, so dass er bis heute im Tal geblieben ist. Die Eltern von Carla

Pinheiro und Pedro da Cunha haben ihren Lebensmittelpunkt zwar in Portugal. Zur Erntezeit reisen sie jeweils ein paar Monate nach Frankreich zum Arbeiten, früher hatte der Vater auch kurze Zeit im Engadin gearbeitet. Dort halten sich die Eltern oft für mehrere Wochen auf, um Enkel zu betreuen und ihre Kinder zu besuchen. Das Pendeln der Grosseltern dient hier als innerfamiliäre Strategie, um auf die Angebotslücken in der Kinderbetreuung vor Ort zu reagieren. Unter den Interviewten greifen auch andere junge Eltern auf diese familiäre Ressource zurück. Die transnationale Mobilität der noch jungen Grosseltern verstärkt sich durch die Geburt ihrer Enkel.¹³

Solche familiäre Kettenmigration findet sich in beiden Untersuchungsregionen verbreitet unter den interviewten Portugiesinnen und Portugiesen, aber auch unter Italienerinnen und Italienern aus dem angrenzenden Veltlin. Die über Jahre hinweg praktizierte Kettenmigration schuf im Oberengadin eine grosse portugiesische Bevölkerung. Familienverbände, Nachbarn und Freunde verlegten ihren Wohnsitz in die Region. Durch die Dichte des lokalen sozialen Netzwerkes können viele ihr gewohntes Familienleben ein Stück weit vor Ort weiterführen und sich – wie bereits beschrieben – gegenseitig z.B. bei der Kinderbetreuung oder Arbeitssuche unterstützen. Gleichzeitig pflegen sie enge Kontakte zum Herkunftsland. Nicht selten leben dort Familienmitglieder, die selbst auch schon im Engadin gelebt und gearbeitet hatten und den Kontext kennen. Bei Bedarf reisen diese zur Betreuung ihrer Enkel in die Schweiz. Zurückgekehrte kümmern sich in Portugal um ältere Familienmitglieder aus der erweiterten Familie. Die Ferien in der Zwischensaison erlauben längere Aufenthalte in Portugal und dort die Pflege von Haus, Hof und persönlichen Kontakten. Die engen familiären Bindungen schaffen aber auch Abhängigkeiten und Loyalitätskonflikte. Verwandte helfen in der Schweiz bei der Arbeitssuche, steuern Geld zum Startkapital für eine Firmengründung bei, helfen bei sonstigen finanziellen Engpässen oder bieten in der eigenen Firma eine Arbeitsstelle an.

Man vermittelt einem Verwandten Arbeit, der macht Schulden und die Schulden bleiben dann an der Familie hängen. Am Ende müssen die helfen, die für Anderes gespart haben. (Teresa Bivetti)

Loyalitätskonflikte ergeben sich auf Geber- und Empfängerseite und gefährden eigene Pläne und Ziele. Den einen kommt durch die Unterstützung von Familienmitgliedern das für andere Zwecke angesparte Kapital abhanden.

13 Vgl. Apitzsch und Siouti (2013: 149).

Andere schaffen es aus Loyalität nicht, dem Familienbetrieb, in dem sie ihre erste Arbeitsstelle im Tal fanden, den Rücken zu kehren und die eigene Berufskarriere voranzutreiben. Sie fühlen sich ihren Verwandten verpflichtet. Schliesslich haben diese ihnen zu Beginn ihrer Karriere in der Schweiz geholfen. In der kleinräumigen Umgebung, wo man sich kennt, ist es auch kaum möglich, im Verborgenen auf Arbeitssuche zu gehen.¹⁴ Solche Bemühungen sprechen sich schnell herum und gelangen somit auch zu den aktuellen Arbeitgebern und Verwandten. So mündet der einfache Einstieg in die Arbeitswelt unter Umständen in eine berufliche Sackgasse.

¹⁴ Aufgrund dieser Kleinräumigkeit werden an dieser Stelle keine Zitate von Interviewten angeführt. Eine Anonymisierung kann nicht gewährleistet werden.

8. Migration als Potenzial für alpine Räume

Im Alltagsdiskurs wird Migration hauptsächlich als Problem wahrgenommen. Die Diskussionen um die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative in der Schweiz machen jedoch auch das Potenzial der Zuwanderung deutlich. Die aufgrund der neuen Gesetzgebung ausbleibenden ausländischen Arbeitskräfte sollten durch eine verbesserte Nutzung des inländischen Arbeitskräftepotenzials kompensiert werden. Der ökonomische Nutzen von Migrantinnen und Migranten als Arbeitskräfte ist also erkannt. Andere Ressourcen und Qualitäten werden öffentlich jedoch kaum wahrgenommen.¹ Eine utilitaristische Sichtweise dominiert. Studien aus verschiedenen Alpenländern weisen darauf hin, dass das in der Migration liegende Potenzial besser genutzt werden sollte, gerade auch im Hinblick auf die von Abwanderung und Überalterung betroffenen Gemeinden.² »To enhance territorial capital the question to be posed is not ›How to attract more residents?‹ but ›How to attract regional actors?‹ Regions have to search for possibilities and strategies to attach the new (part-time) residents to their chosen region and to motivate them to deploy their skills and networks in the mountains' interest« (Perlik 2011: 9). In dieselbe Richtung weist der Bericht des Bundesrats zur Politik für die ländlichen Räume und Berggebiete. Die Zu- und Abwanderung in den ländlich peripheren Räumen stelle nicht nur eine Herausforderung für die ansässige Bevölkerung und die Neuzugewinnen und Neuzüger dar, sondern die Zuwanderung biete auch neues wirtschaftliches und gesellschaftliches Potenzial. Der Bericht geht aber nicht näher auf diese Potenziale ein (Schweizerischer Bundesrat 2015: 27).

1 Vgl. Schmid (2015) sowie Nuissl und Schmiz (2013).

2 Vgl. 1.1 Migration im ländlichen Raum als Forschungsthema, insbesondere Machold et al. (2013) für Österreich; Bolte und Kirchhoff (2015) für Deutschland; »dislivelli« (www.dislivelli.eu) und das private Zentrum für angewandte Forschung Eurac Research in Bozen für Italien.

Im Zusammenhang mit dem Potenzial von Migrantinnen und Migranten für ländliche und hier im Speziellen alpine Räume richtet sich das Augenmerk in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung vornehmlich auf »amenity migrants«, »new highlanders« oder »lifestyle migrants«.³ Sie sollen für diese Regionen besonders wertvolle Ressourcen mitbringen. Moss (2006: 3) definiert »amenity migration« als »migration to places that people perceive as having greater environmental quality and differentiated culture.« Löffler et al. (2014: 2-5) zufolge tragen »amenity migrants« zu einer Revitalisierung und zum Erhalt von peripheren Gebirgsdörfern bei. Sie stehen oft mitten im Berufsleben, bringen entweder ihre Arbeit mit oder schaffen sich vor Ort eine neue. Manche arbeiten im Homeoffice und pendeln nur gelegentlich zu Besprechungen in die grösseren Zentren.⁴ Während der aus der Humangeographie stammende Begriff »amenity migration« die »vermeintlich objektiv messbaren Pull-Faktoren« (Kordel 2016: 6) eines Ortes für die Migrationsentscheidung ins Zentrum stellt, richtet der soziologisch-ethnologische Begriff der »lifestyle migration« den Fokus auf die Menschen. Lifestyle Migranten sind gemäss Benson und O'Reilly (2009: 621) »relatively affluent individuals, moving either part-time or full-time, permanently or temporarily, to places which, for various reasons, signify for the migrants something loosely defined as quality of life.« Im Zentrum dieser Definition stehen Motivationen und die Migration als Prozess, also kurz gefasst die Suche nach einem besseren Leben (Benson und O'Reilly 2016: 21). Diesen Begriffsdefinitionen gemeinsam ist die Fokussierung auf relativ wohlhabende Menschen, deren Migrationsprojekt nicht primär auf Existenzsicherung basiert. Sie suchen in erster Linie nach höherer Lebensqualität, besserer Work-Life-Balance und der Möglichkeit, den angestrebten Lebensstil zu verwirklichen. Diese Definitionen implizieren, dass Migrantinnen und Migranten einer bestimmten Kategorie mit bestimmten Eigenschaften und Motiven zugeordnet werden können.⁵ In Wirklichkeit beruhen die Migrationsentscheide jeder einzelnen Person jedoch auf verschiedenen Motiven. Genauso vielfältig sind die Ressourcen, die diese Menschen mitbringen und die Bedingungen, unter denen sie diese der Gemeinschaft zugänglich machen. Dies zeigen die Gespräche mit

³ Vgl. Bender und Kanitscheider (2012), Kordel (2016), Moss (2006), Perlik (2006) und (2011), Benson und O'Reilly (2016).

⁴ Perlik (2011) kritisiert die generelle Assoziiierung von »amenity migration« mit ländlichen Regionen. Auch die Migration in die Städte könne von der Suche nach »amenities« geleitet sein.

⁵ Vgl. Mc Areavey (2018: 345).

den Interviewten im Engadin, Schams und Avers deutlich. Zweifellos spielen »amenities« und »lifestyle« bei allen Migrationsentscheidungen eine Rolle, unabhängig vom sozio-ökonomischen Status der migrationswilligen Person. Einzig die Ausgestaltung derselben unterscheidet sich. Bei den Interviewten standen nicht primär landschaftliche oder kulturelle Vorzüge im Zentrum. Der Entscheid zur Migration steht jedoch immer im Zusammenhang mit der Hoffnung, das Leben besser in Einklang mit den eigenen Plänen und Wünschen bringen zu können. Demnach ziehen Orte an, welche für die Verwirklichung des angestrebten Lebensstils die entsprechenden Annehmlichkeiten und Voraussetzungen versprechen.

Ebenso sind Potenziale nicht nur bei sogenannten »amenity« oder »lifestyle« Migranten zu suchen, die bestenfalls zu »regional actors« werden (Perlik 2011: 9). Migrantinnen und Migranten bergen unabhängig von ihrem primären Migrationsmotiv, ihrem kulturellen Kapital und ihrem sozioökonomischen Status Potenziale. Über ein rein utilitaristisches Verständnis von Potenzialen hinaus zeigen sich im Gespräch mit den Interviewten vielfältige Interessen und Kompetenzen. Deutlich wird dabei eine hohe Bereitschaft oder gar der Wunsch zur Mitgestaltung des Lebens vor Ort. Die Einladung zur Mitwirkung beurteilen die Interviewten positiv. Dadurch fühlen sie sich als Individuum mit ihren spezifischen Eigenheiten erkannt und geschätzt und von der Gemeinschaft akzeptiert.⁶ Und schliesslich bleibt die Annahme unbestätigt, dass im Berufsleben stehende, multilokal verortete Personen kaum Zeit hätten, am örtlichen Gemeinschaftsleben zu partizipieren.⁷ Aus den Interviews geht hervor, dass das Einbringen von persönlichen Fähigkeiten meist von einer hohen Identifikation mit dem Ort und seiner Bevölkerung begleitet ist und nicht unbedingt von der zur Verfügung stehenden Freizeit oder der gelebten Mobilität abhängt. In der lokalen Gemeinschaft engagierte Interviewte sind durchwegs beruflich stark eingebunden, wenn auch mehrheitlich in der Region. Für sie ist die Region zugleich Wohn-, Arbeits- und Identifikationsort, was die Existenz weiterer Identifikationsorte aber nicht ausschliesst.

6 »Die Anerkennung von Potenzialen jenseits des Utilitaristischen setzt demgegenüber die Wahrnehmung einer Person in all ihren Dimensionen voraus.« (Schmid 2015: 14).

7 Vgl. Perlik (2011).

8.1 Das erkannte Potenzial – flexible Arbeitskräfte mit hoher Leistungsbereitschaft

Das ökonomische Potenzial der Migrantinnen und Migranten ist unbestritten. Für den Bündner Arbeitsmarkt ist die Zuwanderung wichtig.⁸ Zugleich war für die Interviewten in beiden Untersuchungsregionen Arbeit ein zentrales Migrationsmotiv und wer Arbeit suchte, fand innert kürzester Zeit eine Stelle. Dabei kam es zu keinem Verdrängungseffekt der einheimischen Arbeitskräfte.⁹ Viele Interviewte wurden aktiv angeworben oder gelangten über Vermittlungsagenturen in die Schweiz. Zu Beginn besetzten sie meist wenig attraktive Stellen, für die sich keine bereits ansässigen Arbeitskräfte finden liessen, beispielsweise Saisonstellen.¹⁰ Befristete Arbeitsverträge sind in beiden Untersuchungsregionen verbreitet, und zwar nicht nur im Tourismus- und Bauhauptgewerbe.¹¹ Im Schams haben viele Handwerksbetriebe im Winter wenig Arbeit und können deshalb ihre Mitarbeitenden nicht ganzjährig beschäftigen. Die Mitinhaberin eines solchen Betriebs berichtet, wie sich trotz intensiver Suche in der Region keine geeigneten Mitarbeiter für die körperlich anstrengende und mitunter auch gefährliche Arbeit finden liessen.¹² Die regionale Arbeitsvermittlungsstelle würde ihnen ungeeignete Personen zuweisen, die sich handwerkliche Arbeit auf dem Bau nicht gewöhnt seien. Demgegenüber seien die norditalienischen Mitarbeiter hoch motiviert und lernten schnell. Als Arbeitgeber fördert die Firma deren Aus- und Weiterbildung, denn auch die Rekrutierung von Fachleuten und höherem Kader erweise sich in der Region als schwierig, insbesondere für befristete Anstellungen. Einheimische zögen für ihre Ausbildung fort und

-
- 8 Vgl. beispielsweise Gehrig et al. (2010 o.S.); Wirtschaftsforum Graubünden (Hg.) (2016: 28); Puls – das Bündner Wirtschaftsmagazin (Südostschweiz Presse und Print AG 2013) sowie die Aussagen des Präsidenten des Hoteliervereins St. Moritz, Christoph Schlatter (6.12.2018).
 - 9 Vgl. Jentsch und Simard (2009: 180): »In rural Ireland and Scotland, immigrants have predominantly been seen as an important source for hard to fill jobs.«
 - 10 Nach wie vor konzentriert sich die Zuwanderung in den Bündner Arbeitsmarkt auf Saisonstellen im Gastgewerbe (vgl. Staatssekretariat für Migration SEM, Ausländerstatistik 2018).
 - 11 Nicht Gegenstand dieser Untersuchung ist das Potenzial der Grenzgänger bei der Besetzung von Saisonstellen. Im Baugewerbe sind sie seit der Annahme der Zweitwohnungsinitiative zusammen mit Kurzaufenthaltern am stärksten vom Stellenabbau betroffen. Vgl. 3 Leben in der Tourismusregion Oberengadin, Fussnote 3.
 - 12 Telefongespräch mit Mary Hassler, hassler energia, Zillis (26.1.2018).

kehrten danach nicht zurück.¹³ Diese Lücken schliessen flexible und leistungsbereite Arbeitskräfte aus dem Ausland, wie beispielsweise Dirk Wagner. Durch eine Arbeitsvermittlungsagentur, die in Deutschland Werbung machte, gelangte er in die Region. Zu Beginn seiner Karriere in der Schweiz waren seine Arbeitsverhältnisse instabil. Bei schlechter Auftragslage wurde ihm jeweils gekündigt.

Ich war etwa fünf Jahre bei ihm [beim ersten Arbeitgeber]. Dann sagte er zu mir: »Über Winter habe ich keine Arbeit. Ich kann dich nicht zahlen, das geht nicht.« Wir waren ja nur zu zweit, der Chef und ich, über die ganze Zeit. Dann hatten wir noch den Lehrling eingestellt. Und dann sagte er: »Es geht nicht, ich muss dich kündigen. Geh mal zwei, drei Monate stempeln.« Das ist ja gang und gäbe! Und dann hat sich das über den Winter gezogen. Das war eigentlich schön, muss ich sagen. Man hatte vom Geld her ja nicht so viel eingebüsst gegenüber dem Deutschen. Dann: »Wie sieht es aus?« »Ja, ich kann es nicht sagen, ich habe da Bauaufträge, aber das ist alles noch in der Schwebе, ich weiss noch nicht, wann es los geht.« (Dirk Wagner)

Dirk Wagner fand ausserhalb der Region Arbeit und pendelte während mehrerer Monate nach Zürich. Wegen des langen Arbeitsweges kündigte er diese Stelle. Kurz danach wurde er von einem Kleinbetrieb im Schams angefragt, ob er aushelfen könne. Bereits früher hatte er kurze Zeit in dieser Firma gearbeitet.

Ich sagte: »Ja ok. Wann soll ich kommen?« »Wann kommst du?« »Wann soll ich? Morgen?« »Ja..« »Gut, wann?« »Auf 7 Uhr.« Dann bin ich am nächsten Tag zur Arbeit und dann hiess es: »Bis Weihnachten haben wir mal sicher genug.« Dann habe ich bis Weihnachten dort gearbeitet. Und dann hiess es: »Bleib gleich noch bis im Februar, ich muss meinen Stall auch noch fertig machen.« Er baute zu der Zeit gerade auch noch selber einen Stall aus zum Wohnhaus. Dann sagte ich: »Ja gut, dann mache ich hier halt noch beim Haus ein wenig fertig.« Und dann hiess es: »Bleib noch bis im Mai, ach, du bleibst sowieso, da müssen wir überhaupt nicht rumzaubern.« (Dirk Wagner)

Akzeptierte Dirk Wagner zu Beginn noch Wochenendarbeit, lange Arbeitstage, unsichere Anstellungsverhältnisse und plötzliche Entlassungen auf-

¹³ Vgl. Koller und Meffre (2013: 43-45): 41.5 % der Bündner MINT-Hochschulabsolventinnen und -absolventen leben ein Jahr nach Abschluss des Studiums nicht in Graubünden. In den übrigen Disziplinen sind es 48.2 %.

grund schlechter Auftragsslage, erhöhten sich mit zunehmender Aufenthaltsdauer seine Erwartungen an die Arbeitsstelle. Unterdessen war er Vater geworden und wünschte sich mehr Zeit mit der Familie.

Ich bin zum Teil um halb neun auf der Couch eingeschlafen, am Wochenende wie ein geschlagener Hund. Weil wir wirklich Vollgas gegeben haben, den ganzen Tag. Ich sagte, wenn es etwas gibt, was etwas ruhiger läuft, [...], ziehe ich das vor. (Dirk Wagner)

Die berufliche Neuorientierung gelang. Dirk Wagner arbeitet heute bei einer grossen Firma, die ihm Aufstiegsmöglichkeiten, geregelte Arbeitszeiten und mehr Stabilität bietet. Er ist kein Einzelfall. So unterschiedlich die Wirtschaftsstruktur der untersuchten Regionen, so ähnlich ist der Bedarf nach Arbeitskräften, die bereit sind, unregelmässige Arbeitszeiten und körperlich anstrengende Arbeit zu meist tiefen Löhnen und oft mit befristeten Arbeitsverträgen zu akzeptieren. Dieses Anforderungsprofil erfüllen hauptsächlich neu Zugewanderte. Mit zunehmender Etablierung tritt bei den Interviewten der Wunsch nach Work-Life-Balance in den Vordergrund. Das hängt sicherlich auch damit zusammen, dass fast alle Interviewten zum Zeitpunkt ihrer Zuwanderung kinderlos waren. Im Laufe der Jahre gründeten aber viele eine Familie. Bei der Suche nach besseren Arbeitsbedingungen stützen sie sich auf ihr regionales Beziehungsnetz oder absolvieren eine Ausbildung. »Once immigrants' aspirations may include becoming socially, culturally, as well as economically established, such jobs will become increasingly unsuitable for them. Employers would thus have to rely on a continuous inflow of new immigrants« (Jentsch und Simard 2009: 181). Dabei wenden sich die Arbeitgeber an ihre früheren Angestellten und bitten diese um die Vermittlung von Arbeitskräften. Besonders die von saisonalen Schwankungen geprägten Betriebe im Tourismus- und Baugewerbe sind auf stetige personelle Neuzugänge angewiesen. Der Bedarf ist meist sehr kurzfristig, wie das Zitat von Dirk Wagner zeigt. In beiden Regionen werden sowohl ungelerte Arbeitskräfte als auch Fachleute gesucht.

Seit den Interviews in den Jahren 2015 und 2016 hat sich die Situation auf dem Oberengadiner Arbeitsmarkt verändert. Fühlten sich manche ungelerte Interviewte mit wenig Sprachkenntnissen damals noch stark verunsichert, fürchteten den Verlust ihrer Stelle und konstatierten ein Ansteigen insbesondere der sprachlichen Anforderungen, bekunden die Hoteliers drei Jahre später Mühe, geeignetes Personal zu rekrutieren. Stellen bleiben unbesetzt oder müssen mit ungeeignetem Personal besetzt werden. Gemäss dem Präsiden-

ten des Hoteliervereins St. Moritz, Christoph Schlatter, kehrten in den letzten Monaten viele portugiesische und italienische Angestellte in ihr Herkunftsland zurück, um vom dortigen Tourismusboom zu profitieren und ein eigenes Kleinunternehmen aufzubauen.¹⁴ Wie für die Handwerksbetriebe im Schams ist es auch für die Hotels im Engadin insbesondere schwierig, Fachkräfte für Saisonstellen zu rekrutieren. Christoph Schlatter ist überzeugt, dass es neue Modelle braucht, beispielsweise eine Abkehr vom Saisonbetrieb. Dies wäre ein Gewinn für die ganze Region.¹⁵

8.2 Das unerkannte Potenzial – berufliche Dequalifizierung

Im Zuge der Diskussion um den Fachkräftemangel rückt die Nutzung brachliegender ökonomischer Potenziale in den Vordergrund. Dazu zählen auch die Ressourcen von Zugewanderten, deren Berufsdiplome und -erfahrungen in der Schweiz nicht anerkannt werden. Riaño, Baghdadi und Wastl-Walter (2006) zeigen in ihrer Studie zu qualifizierten Migrantinnen aus sogenannten Drittstaaten, wie diese Frauen, die meist aus familiären Gründen in die Schweiz ziehen, nur schwer eine ihren Qualifikationen entsprechende unbefristete Stelle finden – und dies trotz guter Kenntnisse in der Landessprache. Persönliche Ressourcen und Bildungsabschlüsse würden unterbewertet oder nicht anerkannt. Ergänzt werde diese Dequalifizierung durch in der Schweiz herrschende Rollenbilder, die Migrantinnen vorwiegend als Hausfrauen und

¹⁴ Parallel zur zunehmenden Auswanderung von Portugiesinnen und Portugiesen ist in den letzten Jahren auch die Zuwanderung aus Portugal allmählich gesunken. Dies ergibt für den ganzen Kanton Graubünden 2019 zum vierten Mal in Folge einen negativen Migrationssaldo der ständigen portugiesischen Wohnbevölkerung (<https://www.grimpuls.ch/aktuelles/leichter-anstieg-der-zuwanderung-2019>, 23.7.2020). Im Oberengadin erreichte die ständige portugiesische Wohnbevölkerung 2014 einen Höchststand mit 2218 Personen. Danach ging sie allmählich auf 1992 Personen Ende 2018 zurück (AWT Graubünden: Ständige Wohnbevölkerung nach detaillierter Nationalität, Gemeinden (Gemeindestand 2018: 108 Gemeinden)).

¹⁵ Telefongespräch mit Christoph Schlatter (6.12.2018), vgl. 5.5 Akzeptanz in der kleinräumigen Gesellschaft, Fussnote 46. Eine innovative Lösung lancierte die Fachhochschule Graubünden 2015 mit einem Mitarbeiter-Sharing-Projekt zwischen Gastrobetrieben im Tessin und Graubünden. Saisonstellen werden gebündelt, Arbeitnehmende sind im Sommer im Tessin und im Winter in Graubünden tätig. Voraussetzung ist dabei die Mobilität und Flexibilität der Angestellten.

Mütter wahrnähmen und weniger als qualifizierte Arbeitskräfte. Die Autorinnen kommen zum Schluss, dass Migration für viele gut ausgebildete Frauen einen Statusverlust bedeutet. Gleichzeitig erkennen sie zahlreiche Strategien, wie die betroffenen Frauen ihre berufliche Situation zu verbessern versuchen (Riaño et al. 2006: 3). Die Geringschätzung des mitgebrachten kulturellen Kapitals¹⁶ bezieht sich aber nicht nur auf Frauen aus Drittstaaten und auf ausländische Bildungsabschlüsse, wie die Interviewaussagen zeigen.¹⁷

Das, was ich mir in diesen zwei Jahren Ausbildung [in Deutschland] angeeignet habe, habe ich versucht, hier rüberzubringen, also mein Gelerntes zu zeigen. Und es war alles falsch. Es war ALLES falsch! »Ja, die Deutschen machen es halt anders als wir in der Schweiz.« Und das hat mir dann so den Mut genommen, wo ich dann gesagt habe, nein, nein, das geht so nicht. Aber ich habe mich dann doch zusammengerissen und habe dann weitergemacht. [...] Im Deutschen ist es vom Arbeiten her auch ein bisschen anders. Dort müssen wir auch... schnell, schnell, schnell, und so viel wie möglich. Und ich habe eben diese Arbeit hier mit hergebracht. Wo sie mir dann immer wieder gesagt haben: »Ruhig, mach langsam, wir haben Zeit.« Also hier im Heim heisst es, wir achten mehr auf die Bewohner als auf die Arbeit. Und das ist dann für mich eine relativ grosse Umstellung gewesen. (Bettina Wagner)

Trotz der anfänglich negativen Erfahrungen am Arbeitsplatz wurde Bettina Wagner der in Deutschland absolvierte Teil ihrer Ausbildung angerechnet und sie konnte diese in der Schweiz beenden. Aleksandra Mani verfügt über eine slowakische Fachmaturität im Tourismusbereich. Zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf wollte sie nach ein paar Jahren im Gastgewerbe eine neue Stelle suchen. Ihre Erfahrungen waren ernüchternd.

¹⁶ Bourdieu (1983) unterscheidet drei Typen von kulturellem Kapital: inkorporiertes, objektiviertes und institutionalisiertes Kulturkapital. Der Zugang zum Schweizer Arbeitsmarkt erfolgt nach wie vor mehrheitlich über die Anerkennung von Berufsdiplomen (institutionalisiertes Kulturkapital). Erst allmählich ist bei einzelnen Arbeitgebern erkennbar, dass sie dem inkorporierten Kulturkapital, also dem, was die Person an Bildung und Kompetenzen verinnerlicht hat, mehr Bedeutung zumessen. Gerade für Zuwanderte, die über keine oder in der Schweiz nicht anerkannte Bildungsabschlüsse verfügen, ist diese Haltung zentral für ihr berufliches Fortkommen.

¹⁷ Ob dieses Phänomen besonders Frauen betrifft, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Die Auswahl der Interviewten ist diesbezüglich nicht repräsentativ. Interviewte Männer berichteten jedoch nicht von solchen Erfahrungen.

Aleksandra Mani: Ohne schweizerische Ausbildung kommst du nicht sehr weit. Nein. Ich habe in der Slowakei die Maturität gemacht, die in der Schweiz vielleicht nicht so viele Leute haben oder nicht alle. In der Slowakei haben wahrscheinlich mehr Leute eine Maturität, weil wir ein anderes System haben. Aber es wurde mir gesagt, dass meine, meine ganze Ausbildung ist vielleicht wert wie eine Woche Migros Klubschule.

Interviewerin: Deine Hotelfachausbildung?

Aleksandra Mani: Ja.

Interviewerin: Hast du dein Diplom einmal gezeigt?

Aleksandra Mani: Ja, ich habe das alles auf Deutsch übersetzt und äh, ich habe nicht probiert, das anerkennen zu lassen.

Interviewerin: Wer hat dir denn gesagt, dass das so ist?

Aleksandra Mani: Ich war bei einer Beraterin und habe gesagt, ja, weil ich habe schon... ich möchte auch, ich möchte mit meinem Mann mehr Zeit verbringen als Familie. Weil ich finde, dieser Beruf ist für jede Familie das Schlimmste, was es gibt. Leider. Es ist gut für Singles, die Spass haben wollen, aber Familie, nein. Dann habe ich Kontakte gesucht, Arbeitsmöglichkeiten, so einfach eine Vorstellung, was ich mit meiner Ausbildung hier in der Schweiz machen könnte. Dann bin ich zu einer Beraterin gegangen, die das eigentlich macht. Aber das ist, glaube ich, mehr so gedacht für Schweizer, also junge Schweizer, die noch nicht wissen, was sie studieren oder machen möchten. Sie hat meine ganze Situation ein wenig abgeklärt, was ich gemacht habe und so und sie hat mir ehrlich gesagt: »Ja wissen Sie, da gibt es im Moment auch so viele Schweizer, die KV gemacht haben und keinen Job finden oder, ja, es ist schwierig und so und ich werde zu Ihnen ehrlich sein, nicht böse gemeint. Wenn jetzt ein Schweizer kommt und Sie kommen mit Ihrer Matura, dann haben Sie keine Chance.« Aber sie hat mir eben diese Schule empfohlen, die ich jetzt mache.

An dieser Stelle wird deutlich, wie beiderseits Informationsdefizite über das Funktionieren der jeweiligen Systeme und über beratende Stellen bestehen. Berufsberatungen in den ländlichen Regionen Graubündens scheinen – auch anderen Aussagen zufolge – noch wenig sensibilisiert für die Anliegen und spezifischen Voraussetzungen ausländischer Ratsuchender. Beispielsweise kommen in den Gesprächen öfter Unklarheiten bezüglich der Anerkennung ausländischer Diplome zur Sprache und dies, obwohl die kantonale Fachstelle für Integration auf ihrer Webseite und in ihrer Infothek in Chur Informationen und weiterführende Adressen anbietet und öffentliche Institutionen auf

dieses Angebot aufmerksam macht. Auch an einer Fachhochschule konnte man Aleksandra Mani nicht sagen, ob ihr Diplom für einen dort angebotenen Lehrgang anerkannt sei. Für sie unverständlich, kommt sie doch aus einem EU-Land und findet, es müsste nicht so schwierig sein, die Ausbildungsgänge miteinander zu vergleichen. Ihre Erfahrung zeigt, dass bei der Beurteilung ihrer Kompetenzen einzig ihr Diplom, also ihr institutionalisiertes Kulturkapital, von Bedeutung ist. Ihr inkorporiertes Kulturkapital, also ihr während der Ausbildung und der verschiedenen Berufspraktika sowie in der Praxis angeeignetes Wissen, wird ignoriert, obwohl es sie unter Umständen viel eher qualifiziert als ein papiernes Dokument. Von der Qualität der Berufsberatung ist Aleksandra Mani enttäuscht. Als Migrantin ist sie auf solche Institutionen angewiesen, fehlt ihr doch das persönliche Netzwerk, um selbst an die notwendigen Informationen zu gelangen.¹⁸

Fernanda Jörgs brasilianisches Hochschuldiplom in Sozialer Arbeit wurde in der Schweiz nicht anerkannt. Um dennoch in ihrem Fachbereich arbeiten zu können, absolvierte sie in der Schweiz eine Ausbildung zur Lerntherapeutin. Danach gelang ihr – dank eines Therapeuten, der sie in seine Praxisgemeinschaft aufnahm – schnell der Einstieg in die Therapietätigkeit.

Er behandelte mich auf Augenhöhe. (Fernanda Jörg)

Diese gleichberechtigte Behandlung war für Fernanda Jörg im Engadin nicht selbstverständlich. Neben ihrer Arbeit als selbstständige Therapeutin übte sie ihren Beruf auch an Schulen aus. Ein Schulleiter stellte ihre Fachkompetenz in Frage und verlangte Einsicht in ihre Diplome, obwohl sie vor seiner Amtszeit regulär angestellt worden war. Fernanda Jörg war entsetzt.

Das ist mir sonst noch nie passiert! Ohne Diplome hätte ich ja gar nicht als Therapeutin an der Schule arbeiten können! (Fernanda Jörg)

Solche Vorkommnisse verstärkten ihr Gefühl der Fremdheit im Engadin. Trotz der schweizerischen Berufsausbildung wurden ihre Kompetenzen in Zweifel gezogen. Zusammen mit anderen Faktoren führte dies zum Entscheid Fernanda Jörgs und ihres Mannes, aus dem Engadin wegzuziehen. Fernanda Jörg sieht Arbeit nicht nur als Broterwerb. Sie möchte sich in ihrem Leben auf allen Ebenen verwirklichen können und von den Mitmen-

¹⁸ Vgl. Berthoud (2015: 20).

schen als ebenbürtige Person wahrgenommen werden.¹⁹ Diese Akzeptanz vermisste sie im Engadin. Heute lebt und arbeitet sie in der Region Zürich. Dort gebe es mehr offene Menschen, die mit ihr auf Augenhöhe sprechen, findet Fernanda Jörg. Dennoch eckt sie mit dem von ihr so genannten »Querdenken« an, der Irritation, die im Austausch mit anderen entsteht. Ihre Arbeitskolleginnen und -kollegen empfänden sie als anders, berichtet sie. Ihre Gedanken irritierten und regten zum Nachdenken an, stellten für die einen eine erfrischende Bereicherung dar, für die anderen eine Störung im effizienten Arbeitsprozess. Fernanda Jörgs Querdenken beruht nicht nur auf unterschiedlichen kulturellen Hintergründen, sondern auch auf den vielfältigen Lebenserfahrungen, die ihr Denken und Handeln prägen.

Den drei hier zu Wort gekommenen Frauen gemeinsam ist, dass sie bei ihrer Ankunft mit der Entwertung ihres bisherigen kulturellen Kapitals konfrontiert wurden. Sätze wie: »Ihre Ausbildung ist etwa so viel wert wie eine Woche Migros Klubschule« oder »Es war alles falsch« hallen auch Jahre später noch nach. Alle drei Frauen liessen sich aber nicht entmutigen. Sie mobilierten die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen, um in der Schweiz beruflich Fuss fassen zu können. Dafür wählten sie den Weg über eine institutionalisierte Ausbildung, mit einem schweizerisch anerkannten Diplom als Beleg für ihre Kompetenzen. Dabei konnten sie alle auf unterstützende Partner und/oder Arbeitgeber zählen.

8.3 Abwanderung kompensieren – Leerräume besetzen

Gerade in von Abwanderung betroffenen Kleinstgemeinden, wie sie sich im Avers oder am Schamserberg finden, kommt den Potenzialen aller Zugewanderten, unabhängig von ihrer Herkunft, eine grosse Bedeutung zu. Jede zusätzliche Person mit all ihren Qualitäten und Ressourcen zählt. Sie zahlt Steuern, sie konsumiert und sie trägt zum Erreichen der notwendigen Masse für den Erhalt oder gar den Ausbau von Infrastruktur bei.²⁰ An anderer Stelle wurden die Herausforderungen im Zusammenhang mit der Integration ausländischer Kinder ins örtliche Schulsystem diskutiert.²¹ Bei einem Auslän-

¹⁹ Vgl. Riaño et al. (2006: 3): »Qualifizierte Migrantinnen bezeichnen ihre berufliche Entwicklung als zentrales Ziel und als wichtigen Teil ihrer persönlichen Identität.«

²⁰ Vgl. Machold et al. (2013) und Perlik (2011: 31) »New residents, even if only temporarily present, pay taxes, ask for services and consume local products.«

²¹ Vgl. 5.6 Kinder (des-)integrieren.

deranteil von über 40 % in einigen Schulen des Oberengadins wird aber auch deutlich, dass die Zuwanderung neue Arbeitsplätze schafft oder bestehende erhält. In kleineren Gemeinden oder in Kleinstgemeinden können Schulklassen oder gar Schulen erhalten bleiben.²² Damit trägt die Zuwanderung zum Attraktivitätserhalt der Gemeinde für die bereits Ansässigen und weitere Zugängerinnen und Zuzüger bei.²³

Meine Kinder waren die Mehrheit in der Schule (Lachen). Die Schule ist so klein. Wenn meine Kinder nicht da wären, gäbe es die Schule nicht (Lachen).
(Gloria Ferreira)

Darüber hinaus bringen die Zugewanderten weitere individuelle Qualitäten mit, die für das Funktionieren einer Gemeinde von Bedeutung sind. In den Kleinstgemeinden im Avers und am Schamserberg scheint die Bevölkerung besondere Fähigkeiten der Zugewanderten schnell wahrzunehmen und weiss diese zu nutzen. Denn durch die Abwanderung der jungen Generation bleiben Ämter und Funktionen im Dorfleben unbesetzt und die Vereine leiden an Überalterung. Freiwilliges Engagement ist deshalb willkommen. Wer ein Instrument spielt oder singt, wird in den Chor oder die Dorfmusik eingeladen und vielleicht zum Erteilen von Musikunterricht angefragt. Die Führung eines kleinen Campingplatzes oder einer temporären Bar im Winter wird den neuen Einwohnerinnen oder Einwohnern angeboten, wenn sich sonst niemand findet. Gefragt sind auch Computerkenntnisse zur Gestaltung eines Veranstaltungsplakats, Organisationstalent für ein Fest, journalistisches Flair für die Berichterstattung im Lokalblatt oder Mithilfe beim Heuen. Die explizite Ansprache von Zugezogenen erfolgt aber vorwiegend in sehr kleinen Dörfern. Bereits in den bevölkerungsreicherem Gemeinden Zillis und Andeer ist das Leben etwas anonymer. Man registriert zwar neu Zugezogene, grüßt sich auf der Strasse, bleibt für einen kleinen Schwatz stehen oder hilft sich gegenseitig mit kleinen Dienstleistungen aus. Explizite Aufforderungen zur

22 Vgl. Gesetz für die Volksschulen des Kantons Graubünden (Schulgesetz) vom 21. März 2012 (Stand 1. Januar 2016): »Die Abteilungsgrössen dürfen in der Regel 24 Schülerinnen und Schüler nicht überschreiten und fünf Schülerinnen und Schüler nicht unterschreiten.«

23 Ob dies – wie von Kirchhoff und Bolte (2015) für ländliche Regionen in Deutschland konstatiert – zu einer offeneren Haltung der ansässigen Bevölkerung gegenüber der Zuwanderung führt, wäre Gegenstand weiterer Untersuchungen (vgl. 1.1 Migration im ländlichen Raum als Forschungsthema).

Mitwirkung in einem Verein sind aber seltener. Dasselbe gilt für das Oberengadin. Wer sich dort freiwillig engagiert, hat dies meist aktiv gesucht.

Die von Abwanderung geprägte Region kann dank der Zuwanderung personelle Lücken schliessen und auf den breiten Erfahrungsschatz der diversifizierten Bevölkerung zurückgreifen. Den Zugewanderten verschafft die Partizipation Kontakte in der Region und ermöglicht das Zeigen ihrer Stärken. Ihre speziellen Kenntnisse und Fähigkeiten können insbesondere in kleinen Dörfern als Türöffner dienen, unter Umständen gar zu neuen beruflichen Tätigkeiten.²⁴ In keinem Interview ist jedoch taktisches Kalkül im freiwilligen Engagement erkennbar. Wer bereit ist, sein Potenzial ins Gemeinschaftsleben einzubringen, findet Akzeptanz, solange die Beiträge dem Interesse der Gemeinschaft entgegenkommen. Eine solcherart erfahrene Wertschätzung fördert das Zugehörigkeitsgefühl. Neue Ideen stossen hingegen gerade im ländlich geprägten Avers und Schams zumindest anfänglich oft auf Ablehnung oder Unverständnis.²⁵ Und die direkte persönliche Anfrage um Mitwirkung kann unter Umständen als sozialer Druck empfunden werden. In den Interviews überwiegt aber deutlich die Freude darüber, als Mitglied der Gemeinschaft wahrgenommen zu werden. Gleichzeitig lassen verschiedene Interviews das Bemühen um ein konfliktfreies Zusammenleben erkennen. Man ist darauf bedacht, das bestehende Gefüge am Wohnort nicht aus dem Lot zu bringen oder durch eigene Aktivitäten negativ aufzufallen.

Ich möchte auch nicht stören, denn es gibt Leute, die dafür [für das Orgelspiel in der Kirche] bezahlt werden. Sie haben das als Job. Ich spiele nur, wenn sie mich brauchen. Dann schreiben sie ein E-Mail. Dann komme ich gern. Oder wir organisieren auch kleine Konzerte. (Roberto Conti)

Vorsicht ist insgesamt in den Interviews zu erkennen, insbesondere wenn es darum geht, sich kritisch über das nächste Umfeld, aber auch über die Schweiz im Allgemeinen zu äussern. Im kleinräumigen Avers und Schams manifestiert sich diese Zurückhaltung noch deutlicher als im Oberengadin.

24 »Wer über eine bestimmte Kulturkompetenz verfügt, [...] gewinnt aufgrund seiner Position in der Verteilungsstruktur des kulturellen Kapitals einen *Seltenheitswert*, aus dem sich Extraprofite ziehen lassen« (Bourdieu 1983: 187).

25 Vgl. 8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen.

8.4 Erwünschte politische Partizipation

In kleinen Gemeinden gibt es proportional zur Bevölkerung viel mehr zu besetzende politische Ämter als in grösseren. Das verlangt von den Bürgerinnen und Bürgern ein überproportionales Engagement. Das Interesse daran nimmt aber stetig ab, obwohl die politischen Prozesse in unmittelbarer Nähe stattfinden und die Bevölkerung direkteren Einfluss nehmen kann.²⁶ Durch die Gewährung des passiven Wahlrechts²⁷ für Ausländerinnen und Ausländer könnte die Anzahl möglicher Kandidaturen für die zu besetzenden Ämter etwas erhöht werden. Für Kleinstgemeinden wäre dies eine Chance, Engpässe bei der Besetzung politischer Ämter zu überwinden.²⁸ In Graubünden besteht diese Möglichkeit seit 2004. Mit der Annahme der neuen Kantonsverfassung stimmte die Bündner Stimmbevölkerung 2003 auch der Einführung des fakultativen Ausländerstimmrechts auf Gemeindeebene zu.²⁹ Trotz ten-

²⁶ Vgl. Ladner und Bühlmann (2007: 21ff; 221ff.).

²⁷ Das Recht, sich als Kandidatin oder Kandidat für ein Amt aufzustellen zu lassen und gewählt werden zu können.

²⁸ Vgl. Adler et al. (2015): Zur Belebung des kommunalen Milizsystems empfehlen die Autoren das passive Wahlrecht auf Gemeindeebene für Ausländerinnen und Ausländer, weisen aber darauf hin, dass dies allein nicht ausreicht, »um dem politischen Milizsystem neue Impulse zu verleihen« (ebd. 34). Ihre Umfrage zeigt, dass die Erteilung des passiven Wahlrechts keine negativen Auswirkungen hatte, dass aber nur wenige Ausländerinnen und Ausländer in politische Ämter gewählt wurden. (vgl. Interview mit Pius Kessler, Regionaljournal Ostschweiz und Graubünden, 27.6.2017. <https://www.srf.ch/news/regional/aargau-solothurn/zur-debatte-im-kantonsrat-die-erfahrungen-aus-der-ostschweiz> (23.7.2020)).

²⁹ Vgl. Verfassung des Kantons Graubünden, Art. 9 Abs. 4: »Die Gemeinden können nach Massgabe des kommunalen Rechts Auslandschweizerinnen und Auslandschweizern beziehungsweise Ausländerinnen und Ausländern das Stimmrecht sowie das aktive und passive Wahlrecht in Gemeindeangelegenheiten erteilen« (2003, eingeführt ab 1.1.2004). Bisher haben 25 Gemeinden das sogenannte Ausländerstimmrecht eingeführt (Stand März 2019 gemäss Auskunft von Thomas Kollegger, Leiter Amt für Gemeinden). In der Deutschschweiz kennen nur die drei Kantone AR, BS und GR das passive Wahlrecht für Ausländer. Graubünden liegt in der Deutschschweiz an der Spitze, was die Erteilung von politischen Rechten an Ausländer betrifft. In der Westschweiz hingegen ist das passive Wahlrecht auf Gemeindeebene stark verbreitet. Adler et al. (2015) zählen dort insgesamt 575 Gemeinden. Als erster Kanton gewährte Neuenburg bereits 1849 niedergelassenen Ausländern das Wahl- und Stimmrecht auf Gemeindeebene, seit 2001 auch auf Kantonsebene. Der Kanton Jura hielt bei der Kantonsgründung (1979) das Wahlrecht für Ausländer in der Verfassung fest.

denziell eher konservativer politischer Einstellung sind es mehrheitlich kleine bis sehr kleine Gemeinden mit weniger als 1000 Einwohnern oder fusionierte Gemeinden, die bisher das Stimm- und Wahlrecht für Ausländer eingeführt haben. Zwei nicht eingebürgerte Interviewte leben in solchen Gemeinden und nutzen ihre politischen Rechte.³⁰

Über die Motivation der lokalen Stimmbevölkerung zur Annahme des Ausländerstimmrechts gibt es keine Daten. In der Abstimmungsbotschaft der Gemeinde Jenaz von 2013 war zu lesen, die Personen mit Niederlassungsbewilligung wohnten bereits seit sehr vielen Jahren in der Gemeinde und »werden oftmals als Schweizer, respektive Jenazer betrachtet.«³¹ Ähnlich sieht es der Gemeindepräsident von Rehetobel Urs Graf: »Sie haben sich gut integriert und man kennt sie. Wir haben keine negativen Schlagzeilen ihretwegen.«³² Die Schilderungen von Axel Schneider weisen in dieselbe Richtung. Trotz fehlendem Wahl- und Stimmrecht war er von Anfang an am politischen Geschehen in seiner Wohngemeinde interessiert.

Ich bin, wenn es ging, immer an die Gemeindeversammlung, obwohl ich nicht abstimmen durfte. Mich hat das interessiert. Was geht da? Was wird da diskutiert? Weil ich das aus Deutschland auch nicht kannte. Ich habe das sehr geschätzt. Ich schätze das nach wie vor. Und dann waren Wahlen und dann waren irgendwelche Delegierten-Posten zu vergeben. Das war vielleicht im dritten Jahr oder so. Dann sagte einer, er schlage mich vor. Und der Gemeindepräsident guckte mich an: »Bisch du Schwizer?« Ich verneinte. (Axel Schneider)

Die Frage bestätigt die oben zitierten Aussagen aus Jenaz und Rehetobel. Im Dorf kennt man einander und weiß, wem man vertrauen kann und wer sich für die Anliegen der Bevölkerung engagiert. Für die Besetzung eines politischen Amtes auf kommunaler Ebene ist deshalb die Staatszugehörigkeit zweitrangig. Axel Schneider vermutet, dass die oben geschilderte Situation den Anstoß zur Einführung des Ausländerstimmrechts in seiner damaligen Wohngemeinde gab und von der Stimmbevölkerung akzeptiert wurde, weil »es von innen gekommen ist«, von politisch aktiven Gemeindemitgliedern

³⁰ Im Untersuchungsgebiet gewähren Bever (seit 2006), Bregaglia (seit 2009), Donat (seit 2007) und Casti-Wergenstein (seit 2012) das kommunale Stimm- und Wahlrecht für niedergelassene Ausländerinnen und Ausländer.

³¹ Zier (SO 11.6.2013).

³² Zit. in Tibolla (AZ 2.12.2014). Rehetobel liegt im Kanton Appenzell Ausserrhoden.

und nicht als Ergebnis eines Drucks von aussen. Bei der geringen Zahl stimm- und wahlberechtigter Ausländerinnen und Ausländer bestehe auch nicht die Gefahr, dass diese die Oberhand gewinnen könnten. Dies würde, wenn überhaupt, dann eher auf zugezogene Schweizerinnen und Schweizer zutreffen, meint Axel Schneider. Bei der Einführung des Ausländerstimmrechts geht es seiner Meinung nach nicht primär darum, die Besetzung politischer Ämter in der von Abwanderung geprägten Gemeinde zu garantieren.

Ich glaube, dieser pragmatische Gedanke steht nicht im Vordergrund. Sondern du bist Teil von der Gemeinschaft und wenn man dich kennt und wenn man dich einschätzen kann, fragt man dich auch an, was du kannst. (Axel Schneider)

Dies unterstreicht auch seine folgende Schilderung.

Kaum hatte ich meine C-Bewilligung gehabt, ging das Telefon vom Gemeindepräsident, ob ich mich nicht für den Gemeindevorstand aufstellen lassen könnte. Sie bräuchten noch einen. Dann habe ich in der ersten Runde gesagt: »Nein, ich möchte mich noch nicht in den Mittelpunkt rücken und engagiere mich in anderen Bereichen kultureller Art.« [...] Und drei Jahre später kam die Anfrage nochmals und dann habe ich gesagt: »Gut, jetzt kenne ich alles, jetzt würde es auch passen« und habe dann zugesagt und bin dann da an der nächsten Gemeindeversammlung in den Vorstand gewählt worden. (Axel Schneider)

Mehrheitlich zeigen sich die Interviewten in beiden Regionen nur schwach an Politik interessiert.³³ Manche würden jedoch gerne abstimmen und wählen und Einzelne engagieren sich aktiv politisch, indem sie sich bei Gemeindewahlen als Kandidaten aufstellen lassen oder gar ein kommunales politisches Amt einnehmen. Die politisch Interessierten haben klare politische Meinungen und konstruktive Ideen zu spezifischen kommunalen oder regionalen Problemen. Das Themenspektrum reicht von der Einrichtung bedürfnisgerechter Kinderbetreuung über strengere Regeln zur Arbeitslosenversicherung bis zum Wunsch, Kleinstgemeinden zu fusionieren. Der Fokus des politischen Interesses liegt auf kommunalen und regionalen Themen.

³³ Etwa 40 % der Interviewten zeigen politisches Interesse und nutzen ihre politischen Rechte. Damit unterscheidet sich diese nicht repräsentative Auswahl nicht sonderlich von der Schweizer Bevölkerung im Allgemeinen. Die Wahl- und Stimmteilnahme liegt meist unter 50 %.

Verschiedene Interviewte weisen auf das Ungleichgewicht von Rechten und Pflichten hin. Sie zahlen zwar Steuern, haben aber kein Mitspracherecht, wenn es um die Verwendung dieser Steuergelder geht.

Das finde ich schade. Vor allem, dass, wer die Niederlassung C hat, nicht wählen darf. Denn wir zahlen unsere Steuern hier. Das finde ich einen Mangel. Es könnte auch sein, wer schon mehr als 15 Jahre hier ist. Es müsste die Möglichkeit geben, am politischen Leben teilzunehmen. Denn wir leben schliesslich hier. Und andere entscheiden für uns. Aber wir zahlen unsere Steuern hier. Unser Leben ist hier. Das finde ich, ist wenn es nicht auf Bundesebene möglich ist, dann wenigstens auf der kommunalen Ebene. Ich würde gerne an den Gemeindeversammlungen teilnehmen, um zu wissen, was läuft, um wählen zu können. Denn schliesslich, wenn sie etwas entscheiden, betrifft es uns auch. [...] Ich bin seit 28 Jahren hier, ein ganzes Leben. Ich finde das ein wenig schwierig. Sie könnten es wechseln... Vielleicht nicht für alle. Aber für jene, die schon einige Jahre hier sind, die teilhaben wollen am gesellschaftlichen Leben. Ich kenne fast alle vom Gemeinderat und ein paar sind meine Kunden. Aber ich kann nicht... und wir sprechen oft von dem, was in der Gemeinde läuft, was man ändern könnte. Aber ich kann nicht abstimmen. Es ist schade. (Fátima da Silva)

Das Motto der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung »No taxation without representation« sollte dieser und anderen Interviewten zufolge auch heute im Kontext unserer stark von Migration geprägten Gesellschaft gelten.³⁴ In der Schweiz ist ein Viertel der Bevölkerung ganz oder teilweise von der politischen Mitsprache ausgeschlossen, ein Zeichen für ein Demokratiedefizit, wie Prodolliet (2018) konstatiert. Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM) wies bereits 2010 darauf hin, dass aus ihrer Sicht der Ausschluss von damals einem Fünftel der Bevölkerung von der politischen Mitbestimmung nicht tolerierbar ist.³⁵ Aus der Perspektive einer Betroffenen hört sich das folgendermassen an:

Wir hatten eine ganz junge Frau im Verein, sie war noch jünger als ich. Wir begannen über Wahlen zu sprechen. Über Politik. Das interessierte mich. Plötzlich sagte sie – so absurd –, dass die Ausländer natürlich nicht ihre Meinung sagen können. Da sagte ich ihr: »Aber wenn ein Ausländer wirklich hier

34 Vgl. Adler et al. (2015: 6).

35 Vgl. EKM (2010: 5).

lebt, zwar den Pass nicht hat, aber er lebt trotzdem hier! Er hat auch eine Meinung!« An dem Tag ging ich nach Hause, ich weinte so viel, denn ich dachte, ich hatte schon Kinder, ich war schon sieben Jahre da... Ich habe mich nie dafür interessiert, den Pass zu machen. Ich begann darüber nachzudenken, was meine Rechte sind. Ich wollte auch meine Meinung sagen können. Ich beantragte den Pass erst, als wir schon fast acht Jahre verheiratet waren. Dann hatte ich den Schweizer Pass und ich ging schon das erste Mal wählen.
(Fernanda Jörg)

Ein Drittel der Interviewten ist bereits im Besitz der Schweizer Staatsbürgerschaft, andere geben an, sich Gedanken über die Einbürgerung gemacht zu haben. Der Aufwand eines Einbürgerungsverfahrens, das Abklären der steuerlichen Konsequenzen oder der Möglichkeit einer Doppel- oder gar Mehrfachbürgerschaft schreckt jedoch einige ab, aber auch die Angst, dass das Gesuch abgelehnt werden könnte, was ihre Nicht-Zugehörigkeit unterstreichen würde.

8.5 Von Migrantinnen und Migranten lernen

»Die Potenziale der Zugewanderten, nicht nur die ökonomischen, haben wesentlich dazu beigetragen, dass die Schweiz sich erneuern konnte« (Schmid 2015: 15). Dies gilt auch für den alpinen Raum. Diese Erneuerung erfolgt oft fast unbemerkt. Viele Einflüsse von Migrantinnen und Migranten sind nicht direkt erkenn- und beschreibbar und zuweilen haben sie selbst das Gefühl, wenig Neues einbringen zu können.

Interviewerin: Bringst du neue Impulse?

Axel Schneider: Das ist schwierig, weil man ja nicht verstanden wird, denke ich im ersten Moment (nachdenken). Wobei ich mich natürlich auch engagiere in Gremien, wo ich das Gefühl habe, da kommt es eher an, wie jetzt bei der Transviamala [Sportanlass] oder im touristischen Bereich oder mit dem Naturpark zusammen.

Dennoch weisen Äusserungen der Interviewten darauf hin, dass ihr Handeln ihre Umgebung mitprägt. Es sind oft kleine Begebenheiten und Impulse, die auf das Umfeld wirken.

Ich machte ein Fest auf dem Berg mit Suppe und Aperitif für 70 Personen. Ich und meine Tochter servierten. [...] Am nächsten Tag kam ein Mann vorbei

zum Fleisch kaufen und er sagte: »Du hast das so gut gemacht. Du hast das so einheimisch mit Latino gemacht.« (Lachen) (Gloria Ferreira)

Migrantinnen und Migranten begegnen ihrer neuen Umgebung mit einem Blick von aussen. Sie erkennen Potenziale und Leeräume, die von den langjährigen Bewohnerinnen und Bewohnern vielleicht nicht wahrgenommen werden und sie bringen neues kulturelles und soziales Kapital mit: Wissen, Erfahrungen, Kontakte, Handlungsweisen, aber auch Risikobereitschaft. Dies alles kann zur oben genannten Erneuerung beitragen. Unter den Interviewten findet sich aber niemand, der als sogenannter Raumpionier mit dem expliziten Ziel in die Region zog, sich an diesem als »leerem Möglichkeitsraum« interpretierten Ort selbst zu verwirklichen.³⁶ Die Idee zur beruflichen Selbstständigkeit und das Erkennen von Möglichkeitsräumen erfolgte erst vor Ort. Dabei fällt in beiden Regionen das kreative unternehmerische Potenzial einiger Interviewter auf.³⁷ Sowohl im Engadin als auch im Avers und Schams sind ein Drittel der Interviewten beruflich (teil-)selbstständig. Ihre Tätigkeiten stehen fast ausschliesslich in engem Bezug zur Region, zu deren Ressourcen, aber auch zu den vorhandenen Angebotslücken. War es ihr Blick von aussen, der das brach liegende Potenzial erkennen liess? War es mangels anderer Verdienstmöglichkeiten, dass sie den Weg in die Selbstständigkeit wählten? Oder zeichnen sie sich als Migrantinnen und Migranten durch besondere Risikofreude und hohe Motivation aus, das Leben selbst in die Hand zu nehmen? Unter den Interviewten findet sich all dies in unterschiedlicher Konstellation. Nahezu allen Geschäftstätigkeiten zugrunde liegt aber die Aussage von Gloria Ferreira:

Ich bin hier, ich arbeite mit dem, was es hier hat. (Gloria Ferreira)

Dieser Bezug auf die lokalen Ressourcen heisst in ihrem Fall, dass sie die Produkte des familiären Landwirtschaftsbetriebs vermarktet. Zusätzlich reinigt und bewirtschaftet sie Ferienwohnungen und bietet Catering für Anlässe in der Region an. Alle diese Tätigkeiten lassen sich mit der Familienarbeit verbinden.

Ich wohne in diesem Weiler. Ich könnte sagen, ich würde lieber in einer Kleider-Boutique arbeiten. Ja, ich würde gern in einer Boutique arbeiten!

³⁶ Vgl. Schneider und Redepenning (2011).

³⁷ Ob dies typisch für Zugewanderte ist oder ob es auch unter der angestammten Bevölkerung gleichermaßen verteilt ist, wurde an dieser Stelle nicht untersucht.

Was mache ich? Gehe ich nach Chur? Soll ich eine zweistündige Reise machen, um in einem Kleiderladen in Chur zu arbeiten? Oder sage ich: »Nein, ich bin hier, ich arbeite mit dem, was es hier hat.« (Gloria Ferreira)

In beiden Regionen suchen die beruflich selbstständigen Interviewten nach Lücken, die sie – ausgehend von ihrem persönlichen Potenzial – mit Angeboten füllen. Im Oberengadin liegen diese in tourismusnahen Geschäftsbe reichen. Es braucht Reinigungsfirmen für Ferienwohnungen und Grossverteiler für Frischwaren. Souvenir-Geschäfte, Bars und kulturelle Veranstaltungen kommen den Wünschen der Gäste nach Konsum und Unterhaltung nach. Am Beispiel der Kulturangebote zeigt sich, dass die Lücken nicht immer auf einer bereits explizit bestehenden Nachfrage beruhen, sondern dass auch Neues geschaffen werden kann. Franca Bianchi hat sich basierend auf ihrer wissenschaftlichen Ausbildung ein eigenes, bisher in der Region noch wenig aus gebautes Berufsumfeld geschaffen. Dabei konnte sie auf Unterstützung und Förderung aus der Region zählen, sowohl bei der Bereitstellung von Infra struktur als auch bei der Beratung inhaltlicher und organisatorischer Art.

Damals gab es viele Möglichkeiten, im Kulturbereich etwas zu machen. Eben, der Tourismus steckte noch nicht in der Krise, das war in den 90er Jahren. Und hier ist sowieso ein spezielles Publikum, das sich sehr für Kultur interessiert. Viele Leute kommen wegen Nietzsche oder kommen, weil Hermann Hesse hier zwölf Sommer verbracht hat. Das [Hotel hier] ist auch eine Kulturburg. Es hat uns immer unterstützt. Wir durften am Anfang die Vorträge immer dort halten. [...] Wir hatten das Gefühl, wir hatten die Möglichkeit, hier wirklich unsere Ideen zu verwirklichen. Es war überhaupt kein Problem, hier Fuß zu fassen, beruflich. [...] Nur, als wir... es gab eine kleine Phase, als wir hier [...] begonnen haben, einheimische Themen zu behandeln, dann gab es ab und zu so Reaktionen: »Ja, jetzt, was wollen sie über das [Tal] erzählen, wir wissen es, wir sind [von hier] ...« Es gab ein paar Stimmen so in dieser Richtung. Was wollen hier Fremde über die Einheimischen erzählen. Aber jetzt hat sich das gelegt. Also jetzt sind wir, glaube ich, auch [...] integriert. Wir versuchen auch immer, [...] dass wir in der Zwischensaison etwas anbieten, nur für die Einheimischen. Und das schafft natürlich eine gute Stimmung. Dass die Leute merken: »Oh, sie machen etwas gratis, einfach auch für uns.« In der Zeit, in der man sich langweilt, weil das Kulturangebot rapide abfällt, sobald die Saisonhotels geschlossen sind. (Franca Bianchi)

Mit dieser Strategie, kulturelle Angebote für alle anzubieten, konnte sich Franca Bianchi in der Region erfolgreich etablieren, ohne eine Konkurrenz für Einheimische darzustellen, wie sie findet.

Die Leute, die studiert haben, sind längst nicht mehr hier. Also hier sind Leute, die in der Hotellerie etwas erreicht haben, Hoteliers. Einheimische als Wissenschaftler kenne ich eigentlich keine. Die leben nicht mehr hier (nachdenken). Natürlich hätten das zwei Einheimische machen können, zwei Studierende. Aber offenbar kommen die jungen Leute [...] nicht mehr so oft zurück. (Franca Bianchi)

Im Avers und Schams ist die Klientel deutlich kleiner. Der Tourismus dominiert nicht im selben Masse wie im Oberengadin. Statt Firmen mit mehreren Angestellten betreiben die Interviewten flexible Kleinstunternehmen mit einer breiten Palette an Dienstleistungen. Der Äpler überbrückt die Wintermonate mit Computer-Support fernab der Stadt, mit journalistischer und fotografischer Arbeit, mit Grafikaufträgen und Gartenbau. Sumalee Buchli und ihr Mann führen Gastbetriebe für die internationale Boulder-Gemeinde und fördern den Winterbetrieb, indem sie das Eisklettern propagieren. Und schliesslich hat sich auch Jules Dubois, der freischaffende Wissenschaftler, in den ersten Jahren mit dem befasst, »was es hier hat«, indem er ein kulturhistorisches Wahrzeichen in der Region untersuchte und neue Interpretationen dazu lieferte.

Es zeigt sich, dass sowohl die Tourismusregion als auch der ländliche Raum Angebotslücken – oder mit den Worten von Schneider und Redepening (2011) – leere Möglichkeitsräume generieren, die für innovative Leute mit Unternehmergeist und Risikobereitschaft Entwicklungspotenzial und die Möglichkeit zur Selbstentfaltung bieten. Manche Interviewte beeindrucken durch ihre vielfältigen beruflichen Aktivitäten. Sie sind gleichzeitig in verschiedene Projekte involviert oder kombinieren Festanstellungen mit beruflicher Selbstständigkeit. Dabei fällt auf, dass sie auf die örtlichen Gegebenheiten und Bedürfnisse eingehen und ihre Geschäftsmodelle daraus entwickeln. Ihre Strategie kommt dem vom französischen Ethnologen Lévi-Strauss geprägten Begriff der »Bricolage« nahe. Sie analysieren die vorhandenen Ressourcen – seien es äussere Gegebenheiten oder auch ihre eigenen Kompetenzen und Möglichkeiten –, kombinieren diese zu etwas Neuem und schaffen dadurch auf sie und die äusseren Umstände zugeschnittene Betätigungsfel-

der.³⁸ Dabei stützen sie sich auf ihr Beziehungsnetzwerk vor Ort, das sie sich durch aktive Mitgliedschaft in lokalen Vereinen, durch freiwilliges Engagement für die Gemeinschaft, aber auch durch ihre bisherige Arbeit aufgebaut haben. Sie sind in der Region als vertrauenswürdige Personen bekannt. Diese Bekanntheit im kleinräumigen Umfeld bringt verschiedene Vorteile bei einer Geschäftsgründung mit. Auf der Bank wird eher Kredit gewährt, der Handwerker ist grosszügig, wenn es um das fristgerechte Begleichen von Rechnungen geht und erste Aufträge erfolgen durch Freunde, Bekannte oder aufgrund deren Empfehlung. Obwohl manche Interviewte im Oberengadin eine Unverbindlichkeit in den persönlichen Beziehungen konstatieren und die Region zumindest temporär zur Stadt wird, wirken auch hier dieselben Effekte wie im ländlichen Raum. Man kennt einander und weiss, wem man vertrauen kann. Dies kommt den Zugewanderten beim Aufbau ihrer Existenz zugute.

Am Beispiel von Axel Schneider lässt sich exemplarisch zeigen, wie sich eine solch breit gefächerte Geschäftstätigkeit entwickeln kann. Älpler, Fotograf, Journalist, Computer-Supporter, Landschaftsgärtner und Teilzeitangestellter in einem Druckgeschäft – dies seine beruflichen Aktivitäten zum Zeitpunkt des Interviews. Der Weg zu dieser Vielfalt ist geprägt von Flexibilität und Kreativität. Axel Schneider kam vor bald 20 Jahren als Alphirt erstmals nach Graubünden. Die ersten Jahre pendelte er zwischen Deutschland, wo er studierte, und der Alp, wo er im Sommer arbeitete und Geld verdiente. Bereits früh trat er einer Schweizer Älplervereinigung bei, in der er sich aktiv engagierte und so zu einem Berufsnetzwerk Zugang fand. Als er beschloss, sich ganzjährig in der Schweiz niederzulassen, suchte er nach Verdienstmöglichkeiten ausserhalb der Alpsaison. Dabei war ihm sein dichtes Beziehungsnetz behilflich. Denn als Älpler hatte Axel Schneider von Beginn an Zugang zur Bevölkerung und genoss eine hohe Akzeptanz.

Ich habe dann schon damals gemerkt [während des ersten Alpsommers], dass ich als Zusenn schnell Kontakt geknüpft habe mit der einheimischen Bevölkerung, dass ich als erster gewusst habe, wer mit wem verwandt ist und wer wie viel Butter und Käse kriegt. Das war auch mein Job als Zusenn, gewisserweise Buch führen, die Sachen verteilen während dem Alpsommer.

³⁸ Vgl. zum Bricolage-Begriff Lévi-Strauss (2016: 31): »Er [der Bastler] muss auf eine bereits konstituierte Gesamtheit von Werkzeugen und Materialien zurückgreifen; eine Bestandsaufnahme machen oder eine schon vorhandene umarbeiten; schliesslich und vor allem muss er mit dieser Gesamtheit in eine Art Dialog treten, um die möglichen Antworten zu ermitteln, die sie auf das gestellte Problem zu geben vermag.«

Und dann habe ich relativ schnell realisiert, wer wohin gehört. [...] Und als Älpler in ein Bergdorf zu kommen, da hast du schon mal die halbe Miete. Du hast den Kontakt, den Bezug zur Landwirtschaft. Älpler sind in Graubünden anerkannt, weil sie einfach im Sommer am Arbeiten sind. Weil die Bergbauern den Älpler nicht ersetzen können. Sie wissen letztendlich nicht, was ein Älpler alles macht oder alles machen muss. So richtig wissen tut es nur der Landwirt, der selber mal einen Alpsommer gemacht hat. Und deshalb hat man einen gewissen Respekt. Anderseits hat man auch eine gewisse Narrenfreiheit, weil als Älpler wird man nicht ganz ernst genommen, weil man ja wirklich auch Saisonarbeiter ist. [...] Man ist angestellt, aber letztendlich arbeite ich sehr selbstständig als Älpler und kann mich da ein bisschen austoben. Man muss auch nicht immer chic rumlaufen. Man ist halt Älpler. Das ist sehr praktisch. (Axel Schneider)

Durch ehrenamtliche Aktivitäten und Vereinszugehörigkeiten baute Axel Schneider sein lokales Beziehungsnetz innerhalb kurzer Zeit auf. Dieses half ihm beim Aufbau seiner vielfältigen Geschäftstätigkeiten während und zwischen den Alpsommern. Er jobbte an verschiedenen Orten und ist bis heute als Journalist und Fotograf tätig. Den freien Journalismus sieht er als Türöffner, durch den er in Bereiche vorstösst, die ihm sonst nicht zugänglich wären. Seit einigen Jahren bietet Axel Schneider auch Computer-Support an, ohne dafür Werbung zu machen, da er keine Informatikausbildung hat. Seine Kunden gelangen über Empfehlungen zu ihm. Mit seinen Dienstleistungen füllt er Angebotslücken auf dem Land. Seine Kunden schätzen es, dass sie ihn persönlich kennen und ihm vertrauen können.

Gerade im landwirtschaftlichen Bereich ist überall ein Computer wichtig. Ohne geht es nicht mehr, aber wenn etwas nicht mehr funktioniert, sind die Leute schnell hilflos. Und in der Stadt hast du natürlich irgendwelche Shops, wo du hin kannst mit den Fragen. Und was wahrscheinlich geschätzt wird, ist das Vertrauen, dass sie mich persönlich kennen und wissen, jetzt kommt der Axel ins Haus und macht das und das. Dem vertrauen wir. Weil das sind ja auch heikle Sachen, so Computer. (Axel Schneider)

Wie lassen sich aber diese vielfältigen Aktivitäten koordinieren? Axel Schneider lebt in einer landwirtschaftlich geprägten Welt mit ihrem eigenen Jahresrhythmus, der nicht nur für die Landwirtschaft gilt, sondern auch für das Dorf- und Vereinsleben. Diesen Rhythmus hat er für sich und seine Aktivitäten übernommen. Im Sommer, wenn seine hauptsächlich in der Landwirt-

schaft tätigen Kunden mit Heuen beschäftigt sind, zieht er auf die Alp und im Herbst hat er wieder Zeit, sich um ihre Computerprobleme zu kümmern. Heute ist Axel Schneider Inhaber einer Einzelfirma. Diese gründete er, weil für ihn als Ausländer die Bewilligung und Besteuerung vieler kleiner Anstellungen und Aufträge schwierig waren.

Es hat sich ergeben. Ich habe nicht unbedingt richtig gesucht oder gezielt gesucht. Vieles hat sich einfach ergeben und auch gewandelt.

(Axel Schneider)

Diese Entwicklung beruht auf intensivem Engagement vor Ort. Damit macht Axel Schneider auf seine Kompetenzen aufmerksam und wird für Arbeitsaufträge angefragt. Nach über zehn Jahren im Tal ist er bekannt. Sein Geschäftsmodell fordert von ihm jedoch viel Flexibilität, Vielseitigkeit und Optimismus sowie einen bescheidenen Lebensstil.

Ich habe mir nie Sorgen gemacht, dass ich keine Beschäftigung oder Arbeit finde. Irgendwo in der Landwirtschaft oder im Gartenbau, auf dem Bau hätte ich immer Arbeit gefunden. Jetzt hatte ich halt die Chance, mich selbstständig zu machen und das grösstenteils damit abzudecken. Und zweimal pro Woche gehe ich nach Thusis ins Geschäft, wo ich im Prinzip mein Grundeinkommen generiere. Und der Rest ist Selbstständigkeit. (Axel Schneider)

Die selbstständige Geschäftstätigkeit ermöglicht ein oft eher bescheidenes, aber selbstbestimmtes Auskommen in der Region. Mehrheitlich ergänzen selbstständig erwerbende Interviewte das Einkommen aus ihrer Firma durch eine Teilzeitstelle mit festem Einkommen oder durch das Einkommen des Partners. Das eigene Unternehmen stellt einen Gewinn an Autonomie dar. Es bietet die Möglichkeit, eine schlummernde Geschäftsidee zu realisieren, sich beruflich zu verwirklichen, wenn dies über eine Anstellung nicht möglich ist oder Beruf und Familie besser vereinbaren zu können.³⁹ Zugleich ist eine solche Geschäftsgründung verbunden mit Risiko. Risikobereitschaft bewiesen die Zugewanderten aber bereits, als sie den Entscheid zur Migration fällten. Beim Aufbau einer Existenz sind in beiden Untersuchungsregionen persönliche Kontakte, freiwilliges Engagement und Bricolage die zentralen – oft unbewusst angewandten – Strategien. Dabei vermischen sich häufig Privatleben und Beruf. Aus privaten Kontakten können sich Geschäftsbeziehungen entwickeln, kleine Dienstleistungen werden flexibel je nach

39 Vgl. Juhasz (2005).

Bedarf von zuhause aus getätig. Vieles scheint nicht planbar und ergibt sich »zufällig«.

Das Spektrum an Geschäftsfeldern ist gross. Die Vorstellung, dass Zugewanderte hauptsächlich im sogenannten »Ethnic Business« tätig sind, also vorwiegend Produkte aus ihrem Heimatland an eine Kundschaft der gleichen ethnischen Gruppe verkaufen, greift für das Oberengadin, Schams und Avers eindeutig zu kurz. Zwar gibt es auch im Oberengadin portugiesische Lebensmittelgeschäfte für die grosse portugiesische Bevölkerung. Sonst ist das Einzugsgebiet in beiden Regionen aber zu klein für »ethnische Unternehmen«. Die interviewten Unternehmerinnen und Unternehmer haben sich meist Nischen gesucht, in denen es noch kein oder nur ein kleines Angebot gibt oder wo Nachfrage besteht. Ihre Herkunft spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Einzig auf die Teamzusammensetzung wirkt sich diese aus. Wer in seinem Unternehmen auf Angestellte angewiesen ist, greift oft auf Landsleute zurück, betont aber, dass dies nicht absichtlich geschehe, sondern sich ergebe. Es liegt nahe, dass die Arbeitskräfteerkrutierung über bestehende Netzwerke erfolgt, die unter anderem auch in der Herkunftsgesellschaft verortet sind. Die Anstellung von Personen gleicher Herkunft beruht aber auch auf einem zuweilen beträchtlichen moralischen Druck. Als Unternehmerin weckt Fátima da Silva hohe Erwartungen an ihre Solidarität in Notsituationen.

Wir [die portugiesische Bevölkerung in der Region] sind alle eine kleine Familie. Wenn jemand ein Problem hat, helfen wir. Manchmal sagt mir meine rechte Hand: »Du musst härter sein. Du bist manchmal ein Papa Moll.« Denn wenn jemand kommt und um Arbeit fragt: »Ah, ich brauche das für mein Kind.« Ich ermöglche alles. Und dann bin ich manchmal die Geschädigte. Aber ich kann nicht [nein sagen]. Ich ermöglche manchmal zu viel und die Personen nutzen es aus. Ich muss das noch lernen. (Fátima da Silva)

Mit dem Anwachsen ihrer Reinigungsfirma wurde Fátima da Silva zur Arbeitgeberin für Landsleute und steht heute zwischen zwei Welten, wie sie sagt: auf der einen Seite die Schweizer Arbeitswelt mit ihren Auflagen und Regeln sowie die hiesigen Kunden mit ihren Ansprüchen, auf der anderen Seite ihre Landsleute, die an eine gewisse Flexibilität der Vorgesetzten gewöhnt sind und diese auch von ihr erwarten. Die Balance zwischen den Ansprüchen der Kundschaft und der Belegschaft zu finden, ist für sie eine Herausforderung.

Wenn es ein Schweizer Arbeitgeber ist, sind die Regeln so. Aber weil ich Portugiesin bin, wenn ich versuche, die gleichen Regeln zu machen, dann bin

ich [in den Augen der portugiesischen Angestellten] schon arrogant, meine ich schon, ich sei etwas Besseres als die anderen [...]. Denn wenn ich einen Schweizer Lohn zahlen muss, wenn ich diese Pflicht habe, dann habe ich auch die gleichen Rechte wie ein Schweizer Arbeitgeber. Es gab Leute, die das nicht verstanden. (Fátima da Silva)

Gleichzeitig hat Fátima da Silva eine Scharnierfunktion inne. Sie hilft in Notsituationen und bietet Migrantinnen und Migranten, die aufgrund ihrer geringen sprachlichen Kompetenzen sonst schwerlich eine Stelle finden würden, Arbeitsplätze an. In ihrem Geschäft lernen sie schweizerische Arbeitsstandards kennen und erhalten einen niederschwelligen Zugang zum lokalen Arbeitsmarkt. Zudem haben sie in Fátima da Silva eine Ansprechperson für persönliche Anliegen und allgemeine Fragen zum Leben in der Schweiz. Dieses über das rein Ökonomische hinausgehende Potenzial für die Regionen wird von der Politik noch kaum erkannt. Zugewanderte Unternehmerinnen und Unternehmer bieten nicht nur Dienstleistungen an und tragen so zur Attraktivität der Region bei, sondern schaffen oft Arbeitsplätze und üben eine wichtige Vermittlerrolle zwischen der hiesigen Arbeitswelt und anderen Migrantinnen und Migranten aus.⁴⁰

Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass beide Untersuchungsregionen mit ihren jeweiligen Charakteristiken Möglichkeitsräume schaffen, die von Initiativen Zugewanderten erkannt und kreativ besetzt werden. Angebotslücken und für die kleinräumige Region typische persönliche Kontakte können eine berufliche Etablierung vereinfachen. Welche Qualitäten ein solches Zusammenspiel von regional vorhandenen und von aussen eingebrochenen Ressourcen in sich birgt, wird von den Regionen – zumindest basierend auf den Interviewaussagen – noch wenig erkannt.

8.6 Potenziale erkennen und fördern

Migrantinnen und Migranten können und wollen auf vielfältige Weise zum Gedeihen der Regionen beitragen. Aus den Interviews lässt sich schliessen, dass die individuellen Potenziale der Zugewanderten im Avers und Schams generell eher erkannt werden als im Oberengadin, sowohl im beruflichen als

⁴⁰ Vgl. Nuissl und Schmiz (2013).

auch im privaten Bereich. Zum einen liegt das daran, dass persönliche Kontakte und Begegnungen im kleinräumigen ländlichen Umfeld unvermeidbar sind. Die Interviewten beurteilen dies mehrheitlich positiv. Es gibt ihnen die Möglichkeit, sich mit ihren Qualitäten zu zeigen und gleichzeitig selbst ihr Umfeld auszuloten. Zum anderen besteht in dieser Umgebung aber auch die Notwendigkeit, das Potenzial jeder einzelnen Person zu nutzen, unabhängig von ihrer Herkunft. Dies ermöglicht zumindest eine teilweise Kompensation der Lücken im Dienstleistungsangebot sowie personeller Lücken in Betrieben, Gemeinden und Vereinen. Die Kleinräumigkeit im Avers und Schams scheint eine ganzheitlichere Wahrnehmung jedes Einzelnen zu befördern. Die Auswirkungen zeigen sich auch in den Zugehörigkeitsgefühlen sowie in den Zukunftsperspektiven der Interviewten.⁴¹

Demgegenüber vermitteln die Interviewaussagen aus dem Engadin eine eher indifferente oder gar defizitorientierte Sichtweise der ansässigen Bevölkerung gegenüber den Zugewanderten. Das brachliegende Potenzial wird von aussen noch selten erkannt und gefördert. Dort, wo die Interviewten ihre Ressourcen in die Gemeinschaft einbringen, ist es sehr oft ihrem persönlichen Engagement und nicht zuletzt ihrer Beharrlichkeit und einem hohen Mass an Resilienz zu verdanken. In der dafür aufgewendeten Energie steckt denn auch erhebliches Potenzial, das – frühzeitig erkannt und gefördert – der Region noch mehr neue Impulse und engagierte Mitbürgerinnen und Mitbürger bescheren könnte. Ebenfalls noch wenig erkannt und dementsprechend nicht aktiv gefördert wird das umfassende Potenzial zugewanderter Unternehmerinnen und Unternehmer, die neue Angebote und Arbeitsplätze schaffen sowie integrativ und vermittelnd wirken. Migrantinnen und Migranten werden in erster Linie als Arbeitskräfte wahrgenommen, die bei Bedarf gerufen werden. Auch als konsumierende Zielgruppe fühlen sich vor allem weniger gut Verdienende noch kaum erkannt und angesprochen, obwohl die meisten verstärkt im Hier und Jetzt leben und somit auch konsumieren möchten. Insbesondere Portugiesinnen und Portugiesen geben an, zwar als gute Arbeitskräfte zu gelten, zugleich aber mit Reizthemen wie ungenügender schulischer Integration, saisonaler Arbeitslosigkeit, dem Nichteinhalten von Regeln und mangelnden Sprachkenntnissen in Verbindung gebracht zu werden. Eine solche ethnisierende und auf die Zugewanderten als blosse Arbeitskräfte eingeengte Perspektive raubt der Region kreatives Entwicklungspotenzial im sozialen, kulturellen und politischen Bereich. Aber nicht nur dies: Aktuellste

41 Vgl. 5.7 Zukunftsansichten.

Entwicklungen im Engadin zeigen, dass Hotellerie und Gastronomie zusehends Schwierigkeiten bekunden, qualifizierte Fachkräfte für Saisonstellen zu gewinnen. Obwohl Hoteliers ihre Anforderungen an zukünftiges Personal angepasst haben, bleiben zahlreiche Stellen unbesetzt. Der Tourismusboom der letzten Jahre in Italien und Portugal sowie Portugals aktive staatliche Förderung der Rückkehr⁴² haben die Situation auf dem hiesigen Arbeitsmarkt verschärft und gleichzeitig den Handlungsspielraum von portugiesischen und italienischen Staatsangehörigen erweitert. Vermehrt kehren sie in ihr Herkunftsland zurück, und zwar auch langjährige Angestellte mit ihren Familien.⁴³ Sie nehmen ihr Wissen, ihre Kompetenzen und nicht zuletzt auch ihre vor Ort aufgewachsenen und ausgebildeten Kinder mit, die damit dem regionalen Arbeitsmarkt als Nachwuchs fehlen. Andere lassen ihre Kinder bei Schulschwierigkeiten die Schullaufbahn im Herkunftsland (der Eltern) weiterverfolgen, um die Bildungschancen durch Pendeln zwischen den Bildungssystemen zu optimieren.⁴⁴ Manche interviewte portugiesische Eltern sehen die Arbeit als (Haupt-)Aufenthaltsgrund im Tal. Diese Haltung wird durch eine ethnisierende Aussenwahrnehmung der »Portugiesen als Arbeitskräfte« verstärkt. Solange beide Seiten den Aufenthalt der Portugiesinnen und Portugiesen als temporär verstehen und sich die Familien nicht stärker emotional mit ihrem aktuellen Wohnort verbunden fühlen – sei es durch eine breitere und vertiefte Akzeptanz oder durch attraktive berufliche Perspektiven für sich und ihre Kinder, aber auch durch das Erlernen der Ortssprache und vermehrte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben – bleibt das Migrationsprojekt temporär. Dementsprechend reagieren diese Familien flexibel mit Rückkehr auf sich ändernde wirtschaftliche Bedingungen in ihrem Herkunftsland. In einem Kanton, der seit Jahrhunderten von Zu- und Abwanderung geprägt ist und in dem viele Familienbiographien von Migration erzählen, erstaunt es, keine grössere Offenheit gegenüber Menschen anzutreffen, die neue Impulse

42 www.programaregressar.gov.pt (3.7.2020).

43 Telefongespräch mit Christoph Schlatter, Präsident des Hoteliervereins St. Moritz, 6.12.2018 und Zeitungsartikel von Alabor (NZZ am Sonntag 24.3.2019).

44 Vgl. Fürstenau 2004 und Siouti 2013, die am Beispiel Deutschland – Griechenland das Pendeln zwischen verschiedenen Ländern und Bildungssystemen als Ressource analysieren sowie Aussagen von Schulleitern, Lehrpersonen und Eltern im Engadin im Zusammenhang mit einer noch nicht abgeschlossenen Studie zu Bildungschancen an romanischen Volksschulen (Institut für Kulturforschung Graubünden und Pädagogische Hochschule Graubünden, 2019-2023).

in die Region bringen können und möchten.⁴⁵ Vielleicht würde ein offeneres, vielfältigeres und sich erneuerndes Umfeld dem einen oder anderen temporär gedachten Migrationsprojekt eine längerfristige Perspektive mit positiven Effekten für die Menschen und die Region verleihen.

45 Bündner leisteten Kriegsdienst in der Fremde, waren als Zuckerbäcker in Europa und über Europa hinaus erfolgreich und wanderten von Armut getrieben aus oder zogen und ziehen aus beruflichen oder anderen Gründen in urbanere Regionen der Schweiz oder ins Ausland. Ausländische Arbeitskräfte wirkten massgeblich an der Realisierung grosser Infrastrukturprojekte wie Bahn- und Kraftwerksbau mit und sind bis heute im Bau- und Tourismussektor tätig (vgl. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), »Graubünden«, Version vom 11.1.2018. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/oo7391/2018-01-11/> (4.6.2020)).

9. Migration in Graubünden – eine Erfolgsgeschichte?

Im Rückblick auf das bisher Geschriebene scheint Zuwanderung in den Kanton Graubünden trotz einiger anfänglicher Hürden insgesamt erfolgversprechend zu sein. Einige Lebensgeschichten lassen sich auf den ersten Blick geradezu als Erfolgsgeschichten lesen. Beide Regionen haben unverkennbar auch für Zugewanderte Qualitäten, wie beispielsweise den dank bereits vorhandener Netzwerke erleichterten Erstzugang zum Arbeitsmarkt im Oberengadin oder die persönlichen Kontakte in kleinen Dörfern, die den Mangel an Integrationsstellen oder -massnahmen oft sehr wirkungsvoll ausgleichen, da sie individuell auf die Bedürfnisse der Personen zugeschnitten sind. Zudem mag die langjährige Aufenthaltsdauer der meisten Interviewten als Beleg für die Attraktivität der Region gelten.

Zu diesen positiv verlaufenen Migrationsbiographien haben sowohl externe Faktoren als auch selbst gewählte Strategien beigetragen. Zu letzteren gehören das Ausloten des gegebenen Handlungsspielraums und die individuelle Gestaltung desselben. Im Engadin bedeutet das beispielsweise, sich im Rahmen des relativ starren Korsetts der saisonal geprägten Arbeitswelt einzurichten und sich darin seine Freiräume zu schaffen. Viele Biographien zeugen von einer starken Mehrfachzugehörigkeit. Durch längere Aufenthalte an weiteren Ankerpunkten während der Zwischensaison werden diese Bindungen ständig erneuert und gefestigt. Verbunden mit der Schwierigkeit, vor Ort Wohneigentum erwerben zu können, ergibt dies eine Zukunftsperspektive, welche die volatile Atmosphäre der Tourismusregion widerspiegelt: Pendeln oder Wegziehen im Alter sind denn auch die meistgenannten Optionen für die Zukunft. Im Avers und Schams hingegen sind tourismusbedingte jahreszeitliche Schwankungen im Arbeitsleben kein Breitenphänomen. Die Freizeitgestaltung ist nicht in ein Arrangement mit der extremen Zyklizität von hohem Arbeitsaufkommen und zwischensaisonaler Leere gezwungen, sondern

erfolgt kontinuierlich in kurzen Sequenzen über das Jahr verteilt. Aufenthalte an anderen Referenzorten sind kürzer, die Verankerung vor Ort durch persönliche Kontakte und aktives Engagement stärker. Zudem verstärken tiefere Immobilienpreise und der dadurch erleichterte Eigentumserwerb die Ortsverbundenheit. Alle im Schams und Avers Interviewten stellten ihre Wohnsituation als befriedigend dar, in vielen Fällen konnten sie sich gar ein eigenes Haus leisten. Alt werden im Avers und Schams ist für die meisten eine attraktive Vorstellung.

Beruflich heißt es, die eigenen Kompetenzen mit den vorgegebenen Anforderungen und Bedürfnissen auf dem regionalen Arbeitsmarkt in Einklang zu bringen. In beiden Regionen ist das Arbeitsstellen-Angebot nicht annähernd so diversifiziert wie im urbanen Raum. Wer sich im Rahmen seiner Interessen und Neigungen vor Ort beruflich entwickeln möchte, muss dementsprechend kreativ und flexibel sein und sich sein Wirkungsfeld unter Umständen selbst schaffen.¹ Die von verschiedenen Interviewten mehrheitlich erfolgreich angewandte Bricolage-Strategie ist Ausdruck davon. Dies zeigt, dass auch in diesen Regionen neben traditionellen beruflichen Werdegängen durchaus Platz für und gar Bedarf nach Alternativen besteht. Eine zukunftsgerichtete Regionalentwicklung ist auf solche innovativen, risikobereiten Köpfe angewiesen. Marchner (2015: 70) zufolge braucht es mehr »von dem, was oft als das vermeintliche Gegenteil ländlicher Regionen erscheint: nämlich urbane Qualitäten wie Vielfalt, Widerspruch und Austausch in einer offenen, experimentierfreudigen Atmosphäre«. Stattdessen prägten aber »allzu oft rückwärtsgewandt[e] und ›traditionalistisch[e]‹« (ebd. 58) Vorstellungen über ländliche Regionen und deren Entwicklungsmöglichkeiten die Regionalpolitik. Sie grenzten Regionen »oft auf bestimmte Funktionen und Möglichkeiten ein« (ebd.) und behinderten das Entstehen von Neuem. Demgegenüber beweisen Migrantinnen und Migranten bereits durch ihre Migration, dass sie bereit sind, gewohnte Pfade zu verlassen, etwas Neues zu versuchen und sich auf Unvorhersehbares einzulassen. Sie bringen neben ihrem Blick von außen neue Ideen und Konzepte in die Region und erfüllen somit schon beinahe in idealtypischer Weise das Profil von Erneuerern. Dies zeigt sich nicht nur im Beruf, sondern auch in ihrem Mobilitätsverhalten, das neue Möglichkeitsräume schafft. Die Vorstellung, sich im national gesehen peripheren Schams niederzulassen, gerade weil es im Zentrum Europas liegt und sich somit berufliche und private Aktivitäten nördlich und südlich der Alpen verbinden las-

¹ Vgl. Ostertag (2008).

sen, bedingt ein Denken in Dimensionen, die über tradierte Aktionsradien und Lebensentwürfe hinausgehen. Denen scheinen nicht nur Alteingesessene, sondern auch Arbeitgeber in den Metropolen immer noch verhaftet zu sein. Eine im Schams wohnhafte, aus dem Ausland zugewanderte Person² berichtet mit Befremden, wie sie trotz internationaler Karriere in weltweit tätigen Firmen bei der Arbeitssuche auf Schwierigkeiten stösst. Während für sie Stellenangebote im 150 km entfernten Zürich problemlos im Bereich des Möglichen liegen und Pendeln über längere Strecken oder multilokales Wohnen selbstverständliche Optionen darstellen, scheint der Wohnort für die potenziellen Arbeitgeber nach wie vor einen Makel darzustellen – für die betroffene Person eine überraschende Erkenntnis, mit der sie bei ihrem Umzug ins Schams nicht gerechnet hat. Die für sie unhinterfragte Lebensweise erweist sich in diesem Umfeld als Pionierleistung.³ Verschiedene Mobilitätsformen und multilokale Lebensweisen werden zwar bereits seit Längerem wissenschaftlich untersucht⁴ und auch das kantonale Amt für Raumplanung fordert ein Denken in grösseren Handlungsräumen sowie eine Nutzung der »Nähe zu den Metropolitanräumen Zürich, München, Stuttgart und Milano [...] für die Entwicklung als Wohn-, Wirtschafts- und Tourismusstandort« (Kantonaler Richtplan Graubünden 2018: 10). Dennoch gilt es, die praktische Umsetzung dieser Haltung noch zu untersuchen und Fördermöglichkeiten zu entwickeln.

9.1 Fremd bleiben

Erfolgsgeschichten finden sich relativ leicht. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass es sich hierbei um eine Auswahl von Personen handelt. Es ist schwierig, Menschen für ein Gespräch zu gewinnen, die ihren Werdegang und ihr Umfeld kritisch oder gar negativ betrachten.⁵ Drei Frauen haben es gewagt – neben durchaus auch sehr positiven Äusserungen zur Region – pointiert Kritik zu äussern. Hinter ihren Aussagen ist die Erfahrung einer

² Die Person wurde nicht im Rahmen dieser Studie interviewt.

³ Zum Mobilitätsverhaltens der Bevölkerung im ländlichen und touristischen alpinen Raum gibt es noch kaum qualitative Daten. Gerade für eine zukunftsgerichtete Regionalentwicklung wäre dies jedoch von grosser Bedeutung.

⁴ Vgl. Rolshoven (2006); Weichhart (2009); Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (2016); Hilti (2013).

⁵ Vgl. 2.2 Qualitative Interviews als empirische Datengrundlage – Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner.

Ethnisierung durch andere erkennbar. Dies manifestiert sich besonders deutlich im Beruf in Form einer Dequalifizierung.⁶ Mit ethnischen Stereotypen werden Migrantinnen und Migranten nicht nur in alpinen Regionen konfrontiert. Fernanda Jörg erlebt auch im Grossraum Zürich Situationen von Statusabwertung. Dort sieht sie aber dank der höheren Bevölkerungsdichte und der damit verbundenen sozialen Vielfalt mehr Möglichkeiten, sich an Menschen zu halten, die sie als gleichwertig respektieren. Im Engadin fehlte ihr diese Ausweichmöglichkeit. Diese Statusabwertung hebt auch Sumalee Buchli in ihren Schilderungen hervor. Ihrer Ansicht nach hat sie einen bedeutenden Beitrag zum Aufbau der Unternehmen geleistet, die sie zusammen mit ihrem Mann führt. Viele Dinge sind aufgrund ihrer Initiative entstanden. Dass in einem Fernsehbeitrag anstelle ihres Redebeitrags ein Interview mit dem Gemeindepräsidenten gezeigt wurde, interpretiert sie als Geringschätzung ihrer Leistung.

Sie haben ihn [den Gemeindepräsidenten] an meine Stelle eingesetzt. Sie liessen ihn zeigen, dass er ein guter Typ ist, dass er das in seinem Dorf machen lässt, dass dies in seinem Dorf passiert. Es ist, oh mein Gott! ... Er hat einfach meine Anerkennung geklaut! Denn ich denke, die können es nicht akzeptieren, dass ich es bin, die Ausländerin, die etwas gestartet hat, was gut ist, das bisher noch nie in Europa stattgefunden hatte, überhaupt nicht. Denn bevor ich im Magic Wood angefangen hatte, hatte keiner der Kletterplätze in Europa je einen Clean up Day. Nichts. Hier im Magic Wood machte ich es – zum ersten Mal in Europa. Sie können das nicht akzeptieren, dass Asiaten, eine asiatische Frau, das gemacht hat. So vermute ich. (Sumalee Buchli)

Im Gegensatz zu Fernanda Jörg, die heute nicht mehr in Graubünden lebt, hat Sumalee Buchli nicht vor, von hier wegzuziehen. Sie hat Pläne für ihre Betriebe und ist bereit, dafür zu kämpfen, wie sie sagt. Dieser Kampf ist gleichzeitig auch ein Kampf gegen ihre Unsichtbarkeit.

Ich spiele eine wichtige Rolle [im Betrieb]. Wenn es ein Problem gibt, dann bin ich es... [die das löst]. Aber andere gehen eher zu meinem Mann. Deshalb sind alle Interviews im Radio, im Fernsehen, in Zeitschriften immer nur mit ihm (trauriges Lachen). Sie erwähnen mich nie wirklich. (Sumalee Buchli)

6 Vgl. 8.2 Das unerkannte Potenzial – berufliche Dequalifizierung.

Carla Pinheiro ist die einzige Interviewte, die wieder in ihr Herkunftsland zurückgekehrt ist. Auslöser dieses Entscheids war die Erkrankung ihres ältesten Kindes. Der Arzt und die Eltern führten die Ursachen auf psychische Probleme zurück. Das Kind wurde in der Spielgruppe und im Kindergarten ausgelacht und geschlagen. Die Mutter berichtet von Rivalitäten zwischen schweizerischen und portugiesischen Kindern. Gleichzeitig war auch die Beziehung zwischen Eltern und Betreuungspersonen konfliktbeladen. Carla Pinheiro fühlte sich unverstanden und vermisste eine Anerkennung ihrer Anpassungsbemühungen. Diskussionsstoff boten Erziehungsfragen und das Respektieren von ortsbezogenen Regeln. Zur Eskalation kam es der Mutter zufolge bei einer Auseinandersetzung im Zusammenhang mit dem »Chalandamarz«.⁷ Die Eltern wollten den schul- und arbeitsfreien Tag nutzen, um nach Chur zu fahren. Die Kindergartenlehrperson lehnte das Gesuch ab in der Überzeugung, dass die Teilnahme an dieser Tradition für die Kinder obligatorisch sei. Der Schulvorstand bewilligte schliesslich das Gesuch. Nach diesem Vorfall begannen Carla Pinheiro zufolge die gesundheitlichen Probleme ihres Kindes.

Mein Mann sagte: »Es ist besser, wenn du mit den Kindern nach Portugal zurückgehst. Sonst werden wir nie mehr von hier wegkommen.« Ich sagte: »Gut, dann gehe ich mit den Kindern nach Portugal und dann werden wir sehen.« Ich ging und dem Kind geht es seither immer gut. Seit sechs Jahren bin ich jetzt in Portugal. Als ich zurückkehrte, war ich schwanger mit dem dritten Kind, ohne es zu wissen. Es war schrecklich. [...] Mein Haus war nicht, wie es heute ist. Klar, man konnte drin wohnen. Aber es hatte noch keine Heizung. Ich hatte kein Auto und ich kannte nichts. Ich wollte ein Dokument, irgend etwas, und wusste nicht wohin ich gehen musste. [...] Hier [in der Schweiz] gehen wir zur Gemeinde, fragen etwas und sie wissen es. Dort [in Portugal] nicht. Dort gehen wir zur Gemeinde, sie wissen es nicht. [...] Ich war die Fremde in Portugal. Ich kannte nichts in Portugal. Ich ging mit 17 Jahren weg und kam mit 28 Jahren zurück. Die Ärzte, das System, ich kannte es nicht. (Carla Pinheiro)

⁷ Chalandamarz ist ein Frühlingsbrauch, der im Engadin vielerorts eine grosse Bedeutung hat, laut Informationsblatt der Schule Sils heute das bedeutendste Kinderfest im Engadin. Auf ihrer Homepage finden sich die Informationen zum Brauch auf Deutsch und Portugiesisch, was die Bemühungen der romanischsprachigen Schule zeigt, den zugezogenen Eltern die Tradition näher zu bringen (<https://www.sils-segl.ch/chalandamarz.html>, 23.7.2020).

Fremdheit ist die diesen Aussagen zugrunde liegende Erfahrung. Carla Pinheiro fühlte sich in der Engadiner Gemeinde fremd und unverstanden, aber nach langer Abwesenheit anfänglich auch in ihrem Herkunftsland. Ihre Schilderungen deuten darauf hin, dass sie nicht gewillt ist, sich widerspruchslös allen geltenden Regeln zu beugen, sowohl hier als auch dort. Sie hinterfragt Etabliertes und fordert ihre Rechte ein. Die gesundheitlichen Probleme ihres Kindes sind nur der Kulminationspunkt. Carla Pinheiro berichtet von weiteren Konflikten mit dem Vermieter und der Gemeinde, die ihr zufolge deutlich machen, dass die Interessen der ständig wohnhaften Migrantinnen und Migranten weniger zählen als jene der temporären Gäste. Trotz allem kann Carla Pinheiro den Erfahrungen im Engadin auch Gutes abgewinnen.

Carla Pinheiro: Die Erfahrung hier [in der Schweiz] lehrt uns etwas. Wir lernen zu verlangen, zu reklamieren. Wir kennen unsere Rechte.

Interviewerin: Du findest, hier hast du gelernt, deine Rechte einzufordern?

Carla Pinheiro: Ja. Ich sage immer, alles was ich erlebt habe, hat mir geholfen. Denn wir lernen zu sehen, was gut und schlecht ist. Und wir lernen uns zu verteidigen. Wir gehen zum Beispiel nach Portugal. Die Leute dort sind sich an etwas gewöhnt. Es ist nicht so, dass wir finden, wir seien etwas Besseeres, weil wir aus der Schweiz kommen. Nein. Aber wir kennen unsere Rechte.

Diese drei Frauen möchten sich nicht ohne weiteres in das bestehende Setting einfügen. Sie sind zwar zu vielen Anpassungen bereit, wollen aber zugleich das Leben vor Ort aktiv mitgestalten und erwarten dafür Respekt und Gleichberechtigung. Sie sehen sich als gleichwertige Einwohnerinnen ihrer Gemeinde, die ihren Beitrag zur Gemeinschaft leisten möchten. Mit dieser Haltung sind diese drei Frauen auf Ablehnung gestossen. Andere Frauen und Männer hingegen gestalten ihre Umgebung aktiv mit, ohne von ähnlichen Begebenheiten zu berichten oder sich von solchen massgeblich behindert zu fühlen. In welchem Ausmass negative Erfahrungen als Ablehnung empfunden werden, ergibt sich durch ein komplexes Zusammenspiel verschiedener persönlicher und externer Faktoren. Dennoch zeigen diese Beispiele ein nicht ganz so harmonisches Bild vom Leben in einer kleinräumigen Region. Nicht jeder aktive Beitrag wird von der lokalen Bevölkerung begeistert aufgenommen, nicht jede Person mit offenen Armen willkommen geheissen. Die Unterschiede lassen sich jedoch weder an der geografischen Herkunft, noch am Geschlecht oder an der Untersuchungsregion festmachen und auch nicht – wie die obigen Beispiele zeigen – am Grad der Offenheit und Partizipation. Dies zeigt sich deutlich an den interviewten Portugiesinnen und Portugie-

sen. In beiden Regionen gibt es Beispiele für grosse Akzeptanz, die sich in Aussagen wie der folgenden akzentuieren.

Ich fühle mich zuhause. Auch die anderen Leute, ich bin für sie, ich bin von hier. (Teresa Bivetti)

Gleichzeitig gibt es Portugiesinnen und Portugiesen, die sich nach Jahren immer noch fremd und unverstanden fühlen, die Akzeptanz und Toleranz vermissen und sich mit stereotypen Vorstellungen über »die Portugiesen« konfrontiert sehen, obwohl sie sich am Ort engagieren und ihr Potenzial einbringen möchten. Die Frage, was zur Akzeptanz führt oder fremd bleiben lässt, bleibt unbeantwortet. Ist es eine starke Identifikation mit dem Ort, die eine positive Einstellung befördert oder sind es Erfahrungen von Ablehnung, die einer Identifikation mit dem Ort im Wege stehen? Der Prozess des Ankommens, sich Einrichtens und sich eine Existenz Aufbauens ist so unterschiedlich wie die interviewten Personen und das Umfeld, auf das sie hier treffen.

9.2 Kategorien brechen auf

Die Interviews zeigen das breite Spektrum an Erfahrungen, Erwartungen, Zielen und Lebensstrategien von Zugewanderten auf. Pauschalisierungen oder eine Generalisierung nach Nationalitäten, Bildungshintergrund oder anderen Kriterien werden dem individuellen Streben der Interviewten nach einem selbstbestimmten und erfüllten Leben nicht gerecht. Im Gegenteil: Solche stereotypen Fremdzuschreibungen behindern die Bildung eines tieferen Verbundenheitsgefühls und widersprechen somit der Aufforderung an Zugewanderte, sich zu integrieren. Das Verständnis, was mit Integration gemeint ist, divergiert beträchtlich. Für alle Interviewten steht ausser Diskussion, dass sie finanziell unabhängig sein möchten und sich an geltende Regeln halten. Integriert fühlen sie sich allein deshalb aber noch nicht. Erst wenn sie als Individuen akzeptiert und respektiert werden, fühlen sie sich zugehörig und verbunden. Darin unterscheiden sie sich nicht von sogenannt Einheimischen oder Zugezogenen aus anderen Schweizer Kantonen und auch nicht von den vielen Weggezogenen. Trennlinien zwischen »wir« und »die Anderen« sind verfehlt. Was sie aber vielleicht von den »Sesshaften« unterscheidet, ist die bewusste Auseinandersetzung mit Fragen nach Zielen, Wünschen und Hoffnungen im Leben. Denn ohne sich diese Fragen zu stellen, wären sie nicht aufgebrochen, hätten sich gar nicht erst einer neuen

Situation gestellt und sich nicht mit dieser auseinandergesetzt. Davon zu lernen, könnte heissen, dass die Leitfragen dieser Forschung generell an die Menschen gestellt würden, die an diesen Orten leben, unabhängig von ihrer Herkunft. Wie lebt es sich an diesem Ort? Wie möchten sie leben? Was erwarten sie von ihren Mitmenschen und dem Ort, an dem sie leben? Es ist zu vermuten, dass Vieles, was hier für Migrantinnen und Migranten gesagt wurde, auch für andere Einwohnerinnen und Einwohner gilt. Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich meist weder an nationaler Herkunft noch an Mobilität und Sesshaftigkeit festmachen. Unsere Gesellschaft ist durchdrungen von Migration und Transnationalismus. Zugezogene aus anderen Schweizer Kantonen machen unter Umständen dieselben Erfahrungen bei der Etablierung in der Dorfgemeinschaft. Anscheinend sesshafte Einheimische mögen enge transnationale Kontakte pflegen und Zugewanderte sich umgekehrt stark am heutigen Wohnort verwurzelt fühlen, ohne dabei ihre grenzüberschreitenden Kontakte aufzugeben.

Eine eingehendere Beschäftigung mit den sich wandelnden Einstellungen, Perspektiven und Lebensweisen der lokalen Bevölkerung – unabhängig von ihrer Herkunft – erscheint deshalb lohnenswert. Daraus lassen sich allmähliche Entwicklungen und gesellschaftliche Veränderungen erkennen und gegebenenfalls Massnahmen für eine nachhaltige und innovative Regionalentwicklung ableiten. Dazu würde auch gehören, die Menschen nicht nur zum Zuzug zu motivieren, sondern sie auch als Mitbürgerinnen und Mitbürger zu empfangen und wertzuschätzen. Jenseits von ökonomischen Interessen braucht es ein verstärktes Bewusstsein für die sich ständig wandelnde Gesellschaft und die damit verbundenen Chancen für die Region. Zugezogene Menschen können mit ihren Ideen und Lebensweisen neue Perspektiven eröffnen und bringen Ressourcen für die Gemeinschaft mit, die über ihre Person als Arbeitskraft hinausgehen. Damit sie diese Qualitäten einbringen können, braucht es eine grundsätzliche Offenheit, die die Teilhabe aller nicht nur ermöglicht, sondern explizit dazu einlädt. Und schliesslich braucht es den Mut, Neues zu denken und zu fördern.

10. Bibliographie

- Adler, Tibère; Moret, Hugo; Pomezny, Nicole; Schlegel, Tobias (2015): Passives Wahlrecht für aktive Ausländer. Möglichkeiten für politisches Engagement auf Gemeindeebene. Zürich: Avenir Suisse. www.avenir-suisse.ch/50701/passives-wahlrecht-fuer-aktive-auslaender (23.7.2020).
- Akademie für Raumforschung und Landesplanung ARL (Hg.) (2016): Multilokale Lebensführung und räumliche Entwicklungen. Positionspapier aus der ARL 104. Hannover. Akademie für Raumforschung und Landesplanung. <http://shop.arl-net.de/multilokale-lebensfuehrung.html> (23.7.2020).
- Alabor, Camilla (2019): Zurück in die Heimat. Trendwende bei der Migration: Immer mehr Portugiesen kehren der Schweiz den Rücken. *NZZ am Sonntag*, 24.3.2019: 8.
- Amt für Wirtschaft und Tourismus AWT (2018): Konjunkturmonitor Kanton Graubünden. Datenstand 21. September 2018. https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/awt/Dokumente/Konjunkturmonitor_Graubuenden_-_Oktober_2018.pdf#search=konjunkturmonitor (20.3.2019).
- Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden AWT (o.J.): Wirtschaftsstruktur 2011-2016: Kanton Graubünden. Statistik und Register.
- Apitzsch, Ursula; Siouti, Irini (2013): Die Entstehung transnationaler Familiobiographien in Europa. In: Bender, Désirée (Hg.): Transnationales Wissen und Soziale Arbeit, 144-157. Weinheim: Beltz Juventa.
- Assmann, Aleida (2009): Vom Zentrum zur Peripherie und wieder zurück. Reisen ins Herz der Finsternis. In: Vogt, Matthias Theodor et al. (Hg.): Peripherie in der Mitte Europas. Reihe: Schriften des Collegium Pontes, 61-78. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.
- Baumann, Hans; Alleva, Vania (2007): Die Migration und die Prekarisierungsfalle. Alte und neue Migration und ihr Einfluss auf

- die Arbeitsbedingungen in der Schweiz. *Denknetz Jahrbuch 2007*, 51-66. www.denknetz.ch/wp-content/uploads/2017/07/Die_Migration_und_die_Prekarisierungsfalle_Alleva_Baumann.pdf (23.7.2020).
- Bausinger, Hermann (1990): Heimat in einer offenen Gesellschaft. In: Cremer, Will (Hg.): *Heimat – Band 1: Analysen, Themen, Perspektiven*, 76-90. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Bätzing, Werner (2015): Die Alpen. Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft. München: Verlag C. H. Beck.
- Beck, Ulrich; Sznajder, Natan (2006): Unpacking cosmopolitanism for the social sciences: a research agenda. *The British Journal of Sociology*. 57 (1), 1-23. London School of Economics and Political Science. <https://doi.org/10.1111/j.1468-4446.2006.00091.x>
- Beck, Ulrich; Grande, Edgar (2010): Jenseits des methodologischen Nationalismus. Aussereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. *Soziale Welt* 61, 187-216. [https://doi.org/10.5771/0038-6073-2010-40271-187](https://doi.org/10.5771/0038-6073-2010-3-4-187)
- Bender, Oliver; Borsdorf, Axel (2014): Neue Bewohner in den Alpen? Mobilität und Multilokalität in Tirol. In: Chilla, Tobias; Bätzing, Werner (Hg.): Leben in den Alpen: Verstädterung, Entsiedlung und neue Aufwertung: Festschrift für Werner Bätzing zum 65. Geburtstag, 15-31. Bern: Haupt.
- Bender, Oliver; Kanitscheider, Sigrun (2012): New Immigration Into the European Alps: Emerging Research Issues. *Mountain Research and Development*, 32(2): 235-241. International Mountain Society. <https://doi.org/10.1659/MRD-JOURNAL-D-12-00030.1> (19.3.2019).
- Benson, Michaela; O'Reilly, Karen. (2009): Migration and the Search for a Better Way of Life: A Critical Exploration of Lifestyle Migration, *The Sociological Review*, 57(4): 608-25. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2009.01864.x>
- Benson, Michaela; O'Reilly, Karen (2016): From lifestyle migration to lifestyle in migration: Categories, concepts and ways of thinking. *Migration Studies*, 4 (1): 20-37.
- Berger, Hansruedi (2016): Sogar noch hinter dem Wallis, Uri und dem Berner Oberland, *Südostschweiz*, 12.4.2016: 3.
- Berthoud, Carole (2015): »Auf einmal war ich Maurergehilfe, und ich fragte mich: Ist das wirklich wahr?« *terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration*. Potenzial. 18-21. Bern: EKM. www.terra-cognita.ch
- Binder, Beate (2008): Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. *Zeitschrift für Volkskunde*. Jg. 104, H1, 1-17.

- Bolliger, Peter (2000): Der Bevölkerungswandel. In: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte. Bd. 3, 115-146. Chur: Verlag Bündner Monatsblatt.
- Bolte, Claudia; Kirchhoff, Gudrun (2015): Migration und Integration im ländlichen Raum. Schader Stiftung. <https://www.schader-stiftung.de/themen/demographie-und-strukturwandel/fokus/laendlicher-raum/artikel/migration-und-integration-im-laendlichen-raum> (23.7.2020).
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, 183-198. Göttingen: Otto Schwartz + Co.
- Brettell, Caroline B. (2003): Anthropology and migration: essays on transnationalism, ethnicity, and identity. Walnut Creek: Altamira Press.
- Brunold-Bigler, Ursula; Conzett, Silvia (Hg.) (2013): Frauen schaffen Heimat. Migrantinnen in Graubünden erzählen. Chur: Verlag Desertina.
- Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2012): Monitoring Ländlicher Raum. Synthesebericht. Bern.
- Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2016): Mobilität in den ländlichen Räumen. Bern.
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2014): Raum mit städtischem Charakter 2012. Erläuterungsbericht. Neuchâtel: BFS.
- Bundesamt für Statistik BFS (2017): Raumgliederungen der Schweiz. Gemeindetypologie und Stadt/Land-Typologie 2012. Neuchâtel: BFS.
- Bundi, Martin (o.J.): Emigraziun. Lexicon istoric retic: e-LIR. www.e-lir.ch/index.php?id=1078&lemma=emigraziun&chavazzin=&lang=r (23.7.2020).
- Camenisch, Martin; Debarbieux, Bernard (2011): »Inter-communal migrations in Switzerland: a »mountain factor«?«. *Revue de Géographie Alpine, Journal of Alpine Research*. 99 (1). <http://rga.revues.org/1368> (23.7.2020). <https://doi.org/10.4000/rga.1368>
- Cangemi, Francesca; von Aarburg, Daniel (2003): Si pensava di restare poco. Eigentlich wollten wir nicht lange bleiben. 12 Geschichten aus der Emigration: 12 storie d'emigrazione. Zürich: Frenetic Films.
- Charmaz, Kathy (2014): Constructing Grounded Theory. (2. Aufl.). Los Angeles: Sage Publications.
- Collenberg, Adolf (o.J.): Immigraziun. Lexicon istoric retic: e-LIR. www.e-lir.ch/index.php?id=1398&lemma=im-mi-gra-zi-un&chavazzin=&lang=r (23.7.2020).

- Colloca, Carlo; Corrado, Alessandra (Hg.) (2013): La globalizzazione delle campagne. Migranti e società rurali nel Sud Italia.
- Corbin, Juliet; Strauss, Anselm L. (2015): Basics of qualitative research: techniques and procedures for developing grounded theory (4. ed. Aufl.). Los Angeles: Sage Publications.
- Cretton, Viviane; Amrein, Thierry; Fellay, Jean-Charles (2012): Racines et Boutures. Migrants et identités locales dans le Bas-Valais. Sembrancher: Centre régional d'études des populations alpines.
- Cretton, Viviane (2012): Socialiser pour s'enraciner. Un jeu sérieux. In: dies.; Amrein, Thierry und Fellay Jean-Charles: Racines et Boutures – Migrants et identités locales dans le Bas-Valais. 163-189. Sembrancher: Centre régional d'études des populations alpines.
- Cretton, Viviane (2018). »In search of a better world in the Swiss Alps. Lifestyle migration, quality of life, gentrification«. In: Horáková, Hana; Boscoboinik, Andrea; Smith, Robin (Hg.): Utopia and Neoliberalism. Ethnographies of rural spaces, 105-125. Berlin: LIT Verlag.
- Dahinden, Janine (2016): A plea for the ›de-migrantization‹ of research on migration and integration. *Ethnic and Racial Studies*. <https://doi.org/10.1080/01419870.2015.1124129>
- Deinet, Ulrich; Reutlinger Christian (2014): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Einleitende Rahmungen. In: dies. (Hg.): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierung zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, 11-30. Bd. 15. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02120-7_1
- Diener, Roger und Eidgenössische Technische Hochschule Zürich. Studio Basel (2005): Die Schweiz – ein städtebauliches Portrait. Bd. 1. Basel: Birkhäuser Verlag für Architektur. <https://doi.org/10.1515/9783764376611>
- Egger, Roman; Herdin, Thomas (Hg.) (2010): Tourismus im Spannungsfeld von Polaritäten. Bd. 2. Wissenschaftliche Schriftenreihe der FHS-Forschungsgesellschaft. Wien: LIT Verlag.
- Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM (2010): Citoyenneté – Zugehörig sein, teilhaben und Verantwortung übernehmen. Bern-Wabern: BBL
- Enzensberger, Hans Magnus (1997): Luxus – woher, und wohin damit? Reminiszenzen an den Überfluss. In: ders.: Zickzack. Aufsätze. 143-161. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Faist, Thomas (2000): Grenzen überschreiten. Das Konzept Transstaatliche Räume und seine Anwendungen. In: Faist, Thomas (Hg.): Transstaatli-

- che Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei, 9-56. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839400548>
- Faist, Thomas et al. (2014): Das Transnationale in der Migration. Eine Einführung. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Fibbi, Rosita; Bolzman, Claudio; Fernandez, Antonio; Gomensoro, Andrés; Kaya, Bülent; Maire, Christelle; Merçay, Clémence; Pecoraro, Marco; Wanner, Philipp (2010): Die portugiesische Bevölkerung in der Schweiz. Im Auftrag des Bundesamts für Migration (BFM). [https://www.researchgate.net/publication/236869455_Die_portugiesische_Bevölkerung_in_der_Schweiz_\(19.07.2020\)](https://www.researchgate.net/publication/236869455_Die_portugiesische_Bevölkerung_in_der_Schweiz_(19.07.2020)).
- Flick, Uwe (2009⁷) (2000): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe et al. (Hg.): Qualitative Forschung, 309-318. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Fürstenau, Sara (2004): Transnationale (Aus)bildungs- und Zukunftsorientierungen. Ergebnisse einer Untersuchung unter zugewanderten Jugendlichen portugiesischer Herkunft. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 7, 33-57. <https://doi.org/10.1007/s11618-004-0004-2>
- Gehrig, Matthias; Oesch, Thomas; Stettler, Peter (2010): Pflegeausbildung und Pflegepersonalmangel im Kanton Graubünden. Empirische Analysen, ökonomische Bewertung und Politikempfehlungen. Zusammenfassung der Studienergebnisse. Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS AG (Hg.). https://www.buerobass.ch/fileadmin/Files/2010/GR_2010_Pflegeausbildung_Pflegepersonalmangel_Zus.fassung.pdf (23.7.2020).
- Geisen, Thomas (2014): Multilokale Existenzweisen von Familien im Kontext von Migration. Herausforderungen für Forschung und Theorieentwicklung. In: Geisen, Thomas et al. (Hg.): Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik, 27-57. Wiesbaden, Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94126-4_3
- Geisen, Thomas (2017): Urbanität und Alltagsleben. Zur Bedeutung ortsbzogener Analysekategorien in der Migrationsforschung. In: dies. et al. (Hg.): Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten, 35-57. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13779-3_3
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda; Szanton Blanc, Cristina (1995): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. *Anthropological Quarterly*, 68 (1), 48-63. <https://doi.org/10.2307/3317464>

- Glick Schiller, Nina; Çağlar, Ayşe (2011): Locality and Globality. Building a Comparative Analytical Framework in Migration and Urban Studies. In: dies.: Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants, 60-81. Ithaca, New York: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9780801460340-005>
- Gross, Manfred; vom Brocke, Christina; Imhof, Andreas (2017): Erhebung der Deutschkompetenzen an den zweisprachigen Schulen in Bever, Celerina, Pontresina und Samedan. Pädagogische Hochschule Graubünden: unveröffentlicht.
- Halm, Dirk; Sauer, Martina (2017): Muslime in Europa: Integriert, aber nicht akzeptiert. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Hilti, Nicola (2013): Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01046-1>
- Hofmann, Fadrina (2018): Warum die Portugiesen jetzt abwandern statt zuwandern. *Südostschweiz*, 6.1.2018: 3. https://reader.somedia.ch/epaper/pdf/blaettern.php?page=01_sogr_01_2018-01-06 (19.12.2018).
- Holert, Tom; Terkessidis, Mark (2006): Fliehkraft: Gesellschaft in Bewegung – von Migranten und Touristen. Originalausgabe. Bd. 959. KiWi. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Jentsch, Birgit; Simard, Myriam (Hg.) (2009): International migration and rural areas: cross-national comparative perspectives. Farnham: Ashgate.
- Juhasz, Anne (2005): Autonomie und Risiko statt Unsicherheit: die selbstständige Erwerbstätigkeit als Weg zur Bearbeitung biographischer Unsicherheiten in der Migration. *sozialer sinn* 6, 93-109. Stuttgart: Lucius. <https://doi.org/10.1515/sosi-2005-0105>
- Kaiser, Dolf (1985): Fast ein Volk von Zuckerbäckern? Bündner Konditoren, Cafetiers und Hoteliers in europäischen Landen bis zum Ersten Weltkrieg. Ein wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Kantonaler Richtplan Graubünden (2018): Richtplananpassung in den Bereichen Raumordnungspolitik und Siedlung. Richtplantelex – Kapitel 2 und Kapitel 5. Aktualisiert im Mai 2019 aufgrund des Genehmigungsbeschlusses des Bundesrats vom 10. April 2019. https://www.gr.ch/DE/institutionen/verwaltung/dvs/are/news/Richtplantelex_KRIP-S.pdf (23.7.2020).

- Kessler, Daniel (1997): Hotels und Dörfer: Oberengadiner Hotellerie und Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit. Beiheft Nr. 5 zum Bündner Monatsblatt. Chur: Verlag Bündner Monatsblatt.
- Kessler, Daniel (2000): Der Tourismus. In: Verein für Bündner Kulturforschung (Hg.): Handbuch der Bündner Geschichte. Bd. 3, 89-114. Chur: Verlag Bündner Monatsblatt.
- Kirchhoff, Gudrun; Bolte, Claudia (2015): Migration und Integration im ländlichen Raum. Besonderheiten und zukünftige Herausforderungen. In: Garstenauer, Rita; Unterwurzacher, Anne (Hg.): Aufbrechen, Arbeiten, Ankommen. Mobilität und Migration im ländlichen Raum seit 1945. *Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes* 11, 185-198. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag.
- Koller, Petra; Meffre, Véronique (2013): MINT-Fachkräfte auf dem Arbeitsmarkt: Ergebnisse der Hochschulabsolventenbefragung für die Disziplinen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Bundesamt für Statistik (Hg.). Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.
- Kordel, Stefan (2016): Zuwanderung in ländliche Räume Europas: zur Diversität von *rural mobilities*. *Europa Regional* 24, 2016 (2017), 3-15.
- Kordel, Stefan; Weidinger, Tobias; Jelen, Igor (Hg.) (2018): Processes of Immigration in Rural Europe: The Status Quo, Implications and Development Strategies. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing.
- Krist, Stefan; Wolfsberger, Margit (2009): Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration. In: Six-Hohenbalken, Maria; Tošić, Jelena (Hg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte, 164-184. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.
- Ladner, Andreas; Bühlmann, Marc (2007): Demokratie in den Gemeinden: der Einfluss der Gemeindegröße und anderer Faktoren auf die Qualität der lokalen Demokratie. Zürich: Rüegger.
- Lauterbach, Burkhardt (2011): Das Spannendste am Tourismus – die Einheimischen? In: Risi, Marius: Alpenland. Terrain der Moderne, 25-40. Münster: Waxmann.
- Lenz, Ramona (2010): Mobilitäten in Europa: Migration und Tourismus auf Kreta und Zypern im Kontext des europäischen Grenzregimes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lévi-Strauss, Claude (2016): Das wilde Denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Original: La pensée sauvage. 1962. Paris).
- Löffler, Roland; Beismann, Michael; Walder, Judith; Steinicke, Ernst (2014): New Highlanders in traditionellen Abwanderungsgebieten der Alpen. Das

- Beispiel der friulischen Alpen. *Journal of Alpine Research. Revue de géographie alpine*, 102-3, 2-16, <https://doi.org/10.4000/rga.2547>
- Luger, Kurt (2000): *Kids of Khumbu: Sherpa youth on the modernity trail*. Kathmandu: Mandala Book Point.
- Machado Gomes, Rui (2015): *Fuga de cérebros. Retratos da emigração portuguesa qualificada*. Lisboa: Bertrand Editora.
- Machold, Ingrid; Dax, Thomas; Strahl, Wibke (2013): *Potenziale entfalten. Migration und Integration in ländlichen Regionen Österreichs*. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Machold, Ingrid; Dax, Thomas (2017): *Migration und Integration: Anstoss zur sozio-kulturellen Veränderung ländlicher Regionen durch internationale Migration*. *Europa Regional* 24, 2016 (2017) I 1-2, 62-76.
- Magris, Francesco (2019): *Die Grenze. Von der Durchlässigkeit eines trennenden Begriffs*. Wien: Pauls Zsolnay Verlag.
- Marchner, Günther (2015): *Lebensentwürfe in ländlichen Regionen. Ein Plädoyer für das Unerwartete*. In: Egger, Rudolf; Posch, Alfred (Hg.): *Lebensentwürfe im ländlichen Raum. Ein prekärer Zusammenhang?* 57-72. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Marques, José Carlos (2010): *Die portugiesische Emigration nach dem »Ende der portugiesischen Emigration«*. In: Pinheiro, Teresa (Hg.): *Portugiesische Migrationen. Geschichte, Repräsentation und Erinnerungskulturen*, 23-36. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92107-5_2
- Martins Correia, Gabriela (2015): *Motivações para um eventual regresso de emigrantes a Portugal. Motivations for a possible return to Portugal by emigrants*. *Revista do Observatório das Migrações* 12, 39-67. Lisboa: Alto Comissariado para as Migrações ACM.
- Massey, Doreen (1991): *A Global Sense of Place*. *Marxism Today* (June), 24-29. http://banmarchive.org.uk/collections/mt/index_frame.htm (23.7.2020).
- Mc Areavey, Ruth (2018): *The future of rural populations*. In: Kordel, Stefan (Hg.): *Processes of Immigration in Rural Europe: The Status Quo, Implications and Development Strategies*, 336-349. Newcastle upon Tyne UK: Cambridge Scholars Publishing.
- Meili, Rahel (2014): *New Highlanders – Unternehmensgründungen von Migrantinnen und Migranten in peripheren Berggebieten*. Masterarbeit der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern: unveröffentlicht.

- Membretti, Andrea; Kofler, Ingrid; Viazzo, Pier Paolo (Hg.) (2017): Per forza o per scelta. L'immigrazione straniera nelle Alpi e negli Appennini. Cantenerano: Aracne editrice.
- Membretti, Andrea; Lucchini, Fabio (2018): Foreign Immigration and Housing Issues in Small Alpine Villages. In: Kordel, Stefan (Hg.): Processes of Immigration in Rural Europe: The Status Quo, Implications and Development Strategies, 203-218. Newcastle upon Tyne UK: Cambridge Scholars Publishing.
- Merkens, Hans (2015): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe et al. (Hg.): Qualitative Forschung, 286-299. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Michael-Caflisch, Peter (2008): Hier hört man keine Glocken. Geschichte der Schamser Auswanderung nach Amerika und Australien. Baden: Hier und jetzt.
- Micksch, Jürgen; Schwier, Anja (2000): Fremde auf dem Lande. Frankfurt a.M., Verlag Otto Lembeck.
- Milbourne, Paul; Kitchen, Lawrence (2014): Rural mobilities: Connecting movement and fixity in rural places. *Journal of Rural Studies* 34, 326-336. <https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2014.01.004>
- Moss, Laurence A. G. (2006): The Amenity Migrants: Ecological Challenge to Contemporary Shangri-La. In: dies. (Hg.): The Amenity Migrants. Seeking and Sustaining Mountains and their Cultures, 3-25. Wallingford: CAB International. <https://doi.org/10.1079/9780851990842.0003>
- Nitz, Hans-Jürgen (1997): Der Beitrag der historischen Geographie zur Erforschung von Peripherien. In: Nolte, Hans-Heinrich (Hg.): Europäische Innere Peripherien im 20. Jahrhundert, 17-36. HMRG Beihefte, Band 23. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Nuissl, Henning; Schmiz, Antonie (2013): Migration als Potenzial der kommunalen Entwicklung – Lokale Ansätze zur Unterstützung von ökonomischen Akteuren mit Migrationshintergrund. *Raumforschung und Raumordnung*. <https://doi.org/10.1007/s13147-013-0226-y>
- Opaschowski, Horst W. (2002): Tourismus: eine systematische Einführung – Analysen und Prognosen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ostertag, Marta (2008): »Sobald man rumantsch geredet hat, war man wie zu Hause.« Von fremden Frauen im Münstertal. In: Redolfi, Silke; Hofmann, Silvia; Jecklin, Ursula (Hg.): fremdeFrau. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 4, 61-105. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.

- Perlik, Manfred (2006): The Specifics of Amenity Migration in the European Alps. In: Moss, Laurence A. G. (Hg.): *The Amenity Migrants. Seeking and Sustaining Mountains and their Cultures*, 215-231. Wallingford: CABI. <https://doi.org/10.1079/9780851990842.0215>
- Perlik, Manfred (2011): Alpine gentrification: The mountain village as a metropolitan neighbourhood. *Revue de Géographie Alpine, Journal of Alpine Research.* 99 (1). <https://journals.openedition.org/rga/1370>. (23.7.2020). <https://doi.org/10.4000/rga.1370>
- Perlik, Manfred; Galera, Giulia; Machold, Ingrid; Membretti, Andrea (Hg.) (2019): *Alpine Refugees: Immigration at the Core of Europe*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing.
- Peyer, Elisabeth; Lindt-Bangerter, Bernhard; Gruber, Susanne; Camenisch, Silvana (2014): Projektbericht des SNF- Projekts »Empfehlungen für Basisstandards für die Schulsprachen der Rätoromanen.« Universität Freiburg. https://doc.rero.ch/record/232464/files/Projektbericht_Empfehlungen_f_r_Basisstandards_f_r_die_Schulsprachen_der_Reto-ro-ma-n-en.pdf (23.7.2020).
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2012): Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung. Göttingen: Wallstein.
- Pfeifer, Regula (2008): »Schau, wenn du willst, heirate ich dich, aber du musst dich schnell entscheiden. In drei Monaten reise ich ab.« Zur Geschichte der Bündner Zuckerbäckerfrauen. In: Redolfi, Silke; Hofmann, Silvia; Jecklin, Ursula (Hg.): *fremdeFrau. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert*. Bd. 4, 15-60. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Pries, Ludger (2003): Transnationalismus, Migration und Inkorporation: Herausforderungen an Raum- und Sozialwissenschaften. *Geographische Revue* 2, 23-39. Flensburg: Selbstverlag Geographische Revue. www.geographische-revue.de/archiv/gr2-03.pdf (23.7.2020).
- Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Prodolliet, Simone (2018): Für eine Schweiz ohne Demokratiedefizit. *terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration*. Staatsangehörigkeit, politische Rechte und Möglichkeiten der Partizipation, 6-7. Bern: EKM.
- Putzi, Hans Peter (2019): Sehr hoher Druck aus Italien. *Südostschweiz*, 22.2.2019: 7.

- Reutlinger, Christian (2013): Das Dorf ist nicht immer »gut« und »solidarisch«. *Terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration* 22. Übers Land. 50-53. Bern: EKM.
- Riaño, Yvonne; Baghdadi, Nadia; Wastl-Walter, Doris (2006): Social Integration and Social Exclusion of Skilled Immigrant Women from Countries outside the European Union. Final research report. (NFP 51 Integration und Ausschluss). https://www.researchgate.net/profile/Yvonne_Riano2/publication/260388410_Social_Integration_and_Social_Exclusion_of_Skilled_Immigrant_Women_from_Countries_outside_the_European_Union/links/0f317537f6c2ba161e000000.pdf?origin=publication_detail (23.7.2020).
- Riegel, Christine; Geisen, Thomas (2010²)(2007): Zugehörigkeit(en) im Kontext von Jugend und Migration – eine Einführung. In: dies. (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen, 7-23. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90480-1_1
- Rolshoven, Johanna (2003): Von der Kulturrbaum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. *Zeitschrift für Volkskunde* 99, 189-213.
- Rolshoven, Johanna (2006): Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. *Zeitschrift für Volkskunde*. Jg. 102, II, 179-194.
- Römhild, Regina (2007): Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft. In: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. 157-177. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- Römhild, Regina (2011): Transnationale Migration und soziokulturelle Transformation: Die Kosmopolitisierung der Gesellschaft. In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.): Transnationalismus und Migration. Dossier, 35-38. <https://heimatkunde.boell.de/dossier-transnationalismus-migration> (23.7.2020).
- Rosenthal, Gabriele (2009): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Bettina et al. (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, 46-64. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-8348-9160-0_3
- Sauter, Christoph; Seger, Cordula (2014): St. Moritz: Stadt im Dorf. Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte.

- Schader-Stiftung (Hg.) (2011): Integrationspotenziale in kleinen Städten und Landkreisen. Ergebnisse des Forschungs-Praxis-Projekts. Darmstadt: Schader-Stiftung. https://www.schader-stiftung.de/fileadmin/content/Abschlusspublikation_komprimiert_.pdf (23.7.2020).
- Schegg, Véronique (2013): Die Arbeitersiedlungen Preda und Spinas während des Baues des Albulatunnels: eine migrationshistorische Unternehmung anhand der zeitgenössischen Presse. *Jahrbuch 2013. Historische Gesellschaft von Graubünden*. Jg. 143, 5-76. Chur: Südostschweiz Presse und Print AG.
- Scheibelhofer, Elisabeth (2011): Raumsensible Migrationsforschung. Methodologische Überlegungen und ihre empirische Relevanz für die Migrationssoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94007-6_4
- Scherhag, Knut; Menn, Andrea (2010): Polaritäten im Überblick. Polaritätsfelder im Destinationsmanagement. In: Egger, Roman; Herdin, Thomas (Hg.): Tourismus im Spannungsfeld von Polaritäten, 11-23. Bd. 2. Wissenschaftliche Schriftenreihe der FHS-Forschungsgesellschaft. Wien: LIT Verlag.
- Schilling, Heinz (2000): Eine Welt von Grenzen. Nachbarschaften und Identitäten in der hessischen Peripherie. In: ders. (Hg.): Peripherie. Lokale Identitäten und räumliche Orientierung an der Grenze. Kulturanthropologie-Notizen, Band 65, 9-55. Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- Schmid, Walter (2015): Muss Integration nützlich sein? *terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration*. Potenzial. 12-15. Bern: EKM.
- Schneider, Antje; Redepenning, Marc (2011): Ländlichkeit und räumliche (Im)Mobilität. Bemerkungen zur Funktion raumbezogener Figuren aus geographischer Sicht. *Land-Berichte. Sozialwissenschaftliches Journal* 14 (3): 10-27.
- Schweizerischer Bundesrat (Hg.) (2015): Politik des Bundes für die ländlichen Räume und Berggebiete. Bericht in Erfüllung der Motion 11.3927 Maissen vom 29.9.2011. Für eine kohärente Raumentwicklung Schweiz. Bericht vom 18.2.2015. <https://www.are.admin.ch/are/de/home/laendliche-raeume-und-berggebiete/strategie-und-planung/politik-des-bundes-fuer-die-laendlichen-raeume-und-berggebiete.html> (23.7.2020).
- Sheller, Mimi; Urry, John (2006): The New Mobilities Paradigm. *Environment and Planning A*, 2, 207-226. <https://doi.org/10.1068/a37268>
- Sioti, Irini (2013): Transnationale Biographien: eine biographieanalytische Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgegeneration griechischer Migrantinnen. Diss. Universität Regensburg.

- chischer Arbeitsmigranten. Kultur und soziale Praxis. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839420065>
- Sokol, Jan (2009): Peripherie und Grenze. In: Vogt, Matthias Theodor et al. Peripherie in der Mitte Europas. Reihe: Schriften des Collegiums, 51-60. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.
- Staatssekretariat für Migration SEM (2018): Ausländerstatistik: Kanton Graubünden: Einwanderung ständige und nicht ständige ausländische Wohnbevölkerung mit Erwerb vom 01.01.2018 bis 31.12.2018.
- Stedman, Richard C. (2006): Understanding Place Attachment Among Second Home Owners. *American Behavioral Scientist* 50 (2), 187-205. <https://doi.org/10.1177/0002764206290633>
- Steinführer, Annett; Reichert-Schick, Anja; Mose, Ingo; Grabski-Kieron, Ulrike (2016): European rural peripheries revalued? Introduction to this volume. In: dies. (Hg.): European rural peripheries revalued. Governance, actors, impacts. Rural areas: Issues of local and regional development. Vol. I, 2-29. Berlin: LIT Verlag.
- Stutz, Heidi; Graf, Iris; Oesch, Thomas; Jäggi, Jolanda; Guggisberg, Jürg (2013): Kurzerwerbsaufenthalte in der Schweiz. Gründe, Wege, Arbeitssituationen und Migrationsgeschichten. Bern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM.
- Südostschweiz Presse und Print AG (Hg.) (2013): Puls – das Bündner Wirtschaftsmagazin, Nr. 38, November 2013. Chur: Südostschweiz Presse und Print AG.
- Thiem, Marion (1994): Tourismus und kulturelle Identität: die Bedeutung des Tourismus für die Kultur touristischer Ziel- und Quellgebiete. Bern: Forschungsinstitut für Freizeit und Tourismus.
- Tibolla, Rinaldo (2014): Warum ausgerechnet die Appenzeller Ausländer abstimmen lassen. *Aargauer Zeitung*, 2.12.2014.
- Tilia, Gitte (2000): Integration bosnischer Flüchtlinge in Fanø. In: Micksch, Jürgen; Schwier, Anja (Hg.): Fremde auf dem Lande, 78-85. Frankfurt a.M., Verlag Otto Lembeck.
- Tischler, Stephan (2016): Mobilität, Verkehr und Raumnutzung in alpinen Regionen: Ein interdisziplinärer Ansatz zur Konzeption zukunftsicher Planungsstrategien. Wiesbaden: Springer Vieweg. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-12810-4>
- Tognina, Andrea (2010): Arbeiter am Bernina: Sozialgeschichte eines Bahnbaus, 1906-1910. Mit Beiträgen von Véronique Schegg und Ruedi Bruederer. Chur: Desertina.

- Waldenfels, Bernhard (1985): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weichhart, Peter (2009): Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. *Informationen zur Raumentwicklung* 36 (1-2) 1-14. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Weichhart, Peter (2010): Raumkonstruktionen, »Turns« und Paradigmen. In: Wöhler, Karlheinz; Pott, Andreas; Denzer, Vera (Hg.): Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens, 21-39. Bielefeld: transcript.
- Wimmer, Andreas; Glick Schiller, Nina (2002): Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. *Global Networks* Jg. 2, Heft 4, 301-334. <https://doi.org/10.1111/1471-0374.00043>
- Wirtschaftsforum Graubünden (Hg.) (2016): Made in Graubünden: Optimierung der Rahmenbedingungen für innovationsorientierte Industrie- und ICT-Betriebe sowie für die Forschung im medizinischen und naturwissenschaftlichen Bereich. https://www.wirtschaftsforum-gr.ch/uploads/files/made_in_graubuenden.pdf (23.7.2020).
- Wöhler, Karlheinz; Pott, Andreas; Denzer, Vera (2010): Formen und Konstruktionsweisen von Tourismusräumen. In: dies. (Hg.): Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens, 11-19. Bielefeld: transcript.
- Wöhler, Karlheinz (2011): Touristifizierung von Räumen: kulturwissenschaftliche und soziologische Studien zur Konstruktion von Räumen. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zier, Béla (2013): Ausländerstimmrecht auch bald in Jenaz? *Südostschweiz*, 11.6.2013: 8.
- Zinn-Thomas, Sabine (2010): Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Studie im Hunsrück. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839413951>

11. Anhang

11.1 Interviewpartnerinnen und Interviewpartner im Oberengadin¹

Name	Ort	Interviewsprache	Datum
Franca Bianchi	Arbeitsplatz	Deutsch	22.9.2015
Teresa Bivetti	zuhause	Portugiesisch	18.11.2015
Manuel Carvalho	Arbeitsplatz, portugiesischer Club	Portugiesisch	16.8.2015 und 9.9.2015
Pedro da Cunha	zuhause	Portugiesisch	23.2.2016
Omar El Kader	Arbeitsplatz	Deutsch	10.11.2015
Ricardo Ferreira und Cristina dos Santos	zuhause	Portugiesisch	18.11.2015
José Gonçalves	Arbeitsplatz	Portugiesisch/ Schweizerdeutsch	9.9.2015
Milan und Bojana Ivanić	zuhause	Schweizerdeutsch	10.2.2016
Fernanda Jörg	Restaurant	Portugiesisch	27.10.2015
Eva Lang	Arbeitsplatz	Deutsch	22.9.2015
Isabel Monteiro	Restaurant	Portugiesisch	10.11.2015
Thomas Neumann	Arbeitsplatz	Deutsch	6.10.2015
Rita Pichler	zuhause	Schweizerdeutsch	6.10.2015
Carla Pinheiro	Wohnung ihres Mannes	Portugiesisch	5.2.2016
Juan Rodriguez	Arbeitsplatz	Deutsch	23.2.2016
Fátima da Silva	Restaurant	Portugiesisch	15.9.2015
Silvia Stefanelli	Arbeitsplatz	Deutsch	15.9.2015
Neil Taylor	Restaurant	Schweizerdeutsch	24.2.2016

¹ Die Tabellen unter 11.1 und 11.2 zeigen die Pseudonyme der Interviewten und die Interviewdaten. Die Paarinterviews kamen spontan zustande, weil sich Ehepartnerinnen auch am Gespräch beteiligen wollten.

11.2 Interviewpartnerinnen und Interviewpartner im Avers und Schams

Name	Ort	Interviewsprache	Datum
Gloria Ferreira	zuhause	Portugiesisch	24.8.2016
Axel Schneider	zuhause	Deutsch	24.8.2016
Sumalee Buchli	Arbeitsplatz	Englisch	6.9.2016
Dirk und Bettina Wagner	zuhause	Deutsch	9.9.2016
Roberto Conti	Institut für Kulturforschung	Deutsch	12.9.2016
Marco Olivieri	Institut für Kulturforschung	Schweizerdeutsch / Deutsch	13.9.2016
Aleksandra Mani	ehemaliger Arbeitsplatz	Deutsch	16.9.2016
Maria da Silva	zuhause	Portugiesisch	12.10.2016
Jules Dubois	zuhause	Französisch	22.11.2016

11.3 Gespräche/Korrespondenz mit thematischen Schlüsselpersonen²

Name	Funktion	Ort	Datum
Alice Bisaz	Geschäftsleiterin der Stiftung KiBE (Kinderbetreuung Oberengadin)	Telefongespräch	12.12.2018
Domenic Camastral	Schulleiter Pontresina	Telefongespräch	25.4.2017
Patrick Casanova	Leiter Statistik und Register Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden	verschiedene E Mails	24.1.2014 bis 26.2.2019
Patricia Ganter	Leiterin Fachstelle Integration Graubünden	Interview	30.1.2014
Jörg Guyan	stellvertretender Leiter, Kantonales Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit	Interview	5.1.2016
Mary Hassler	ehem. Geschäftsmitinhaberin hassler energia, Zillis	Telefongespräch	26.1.2018
Maurizio Pirola	Vertreter Region Südbünden des Graubündnerischen Baumeisterverbands	E Mail	7.12.2018
Christoph Schlatter	Präsident Hotelierverein St. Moritz	Telefongespräch	6.12.2018
Laura Wallnöfer	Schulleiterin Sils im Engadin	Telefongespräch	28.4.2017

² Nicht anonymisiert.

11.4 Personen-Kurzporträts Oberengadin³

Franca Bianchi

Franca Bianchi ist in einer italienischen Stadt geboren. Sie studierte in Italien und Deutschland, wo sie ihren Mann kennenlernte. Gemeinsam übernahmen sie eine Teilzeitstelle als Kuratoren im Engadin. Daneben hatte Franca Bianchi verschiedene Nebenjobs und doktorierte in Italien. Sie begann freiberuflich als Wissenschaftlerin und in der Wissensvermittlung im Engadin zu arbeiten. Heute kombiniert sie Festanstellungen und freiberufliches Engagement in diesen Arbeitsbereichen. Sie ist Schweizer Bürgerin und lebt seit über 20 Jahren im Engadin.

Teresa Bivetti

Teresa Bivetti ist in Portugal geboren. Als sie zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Angola. Acht Jahre später musste die Familie vor dem Krieg nach Portugal fliehen und sich dort ein neues Leben aufzubauen. Für Teresa Bivetti war das ein Schock. Sie lebten bei ihren Grosseltern auf dem Land in ärmlichen Verhältnissen. Von Angola war sie sich ein luxuriöseres Leben gewöhnt. Früh begann Teresa Bivetti neben der Schule und in den Ferien zu arbeiten. Ursprünglich kam sie zur Finanzierung ihres Medizinstudiums ins Engadin. Kurz nach ihrer Ankunft lernte Teresa Bivetti ihren einheimischen Mann kennen. Sie arbeitete im Gastgewerbe, im Familienbetrieb, als Übersetzerin und betreibt heute ein Souvenir-Geschäft sowie zusammen mit einer Freundin ein Catering-Unternehmen. Seit mehr als 30 Jahren lebt sie hier und fühlt sich hier zu Hause. Sie hat drei erwachsene Kinder. Über die Vermittlung von Teresa Bivetti kamen verschiedene Verwandte ins Engadin. Manche leben bis heute da.

Manuel Carvalho

Manuel Carvalho ist im Norden Portugals in einem Dorf aufgewachsen. Sein Vater arbeitete kurze Zeit in Deutschland, während des Kolonialkriegs als Bäcker in Angola und folgte später seinen Brüdern ins Engadin. Manuel Carvalho musste zu Hause früh Verantwortung übernehmen. Mit 16 Jahren migrierte er gegen den Willen seines Vaters ebenfalls ins Engadin, wo er seit bald 30 Jahren lebt. Manuel Carvalho arbeitete in einem kleinen Hotel und wurde schon bald als Kellner eingesetzt. Nach zehn Jahren wechselte er die

³ Die Angaben zu den Personen beziehen sich auf den Zeitpunkt des Interviews.

Arbeitsstelle und ist nun seit bald 20 Jahren im gleichen Betrieb angestellt. Unterdessen ist er zum Chef de Service aufgestiegen. In seiner Freizeit engagiert er sich für die portugiesische Gemeinschaft im Tal und setzt sich für deren Integration ein. Er ist Schweizer Bürger.

Pedro da Cunha

Pedro da Cunha ist im Norden Portugals in einem Dorf aufgewachsen. Nach Abschluss der Schule kam er vorerst für eine Saison ins Engadin, wo er bei der Schwester seines Schwagers als Kutscher arbeitete. Bei seiner Ankunft im Engadin lebten schon Schwestern mit ihren Familien vor Ort. Sie vermittelten ihm auch die nächsten Arbeitsstellen und so wurden unterdessen aus der geplanten einen Saison sieben Jahre. Pedro da Cunha lebt seit seiner Ankunft mit einer Kurzaufenthaltsbewilligung in der Schweiz, sieht aber im Moment in Portugal keine Perspektive für sich, auch wenn er gerne wieder zurückkehren würde.

Omar El Kader

Omar El Kader ist in einer ägyptischen Stadt geboren, studierte Journalismus und begann bereits mit 15 Jahren neben dem Studium zu arbeiten. Er war viele Jahre in Hotels beschäftigt, die letzten Jahre in Ägypten als »Chef de Bar«. Mit seiner Schweizer Frau zog er ins Engadin. Nach wenigen Monaten begann er in einem Restaurant zu arbeiten. Heute ist er Chef de Service, mit einer Ägypterin verheiratet und hat mit ihr zwei Kinder. Omar El Kader ist Schweizer Bürger und lebt seit über 15 Jahren in der Schweiz.

Ricardo Ferreira

Ricardo Ferreira ist in Nordportugal in einer Kleinstadt geboren und studierte Internationale Beziehungen. Nach dem Studium arbeitete er ein halbes Jahr in Jersey als Kellner. Danach machte er ein Praktikum in einem Textil-Unternehmen. Das Praktikum wurde vom Staat finanziell unterstützt. Nach Wegfall dieser Unterstützung hätte er bedeutend weniger verdient. Dies und die schlechten Berufsperspektiven seiner Partnerin Cristina dos Santos bewogen zum Umzug ins Engadin. Nach einer Saison im Hotel fand Ricardo Ferreira seine jetzige Stelle als Versicherungsvertreter. Er betreut vorwiegend portugiesische Kunden. Er lebt seit über fünf Jahren in der Schweiz.

José Gonçalves

José Gonçalves ist in einem Dorf im Norden Portugals aufgewachsen. Er arbeitete als Maurer und Metzger. Mit 17 Jahren kam er ins Engadin. Anfangs arbeitete er als Tellerwäscher in einer Restaurantküche, sehr bald wurde er befördert und lernte verschiedene Bereiche im Restaurant kennen und arbeitete schliesslich mehrere Jahre als Kellner. Um Arbeit und Familie besser vereinbaren zu können, wechselte er zu einem Lebensmittel-Grossverteiler. Auch dort wurde er bald vom Chauffeur zur »rechten Hand« des Geschäftsinhabers befördert. Nach zwölf Jahren bot sich ihm die Möglichkeit, ein Geschäft in der gleichen Branche zu kaufen. Seit bald 20 Jahren führt er heute sein eigenes Unternehmen. José hat fünf Kinder aus erster Ehe und lebt mit seiner Partnerin zusammen. Sie stammt ebenfalls aus Portugal. José Gonçalves ist Schweizer und lebt seit über 30 Jahren im Engadin.

Milan und Bojana Ivanić

Milan Ivanić ist im heutigen Bosnien-Herzegowina (serbische Republik) geboren. Seine Frau Bojana zog fünf Jahre vor ihm in die Schweiz, er folgte ihr, als er 24 Jahre alt war. Sie beabsichtigten nur kurz zu bleiben. Heute stehen sie kurz vor der Pensionierung und haben vor, »für immer« zu bleiben. Milan und Bojana Ivanić haben all die Jahre für den gleichen Arbeitgeber gearbeitet, mit Unterbrechung von sechs Jahren, in denen sie ein eigenes Restaurant führten. Als der Krieg im damaligen Jugoslawien ausbrach, holten sie ihre Kinder, die bei den Grosseltern aufwuchsen, in die Schweiz. Damit Bojana Ivanić mehr Zeit für die Kinder hatte, gaben sie ihren eigenen Betrieb auf und kehrten zum früheren Arbeitgeber zurück. Sie sind Schweizer Staatsbürger und leben seit über 40 Jahren in der Schweiz.

Fernanda Jörg

Fernanda Jörg ist in einer brasilianischen Grossstadt geboren, hat dort Sozialarbeit studiert und ist nach dem Studium zu ihrem Mann ins Engadin gezogen. Sie arbeitete mehrere Jahre im Familienbetrieb ihres Mannes und lebte sich gut ein. Bald hatte sie ein gutes Netz an Freunden und Bekannten. Mit der Geburt des ersten Kindes verlor sich der Kontakt zu ihren Freunden und sie fühlte sich sehr allein. Nach fast zehn Jahren in der Schweiz verspürte sie den Wunsch nach einer Arbeit mit engerem Bezug zu ihren Interessen und Neigungen. Sie absolvierte eine Ausbildung zur Lern- und Dyskalkulie-therapeutin in der Schweiz und danach gelang ihr im Engadin der berufliche

Einstieg in ihr Fachgebiet. Sie erlebte aber Situationen von Geringsschätzung ihrer fachlichen Kompetenzen. Nach und nach reifte in der Familie der Entschied, aus dem Engadin wegzuziehen. Heute leben sie im Schweizer Mittelland. Da fühlt sich Fernanda Jörg besser akzeptiert. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und ist Schweizer Bürgerin. Sie lebt seit über 20 Jahren in der Schweiz.

Eva Lang

Eva Lang ist in Süddeutschland auf dem Land geboren, studierte Anglistik und Biologie und absolvierte später eine Buchhändlerlehre. Sie arbeitete viele Jahre in einer deutschen Grossstadt in der Kulturvermittlung. Vor 15 Jahren wurde ihr von einem Freund eine Stelle als Kulturvermittlerin im Engadin angeboten. Sie liebt ihre Arbeit und die Region. Gleichzeitig fühlt sie sich an vielen Orten zu Hause, im Engadin, in Deutschland, in Zürich und auch in Griechenland. Sie unterhält beruflich und privat enge Verbindungen zu ihren früheren Lebensmittelpunkten. Eva Lang ist Schweizer Bürgerin.

Isabel Monteiro

Isabel Monteiro ist in einer Kleinstadt in Nordportugal geboren. Sie besuchte zwölf Jahre die Schule und wollte eigentlich studieren. Sie begann aber zu arbeiten, heiratete und bekam ein Kind. Der Wunsch nach einem Studium trat in den Hintergrund. Sie arbeitete in einer Fabrik, später als Verkäuferin und gründete schliesslich mit ihrem Mann ein eigenes Geschäft. Als dieses Konkurs ging, kam sie ins Engadin, wo bereits ihre Schwester lebte. Nach einer Saison zogen ihr Mann und ihre Tochter nach. Isabel Monteiro arbeitete in verschiedenen Hotels und Restaurants, bis sie vor drei Jahren zu ihrer jetzigen Arbeitsstelle kam, die ihr gefällt. Isabel Monteiro ist alleinerziehende Mutter von zwei Kindern und lebt seit knapp zehn Jahren im Engadin.

Thomas Neumann

Thomas Neumann kommt aus einem Dorf in Deutschland und ist mit einer Frau aus dem englischen Sprachraum verheiratet. Zusammen haben sie ein Kind, das in der Schweiz geboren ist. Thomas Neumann kam durch die Empfehlung einer Studienkollegin direkt nach dem Medizinstudium als Unter-assistent ans Spital in Samedan. Im Laufe der Jahre arbeitete Thomas Neumann in Spitälern unterschiedlicher Grösse in verschiedenen Regionen der Schweiz. Heute arbeitet er in einer Klinik im Engadin. Thomas Neumann

und seine Familie würden gerne die Schweizer Staatsbürgerschaft beantragen. Durch die ständigen berufsbedingten Wohnortswechsel ist das jedoch noch nicht möglich, obwohl der Arzt seit über 15 Jahren in der Schweiz lebt.

Rita Pichler

Rita Pichler ist im Südtirol in einer touristischen Region geboren und aufgewachsen. Sie machte Ausbildungen zur Fachangestellten Gastgewerbe und Kauffrau. Nach Sprachaufenthalten in Italien und England arbeitete sie mehrere Jahre mit Saisonverträgen an verschiedenen Orten in Graubünden. Sie nahm kurzzeitig eine Stelle im Südtirol an, merkte aber, dass sie sich in der Schweiz heimischer fühlte. Sie zog ins Engadin, arbeitete dort in verschiedenen Gastgewerbebetrieben, zwischendurch auch in einem Sportgeschäft, und lernte ihren portugiesischen Mann kennen. Nach der Geburt ihres Sohnes orientierte sie sich beruflich neu und absolvierte eine Ausbildung zur Katechetin. Seit über zehn Jahren arbeitet sie nun als Religionslehrerin an verschiedenen Schulen. Sie lebt seit über 25 Jahren in Graubünden.

Carla Pinheiro

Carla Pinheiro ist in einem Dorf im Norden Portugals aufgewachsen. Sie hat vier Geschwister und wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Mit 16 Jahren ging sie in den Sommerferien zuerst nach Lissabon, wo sie als Kindermädchen arbeitete, danach mit Freunden der Familie nach Frankreich, wo sie bei der Traubenernte half. Mit dem Geld konnte sie Schulbücher und Kleider kaufen und ihre Eltern unterstützen. Sie wollte Erzieherin oder Sportlehrerin werden. Im letzten Schuljahr arbeitete Carla Pinheiro neben der Schule in einer Fabrik. Mit 17 Jahren zog sie mit ihrem Mann (Bruder von Teresa Bivetti) in die Schweiz und arbeitete während circa zehn Jahren in verschiedenen Hotels. Als ihre älteste Tochter gesundheitliche Probleme bekam, zog Carla Pinheiro mit den Kindern nach Portugal zurück. Ihr Mann arbeitete weiterhin im Engadin. Sieben Jahre später (etwa ein Jahr nach dem Interview) kehrte er ebenfalls nach Portugal zurück. Das Gespräch mit Carla Pinheiro fand anlässlich eines Besuchs von ihr und ihrem Sohn im Engadin statt.

Juan Rodriguez

Juan Rodriguez ist in einer touristischen Region Argentiniens aufgewachsen. Er besuchte eine deutsche Schule und studierte später Wirtschaft. Vor elf Jahren blieb er auf einer Europareise im Engadin hängen. Anfangs arbeitete er

nur in der Wintersaison hier, seit sieben Jahren permanent. Juan Rodriguez ist italienisch-argentinischer Doppelbürger. Anfangs arbeitete er in der Skiwerkstatt eines Sportgeschäfts, unterdessen führt er eine Filiale derselben Firma und zusammen mit seiner niederländischen Partnerin eine Bar.

Cristina dos Santos

Cristina dos Santos ist in einer Kleinstadt in Nordportugal geboren. Als sie zwei Jahre alt war, zog ihre Mutter nach Italien. Cristina dos Santos wuchs bei ihren Großeltern auf. Dank dem Geld, das ihre Mutter im Ausland verdiente, konnte sie Wirtschaft studieren. Sie dachte nie ans Migrieren. Während des Studiums veränderte sich ihre Perspektive. Sie sah Studienfreunde, die nach dem Studium entweder keine Arbeit fanden oder nur sehr wenig verdienten. Dies brachte sie und ihren Partner Ricardo Ferreira Ende 2010 zum Entschluss, ins Engadin zu ziehen, wo ihre Mutter seit ein paar Jahren lebte. Seither arbeitet Cristina dos Santos in der Firma ihres Stiefvaters.

Fátima da Silva

Fátima da Silva ist in einer Kleinstadt im Zentrum Portugals geboren, machte eine Hotelfachausbildung und kam mit 18 Jahren zum Deutschlernen nach Zürich. Nach zwei Jahren kehrte sie nach Portugal zurück, sah dort aber wenig Berufschancen. Deshalb nahm sie eine Stelle im Engadin an. Fátima da Silva arbeitete in verschiedenen Hotels und auch als Gouvernante bei einer Familie. Als ihre Tochter zwei Jahre alt war, gründete sie ihre eigene Reinigungsfirma, um ihre Zeit flexibler einteilen zu können. Fátima da Silva ist mit einem Italiener verheiratet und hat eine Tochter. Sie lebt seit etwa 30 Jahren im Engadin.

Silvia Stefanelli

Silvia Stefanelli ist in einem Dorf im Veltlin aufgewachsen. Sie besuchte die Hotelfachschule und zog mit 18 Jahren ins Engadin, wo sie etwa zwei Jahre in einem Hotel als Kellnerin arbeitete. Zwischendurch arbeitete sie zwei Jahre in einem Hotel in Luzern. Danach kehrte sie wieder ins Engadin zurück, zuerst in ein Hotel und nun seit 25 Jahren im gleichen Betrieb mit einer Jahresstelle. Sie arbeitet im Verkaufsladen, seit circa zwölf Jahren als Leiterin. Silvia Stefanelli ist verheiratet. Ihr Mann ist auch Italiener, hat aber nach wie vor nur Saisonverträge, wenn auch immer beim selben Arbeitgeber. In ihrer Freizeit

ist Silvia Stefanelli oft im Veltlin, besucht ihre Mutter und kümmert sich um den Gemüsegarten.

Neil Taylor

Neil Taylor ist in einem Dorf in Neuseeland aufgewachsen, machte eine Ausbildung zum Landwirt und eine kurze Ausbildung zum Mechaniker. Über persönliche Kontakte kam er in die Schweiz zu seiner ersten Stelle auf einem Bauernhof im Mittelland. Neil Taylor lernte seine Frau kennen und nach verschiedenen Auslandsaufenthalten liessen sie sich im Engadin nieder, wo seine Frau eine Arbeitsstelle gefunden hatte. Anfangs arbeitete Neil Taylor als Aushilfe in einem Bauernbetrieb, dann während circa zehn Jahren mit einem festen Arbeitsvertrag bei den Bergbahnen. Kurze Zeit versuchte er sich als Gesundheitstherapeut selbstständig zu machen. Heute arbeitet er mit Saisonverträgen im Sommer auf einem Golfplatz, im Winter in einem Sportgeschäft. Neil Taylor ist mit einer Schweizerin verheiratet und hat einen Sohn. Sie leben seit knapp 20 Jahren im Engadin.

11.5 Personen-Kurzporträts Avers und Schams

Sumalee Buchli

Sumalee Buchli ist in einer thailändischen Grossstadt geboren, hat eine Elektriker-Ausbildung absolviert und später in einem Bergsportgeschäft gearbeitet. Dort lernte sie ihren heutigen Mann kennen. Nach zwei Jahren beschlossen sie, in die Schweiz zu ziehen, um etwas Geld zu verdienen, mit dem sie sich in Thailand eine Existenz aufbauen wollten. Seit knapp zehn Jahren lebt Sumalee Buchli mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in der Schweiz, seit circa fünf Jahren in der Region. Das Paar betreibt einen Campingplatz für Boulderer, ein Restaurant und ein Backpacker. Die Zukunft sieht sie in der Schweiz. Das Paar möchte das weiterführen, was es in den letzten Jahren aufgebaut hat.

Roberto Conti

Roberto Conti ist in einem Dorf in Norditalien nahe der Schweizer Grenze aufgewachsen. Er studierte Physik, spezialisierte sich schon früh auf Informatik und arbeitete in verschiedenen Firmen in Norditalien und im Tessin. Vor etwa zehn Jahren entschied er sich für eine multilokale Lebensweise. Seine Familie wohnt, studiert und arbeitet nach wie vor in Norditalien, Roberto

Conti wohnt mehrheitlich im familieneigenen Ferienhaus im Schams. Von dort pendelt er an seinen Arbeitsplatz im Fürstentum Liechtenstein. Bis zur Pensionierung der beiden Ehepartner wird die Familie voraussichtlich diese Lebensweise aufrechterhalten. In seiner Freizeit engagiert sich Roberto Conti kulturell im Tal. Er ist noch nicht Schweizer Bürger, möchte das Bürgerrecht aber so bald wie möglich beantragen.

Jules Dubois

Jules Dubois ist in der Nähe von Paris geboren. Nach der Schule besuchte er ein katholisches Seminar in der französischen Schweiz. In Frankreich studierte er Altphilologie und anschliessend Theologie am protestantischen und katholischen Institut in Paris. In dieser Zeit lernte er seine Schweizer Frau kennen, die ebenfalls protestantische Theologie studierte. Jules Dubois begann ein Doktorat in Religionsgeschichte und arbeitete daneben in einer Buchhandlung. Seine Frau war als Pfarrerin tätig. Vor knapp 20 Jahren zogen sie auf Wunsch seiner Frau in die Schweiz. Sie fand eine Arbeitsstelle im Schams. Jules Dubois beendete sein Doktorat und war gleichzeitig Hausmann, der sich um die beiden Kinder kümmerte. Heute arbeitet Jules Dubois als freiberuflicher Geisteswissenschaftler, publiziert und besucht Kongresse im französischsprachigen Raum.

Gloria Ferreira

Gloria Ferreira ist in einer Kleinstadt in Nordportugal geboren. Vor etwa 25 Jahren folgte sie ihrem damaligen Mann ins Avers. Seither lebt und arbeitet sie immer im selben Ort. Unterdessen ist sie seit 20 Jahren mit einem Einheimischen verheiratet. Sie haben vier Kinder. Neben Haushalt und Mithilfe im familieneigenen Landwirtschaftsbetrieb verwaltet Gloria Ferreira Ferienwohnungen, putzt, macht Catering und kümmert sich um die Direktvermarktung der Landwirtschaftsprodukte. Eine Rückkehr nach Portugal steht nicht zur Diskussion.

Aleksandra Mani

Aleksandra Mani ist in einem slowakischen Bergdorf aufgewachsen. Sie besuchte das Gymnasium und absolvierte eine Hotelfachausbildung. Nach einem Praktikum in Griechenland sowie Aufenthalten in England und Italien nahm sie vor knapp fünf Jahren ihre erste Saisonstelle in Graubünden an. Sie lernte ihren heutigen Mann kennen. Nach drei Saisonstellen fand sei eine

Festanstellung im Service. Unterdessen hatte sie gut Deutsch gelernt. Nach vier Jahren im Gastgewerbe beschloss sie, sich beruflich neu auszurichten. Heute studiert sie Tourismus.

Marco Olivieri

Marco Olivieri ist in einem Dorf in Norditalien nahe der Schweizer Grenze aufgewachsen. Er besuchte das Gymnasium, brach dieses jedoch ab, um vor knapp zehn Jahren in der Schweiz im Betrieb einer befreundeten Familie zu arbeiten. Auch seine Brüder arbeiteten eine gewisse Zeit in derselben Firma. Nach acht Jahren im selben Betrieb begann Marco Olivieri eine Lehre als Heizungsmonteur. Aufgrund seiner mehrjährigen Praxiserfahrung kann er diese in einem abgekürzten Verfahren absolvieren. Sein Arbeitgeber unterstützt ihn im Bestreben nach einer formalisierten Berufsausbildung. Nach wie vor unterhält Marco Olivieri engen Kontakt zu seinem Herkunftsland. Die Zukunft ist noch offen, sowohl bezüglich beruflicher Ausrichtung als auch bezüglich seines Wohnorts. Marco Olivieri ist ledig und hat keine Kinder.

Axel Schneider

Axel Schneider ist in einer Kleinstadt in Süddeutschland nahe der Schweizer Grenze aufgewachsen. Er hat verschiedene Ausbildungen im Bereich Gartenbau, Umweltschutz und Landwirtschaft absolviert, inklusive ein Studium in ökologischen Agrarwirtschaften. Vor über 15 Jahren verbrachte er seinen ersten Sommer auf einer Bündner Alp als Zusenn und Hirt. Vier Jahre später zog er fest nach Graubünden. Im Schams fanden er und seine damalige Partnerin für sich und ihre zwei Kühe eine Bleibe. Heute kombiniert Axel Schneider verschiedene Tätigkeiten. Im Sommer geht er nach wie vor auf die Alp, daneben arbeitet er als Fotograf, Journalist, Computer-Supporter und in einem Digitaldruckgeschäft. Axel Schneider ist Mitglied in verschiedenen lokalen Vereinen und engagiert sich ehrenamtlich an lokalen oder regionalen Anlässen. Er möchte im Schams alt werden.

Maria da Silva

Maria da Silva ist in Nordportugal geboren und wuchs in der Nähe von Porto auf. Seit sie 14 Jahre alt war, arbeitete sie in den Ferien, um ihre Schulbücher kaufen zu können. Mit 17 begann sie als Verkäuferin in einem Obstgeschäft. Die Arbeit gefiel ihr sehr gut. Sie war allein für das Geschäft verantwortlich. Vor knapp zehn Jahren zog Maria da Silva mit ihrem Mann ins Schams, wo

dessen Eltern bereits über 20 Jahre lebten und arbeiteten. Maria da Silva arbeitete in verschiedenen Gastbetrieben, war längere Zeit arbeitslos und hat seit Kurzem eine feste Stelle, die ihr gefällt. Sie hat eine Tochter.

Bettina Wagner

Bettina Wagner ist in Ostdeutschland geboren und wuchs mehrheitlich in einer Stadt auf. Im Erwachsenenalter zog sie in ein Dorf. Sie begann in Deutschland die Ausbildung als Altenpflegerin, brach diese aber vor etwa fünf Jahren ab, um mit ihrem Sohn zu ihrem heutigen Mann zu ziehen. Unterdessen hat sie in der Schweiz die Lehre als Fachfrau Gesundheit abgeschlossen und ist Mutter von zwei Kindern. Eine Rückkehr nach Deutschland steht bei der Familie nicht zur Diskussion. Sie fühlen sich wohl hier.

Dirk Wagner

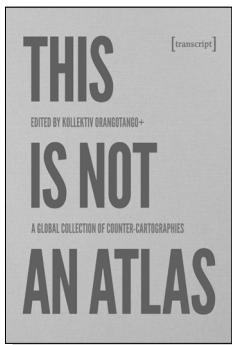
Dirk Wagner ist in Ostdeutschland geboren und in einem Dorf aufgewachsen. Dort hat er eine Schreinerlehre gemacht. Aufgrund der schwierigen Arbeitsmarktsituation zog er in die Schweiz. Über ein Stelleninserat eines Bündner Arbeitsvermittlungsbüros gelangte er in den Kanton. Bereits sein zweiter Arbeitseinsatz war im Schams und da lebt er seither. Nach über zehn Jahren als Schreiner in der Schweiz beschloss er, sich beruflich neu auszurichten, um Beruf und Familie besser miteinander vereinbaren zu können. Seit einem Jahr hat er eine neue Stelle und ist sehr zufrieden damit. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern im Tal. Er hat nach wie vor die Aufenthaltsbewilligung B, überlegt sich jetzt aber die Umwandlung zu einer Niederlassungsbewilligung zu beantragen.

11.6 Dank

In erster Linie danke ich allen Interviewten für ihre Bereitschaft, ihre Erfahrungen mit mir zu teilen, sich trotz intensiver Arbeitstage Zeit für meine Fragen zu nehmen, mir auch nach dem Interview immer wieder telefonisch oder via WhatsApp, SMS oder E-Mail Auskunft zu geben und schliesslich auch Bildmaterial für diese Publikation zur Verfügung zu stellen. Ohne ihre Mitwirkung wäre diese Publikation nicht zustande gekommen. Ihre Offenheit, Gastfreundschaft und Herzlichkeit beeindruckten mich. Die vielfältigen Lebensanschauungen, Lebensstrategien und Lösungsansätze waren nicht nur für meine Arbeit von Bedeutung, sondern auch eine persönliche Bereicherung. Dafür danke ich allen!

Spezieller Dank gebührt der Leiterin des Instituts für Kulturforschung Graubünden Cordula Seger für ihre kompetente Begleitung, wegweisende Impulse und für die eingehende und kritische Lektüre des Manuskripts in seinen verschiedenen Stadien. Zum Gelingen dieses Buchs haben viele beigetragen. Ihnen allen ein grosses Dankeschön: Dem früheren Institutsleiter Marius Risi für die Ermöglichung des Forschungsprojekts, die Begleitung bei der Konzeption sowie die kompetente Lektüre und Diskussion des Manuskripts; Joachim Jung für das sorgfältige Lektorat; Walter Leimgruber und Konrad Kuhn für das kritische Lesen des Manuskripts sowie wertvolle Hinweise; Patricia Ganter von der Fachstelle Integration Graubünden, Jörg Guyan vom Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, Patrick Casanova vom Amt für Wirtschaft und Tourismus Graubünden für ihre Einschätzungen zur Situation im Kanton und die kompetente Beantwortung all meiner Anfragen; den Schlüsselpersonen und Schulleitungen für ihre Auskünfte, Francesca Nussio und Manuela Manni für die kritische Lektüre einzelner Kapitel im Anfangsstadium sowie inspirierende und motivierende Gespräche. Des Weiteren danke ich all jenen, die mich auf der Suche nach Interviewpartnerinnen und -partnern unterstützt haben. Walter Leimgruber danke ich für die Möglichkeit der Teilnahme an den Treffen der Basel Migration Group an der Universität Basel. Diese ausserkantonalen universitären Kontakte zu Migrationsforschenden stellten für mich eine wichtige Quelle der Inspiration und Motivation dar. Und schliesslich ein grosses Dankeschön an Hermano, Ladina und Gianna. Ihnen ist dieses Buch gewidmet. Obrigada! Danke!

Geographie



kollektiv orangotango+ (ed.)

This Is Not an Atlas

A Global Collection of Counter-Cartographies

2018, 352 p., hardcover, col. ill.

34,99 € (DE), 978-3-8376-4519-4

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation,
ISBN 978-3-8394-4519-8



Susann Schäfer, Jonathan Everts (Hg.)

Handbuch Praktiken und Raum

Humangeographie nach dem Practice Turn

2019, 396 S., kart., 5 SW-Abbildungen

29,99 € (DE), 978-3-8376-4603-0

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4603-4



Ian Klinke

Bunkerrepublik Deutschland

Geo- und Biopolitik in der Architektur des Atomkriegs

2019, 256 S., kart., 21 SW-Abbildungen

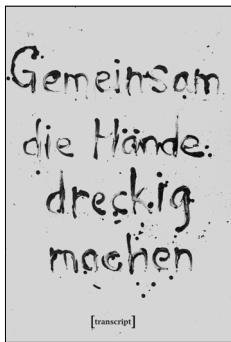
29,99 € (DE), 978-3-8376-4454-8

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4454-2

EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4454-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Geographie



Severin Halder

Gemeinsam die Hände dreckig machen

Aktionsforschungen im aktivistischen Kontext
urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen

2018, 468 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4547-7



Christoph Baumann

Idyllische Ländlichkeit

Eine Kulturgeographie der Landlust

2018, 268 S., kart., 12 SW-Abbildungen

29,99 € (DE), 978-3-8376-4333-6

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4333-0



Sören Groth

Von der automobilen

zur multimodalen Gesellschaft?

Multioptionalität als Voraussetzung
für multimodales Verhalten

2019, 282 S., kart., 18 SW-Abbildungen, 6 Farabbildungen

39,99 € (DE), 978-3-8376-4793-8

E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4793-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**